

SPRACHE

Sprache

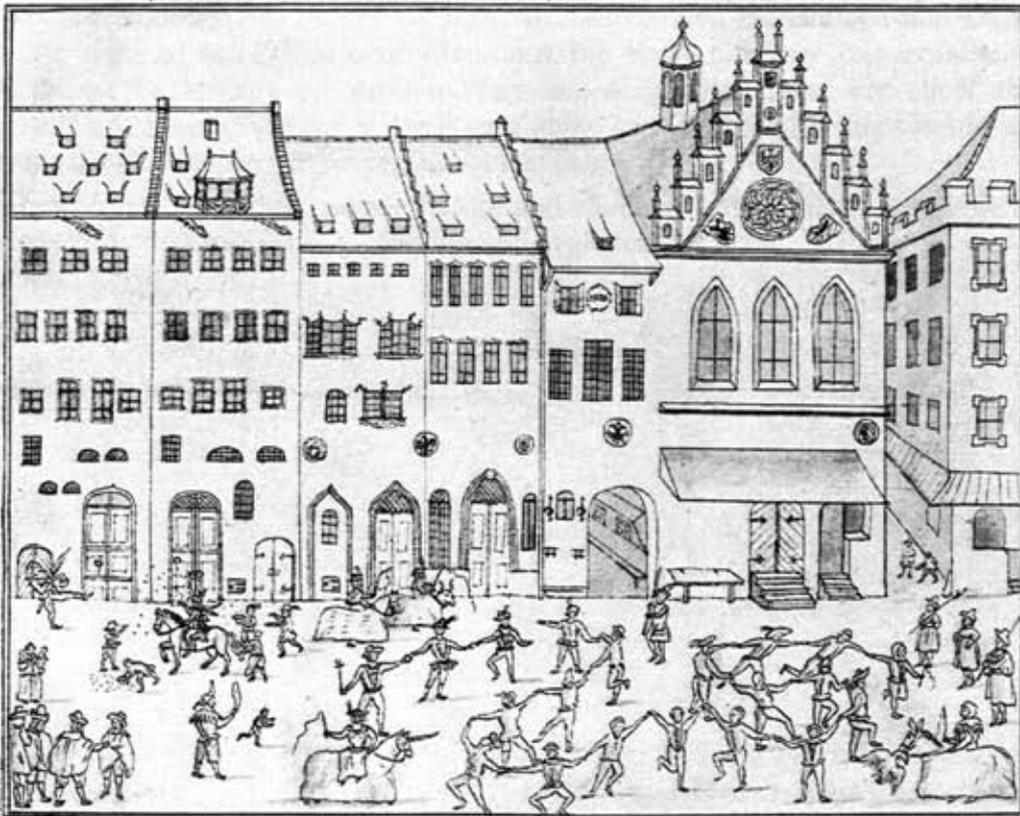
ΛΟΓΟΣ

D. MENTING

MACHT SPRACHE LEUTE?

**Zur gesprochenen Sprache und zum Sprachgebrauch im
spätmittelalterlichen Nürnberg**

K. B. 357 *Auftracht der Leut der Scherbarths für dem alten Rathhaus. 1570*



Documenta historiae Band 5
München
2003

DOCUMENTA HISTORIAE

Band 5

Herausgegeben von

Hans-Joachim Gregor und Marcel Schoch

Jahrgang 2003

ISSN 1433-1691

Documenta historiae	Band 5	S. 1-286	Abb. 1-6	München	2003
---------------------	--------	----------	----------	---------	------

MACHT SPRACHE LEUTE?

**Untersuchungen zur gesprochenen Sprache und zum
Sprachgebrauch im spätmittelalterlichen Nürnberg am
Beispiel von ausgewählten Fastnachtspielen und
Vergleichstexten**

von D. Menting

Adresse der Autorin:

Dr. Denise Menting
Germaniastr. 27
80805 München

Vorwort

Unter dem Titel «Macht Sprache Leute? Untersuchungen zur gesprochenen Sprache und zum Sprachgebrauch im spätmittelalterlichen Nürnberg am Beispiel von ausgewählten Fastnachtspielen und Vergleichstexten.» wurde die vorliegende Arbeit im Wintersemester 2001/2002 von der Philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München als Dissertation angenommen. Neben einem gerüttelten Maß an Zweifel und Erschöpfung bleibt nach der Beendigung einer solchen Arbeit nicht zuletzt ein Gefühl der Dankbarkeit. Dankbarkeit, letztlich doch zu einem Ende gefunden zu haben, Dankbarkeit den Menschen gegenüber die, auf welche Weise auch immer, ihren Beginn, Fortgang und ihre Beendigung gefördert haben.

Danken möchte ich zunächst den Lehrern, die mein wissenschaftliches Interesse geweckt und wachgehalten haben, so daß es letztlich zur Entstehung dieser Untersuchung kam: Dr. Hubert Schießl, der als Leiter meines Leistungskurses Deutsch im Gymnasium die Grundlagen für mein Studium gelegt hat, und Prof. Dr. Elmar Seebold, der seine weitere Richtung beeinflußt und die Entstehung der vorliegenden Arbeit als ein für Fragen stets offener Ansprechpartner begleitet hat. Danken möchte ich den Freunden und Kollegen, mit denen darüber hinaus immer die Möglichkeit einer kritischen Auseinandersetzung bestand. Stellvertretend auch für die Kolleginnen und Kollegen aus dem Oberseminar seien hier Robert Pittner M.A., Frau Prof. Dr. Karin Pittner und Dr. Eugen Hill genannt.

Die im Verlauf einer solchen Arbeit naturgemäß auftretenden Höhenflüge und Durststrecken sind nicht zu bewältigen ohne Menschen, die einem in dieser Zeit moralischen Rückhalt geben. So möchte ich meinen Freundinnen und Freunden, vor allem aber meinen Eltern und meiner Schwester mit ihrer Familie ganz herzlich für ihre Geduld und Anteilnahme danken, die sie mir entgegengebracht haben.

Widmen möchte ich die Arbeit meiner Nichte und meinem Neffen - ich wünsche ihnen immer Menschen, die sie inspirieren, fördern und begleiten.

München, im Februar 2003

Denise Menting

Inhalt

<u>Vorwort</u>	Seite 5
<u>Inhaltsverzeichnis</u>	Seite 6
<u>0 Einleitung</u>	
1. Zur Themenwahl	Seite 13
2. Zum Stand der Forschung	Seite 14
3. Zur Vorgehensweise bei der Untersuchung	Seite 16
4. Die Materialgrundlage	Seite 18
5. Formalia	Seite 22
<u>I Sprache und Gesellschaft</u>	
1. Gesprochene und geschriebene Sprache	Seite 23
2. Die Situation der Sprache im 15. und 16. Jahrhundert	Seite 26
3. Das spätmittelalterliche Nürnberg	Seite 29
<u>II Alles Theater?</u>	
1. Theater und Realität	Seite 33
2. Das Theater und sein Publikum	Seite 34
3. Die Figuren des Theaterstücks als Sprecher	Seite 39
4. Karneval und Fastnachtspiel	Seite 40
5. Das Vergleichsmaterial	Seite 43
5.1 Zur Auswahl und Erstellung eines Textkorpus	Seite 43
5.2 Die Darstellung der Textsorten	Seite 46
5.2.1 Der Privatbrief	Seite 47
5.2.2 Der Einblattdruck	Seite 50
5.3 Zusammenfassung	Seite 51
Abbildungen der untersuchten Einblattdrucke	Seite 53
<u>III Die sprachliche Analyse der untersuchten Texte</u>	
1. Chancen und Probleme einer Analyse	Seite 59
1.1 Die Möglichkeiten einer Analyse	Seite 59
1.2 Die Sprache im Spiegel der Zeit - die Grammatiken von Laurentius Albertus und Valentin Ickelsamer	Seite 63
1.2.1 Die «Teutsche Grammatick» des Laurentius Albertus aus dem Jahr 1573	Seite 63
1.2.2 «Ein Teütsche Grammatica// ...» von Valentin Ickelsamer aus dem Jahr 1534	Seite 66
1.2.3 Gegensätze und Übereinstimmungen der beiden Grammatiken von Laurentius Albertus und Valentin Ickelsamer	Seite 68
1.3 Vorgehensweise bei der Analyse	Seite 68
2. Die sprachliche Analyse	Seite 70
2.1 Graphematische und phonematische Untersuchung	Seite 70

Inhalt

2.1.1	Die Behandlung von Orthographie und Phonologie in den Grammatiken von Laurentius Albertus und Valentin Ickelsamer	Seite 72
2.1.2	Die graphische Gestaltung der untersuchten Texte	Seite 74
2.1.2.1	Groß- und Kleinschreibung	Seite 75
2.1.2.2	Interpunktion	Seite 76
2.1.2.3	Rein graphematische Varianten	Seite 77
2.1.2.4	Korrekte und fehlerhafte Orthographie	Seite 77
2.1.2.5	Schönschrift?	Seite 79
2.1.2.6	Zusammenfassung	Seite 80
2.1.3	Phonologische Untersuchung der Texte	Seite 81
2.1.3.1	Grundlagen und Möglichkeiten	Seite 81
2.1.3.2	Reim und Versmaß im Fastnachtspiel	Seite 84
2.1.3.3	Möglichkeiten der Kennzeichnung des Lutwertes	Seite 86
2.1.3.4	Die Wiedergabe des Lautwertes	Seite 87
2.1.3.4.1	Die Wiedergabe der Vokale	Seite 87
2.1.3.4.2	Die Diphthonge	Seite 88
2.1.3.4.3	Die Umlaute	Seite 89
2.1.3.4.4	Die Wiedergabe der Konsonanten	Seite 90
2.1.3.4.5	Ergebnisse: Morphem-Graphem-Korrespondenz	Seite 92
2.1.3.5	Die Varianten	Seite 92
2.1.3.5.1	Diachronische Varianten	Seite 92
2.1.3.5.1.1	Die Diphthonierung	Seite 92
2.1.3.5.1.2	Die Wiedergabe der Gaumenlaute	Seite 93
2.1.3.5.2	Dialektale Varianten	Seite 94
2.1.3.5.2.1	Lenisierung	Seite 94
2.1.3.5.2.2	Die Wiedergabe der Lippenlaute /w/ und /b/	Seite 94
2.1.3.5.2.3	Monophthongierung	Seite 94
2.1.3.5.2.4	Rundung	Seite 94
2.1.3.5.2.5	Entrundung	Seite 95
2.1.3.5.2.6	Senkung	Seite 95
2.1.3.5.2.7	Zusammenfassung	Seite 96
2.1.3.6	Ergebnisse	Seite 97
2.1.3.7	Phonotaktische Erscheinungen	Seite 97
2.1.3.7.1	Das Fastnachtspiel	Seite 98
2.1.3.7.2	Die Einblattdrucke	Seite 99
2.1.3.8	Der Sproßvokal	Seite 99
2.1.4	Ergebnisse	Seite 99
2.1.4.1	Zur Graphematik und Orthographie der untersuchten Texte	Seite 100
2.1.4.2	Zur Phonematik der untersuchten Texte	Seite 100
2.1.4.3	Die Graphematik als Mittel zur Umsetzung der Aussprache in den untersuchten Texten	Seite 101
2.2	Morphologie und Wortbildung	Seite 102
2.2.1	Morphologie	Seite 103
2.2.1.1	Der unbestimmte Artikel <i>ein</i>	Seite 103
2.2.1.2	Das Substantiv	Seite 104
2.2.1.3	Namen und Frmdwörter	Seite 104
2.2.1.5	Verb	Seite 104
2.2.1.5.1	Bildung des Partizips Perfekt	Seite 104
2.2.1.5.2	Imperativ des Hilfsverbs <i>sein</i>	Seite 104

Inhalt

2.2.1.6	Kontrahierte Formen vs. vollständige Formen	Seite 104
2.2.2	Wortbildung	Seite 105
2.2.2.1	Derivation	Seite 106
2.2.2.1.1	Affixierung	Seite 106
2.2.2.1.1.1	Substantive	Seite 106
2.2.2.1.1.2	Adjektive	Seite 107
2.2.2.1.1.3	Adverb	Seite 108
2.2.2.1.1.4	Diminutiv	Seite 108
2.2.2.1.2	Wortartenwechsel	Seite 111
2.2.2.2	Wortkomposition	Seite 112
2.2.2.2.1	Beispiele für Wortkompositionen	Seite 112
2.2.2.2.2	Formern der Schreibung der Wortkompositionen	Seite 112
2.2.2.2.2.1	Zusammenschreibung	Seite 113
2.2.2.2.2.2	Getrennschreibung	Seite 113
2.2.2.2.2.3	Getrennschreibung mit Bindestrich	Seite 113
2.2.2.2.3	Zusammenfassung	Seite 113
2.3	Syntax	Seite 114
2.3.1	Die Satzform	Seite 115
2.3.1.1	Einfache Sätze	Seite 115
2.3.1.2	Satzverbindungen	Seite 115
2.3.1.3	Satzgefüge	Seite 116
2.3.1.4	Zusammenfassung: «In der Kürze liegt die Würze»?	Seite 116
2.3.2	Wort- und Satzgliedstellung	Seite 117
2.3.2.1	Die Syntax in der Grammatik des Laurentius Albertun	Seite 117
2.3.2.2	Die Wort- und Satzgliedstellung in den untersuchten Texten	Seite 117
2.3.2.2.1	Der Aufbau des Satzes	Seite 117
2.3.2.2.2	Die Substantive	Seite 118
2.3.2.2.3	Zur Syntax des Verbs	Seite 118
2.4	Der Wortschatz	Seite 119
2.4.1	Dialektwortschatz	Seite 119
2.4.1.1	Das Fastnachtspiel	Seite 120
2.4.1.2	Die Einblattdrucke	Seite 120
2.4.1.3	Die Brieffliteratur	Seite 120
2.4.1.4	Zusammenfassung	Seite 121
2.4.2	Berufsspezifischer Wortschatz	Seite 121
2.4.2.1	Die Bauern	Seite 123
2.4.2.2	Die Geistlichkeit	Seite 124
2.4.2.3	Städtische Berufe	Seite 126
2.4.2.4	Naturwissenschaft und Medizin	Seite 128
2.4.3	«Liber pruder, wie du mir schreibst, du kunst mit niemant reden, so thun fleicz, das du palt lerst...» - zum Erwerb und Gebrauch von Fremdsprachen	Seite 130
2.4.3.1	Das Fastnachtspiel	Seite 131
2.4.3.2	Die Einblattdrucke	Seite 132
2.4.3.3	Die Brieffliteratur	Seite 132
2.4.3.4	Zusammenfassung: Fremdsprachengebrauch und der Einfluß auf die deutsche Sprache	Seite 133
2.4.4	Ergebnisse	Seite 133

Inhalt

2.5	Vorgefertigtes Sprachmaterial	Seite 134
2.5.1	Exkurs: Der optische Eindruck der Realität und seine sprachliche Umsetzung in den Texten der Einblattdrucke	Seite 134
2.5.2	Direkt wiedergegebene textliche Elemente	Seite 136
2.5.2.1	Zitate	Seite 136
2.5.2.2	Sprachformeln	Seite 138
2.5.2.3	Sprichwörter und Sinnsprüche	Seite 140
2.5.3	Wiedergabe textlicher Elemente, mit denen eine Deutung verbunden ist	Seite 142
2.5.3.1	Bildhafte Sprache	Seite 142
2.5.3.1.1	Die Darstellung der Liebe	Seite 143
2.5.3.1.2	Die Darstellung der Körperlichkeit	Seite 146
2.5.3.1.3	Die in den Einblattgedrucken verwendete Bildersprache	Seite 147
2.5.3.1.4	Zusammenfassung	Seite 149
2.5.3.2	Phraseologismen	Seite 149
2.5.3.3	Vergleiche	Seite 150
2.5.4	Ergebnisse	Seite 151
2.6	Die metasprachliche Ebene	Seite 152
2.6.1	Die Sprache und ihre Funktion	Seite 152
2.6.2	Die Sprache und ihre Sprecher	Seite 153
2.6.3	Rolle und Funktion von Sprache	Seite 154
3.	Zusammenfassung der Ergebnisse des Analyseteils	Seite 154
3.1	Das Verhältnis der untersuchten Textsorten zur gesprochenen Sprache	Seite 155
3.2	Die konkrete Annäherung an die gesprochene Sprache	Seite 156
3.3	Wie «nürnbergisch» ist die gebrauchte Sprache?	Seite 157
<u>IV Die Bevölkerungsschichten und ihre Sprache</u>		Seite 159
1.	Die einzelnen Schichten und ihr Bezug zu den untersuchten Texten	Seite 159
1.1	Der Bezug des Adels zu den untersuchten Texten	Seite 159
1.2	Der Bezug der Stadtbevölkerung zu den untersuchten Texten	Seite 160
1.3	Der Bezug der Bauern zu den untersuchten Texten	Seite 161
1.4	Der Bezug der Geistlichkeit zu den untersuchten Texten	Seite 161
1.5	Der Bezug der Frauen zu den untersuchten Texten	Seite 162
2.	Die Sprachvarietäten der einzelnen sozialen Schichten	Seite 163
2.1	Die Sprache der adeligen bzw. sozial hochstehenden Figuren und Sprecher	Seite 164
2.2	Die Sprache der Stadtbewohner	Seite 165
2.3	Die Sprache der Bauern	Seite 166
2.4	Die Sprache der Geistlichen	Seite 167
2.5	Sprache bei Übernahme einer anderen «Rolle»	Seite 167
2.6	Zusammenfassung	Seite 168

3.	Das Sprachverhalten der einzelnen sozialen Schichten im Kontakt mit anderen Sprechern	Seite 169
3.1	Die Anredeformen	Seite 171
3.1.1	Pronominale Anredeformen	Seite 173
3.1.1.1	Das Fastnachtspiel	Seite 173
3.1.1.2	Die Briefe	Seite 179
3.1.1.3	Die Einblattdrucke	Seite 180
3.1.1.4	Zusammenfassung	Seite 180
3.1.2	Eigennamen	Seite 181
3.1.2.1	Das Fastnachtspiel	Seite 181
3.1.2.2	Die Briefe	Seite 186
3.1.2.3	Einblattdrucke	Seite 186
3.1.2.4	Zusammenfassung	Seite 187
3.1.3	Berufsbezeichnungen	Seite 187
3.1.3.1	Das Fastnachtspiel	Seite 187
3.1.3.2	Die Briefe	Seite 189
3.1.3.3	Die Einblattdrucke	Seite 189
3.1.3.4	Zusammenfassung	Seite 189
3.1.4	Titel	Seite 190
3.1.4.1	Akademische Titel	Seite 190
3.1.4.1.1	Die Fastnachtspiele	Seite 191
3.1.4.1.2	Briefe	Seite 191
3.1.4.1.3	Einblattdrucke	Seite 191
3.1.4.2	Titel, die eine soziale Position kennzeichnen	Seite 191
3.1.4.2.1	Das Fastnachtspiel	Seite 191
3.1.4.2.2	Die Briefe	Seite 192
3.1.4.3	Bedeutung von Titeln	Seite 192
3.1.5	Verwandtschaftsbezeichnungen	Seite 192
3.1.5.1	Die dargestellten verwandtschaftlichen Beziehungen	Seite 193
3.1.5.2	Eigennamen	Seite 193
3.1.5.2.1	Das Fastnachtspiel	Seite 193
3.1.5.2.2	Die Briefe	Seite 194
3.1.5.3	Verwandtschaftsbezeichnungen	Seite 194
3.1.5.3.1	Das Fastnachtspiel	Seite 194
3.1.5.3.2	Die Briefe	Seite 195
3.1.5.4	Sonstige Formen der Anrede	Seite 196
3.1.5.4.1	Das Fastnachtspiel	Seite 196
3.1.5.4.2	Die Briefe	Seite 196
3.1.5.5	Zusammenfassung	Seite 196
3.1.6	Die indirekte Anrede	Seite 197
3.1.6.1	Die Adressen der Briefe	Seite 197
3.1.6.2	Die Bezeichnung abwesender Personen in den Fastnachtspielen	Seite 198

Inhalt

3.1.6.3	Die Einblattdrucke	Seite 198
3.1.6.4	Zusammenfassung	Seite 200
3.1.7	Selbstbezeichnungen	Seite 200
3.1.7.1	Darstellung der eigenen Person oder Situation im Gespräch mit anderen - oder Selbstreflexion?	Seite 200
3.1.7.1.1	Das Fastnachtspiel	Seite 200
3.1.7.1.2	Die Briefe	Seite 201
3.1.7.1.3	Einblattdrucke	Seite 202
3.1.7.2	Zusammenfassung	Seite 202
3.1.8	Zusammenfassung: Form und Funktion der Anredeformen	Seite 202
3.2	Bauer, Bürger, Edelmann...	Seite 205
3.2.1	Der Adel	Seite 205
3.2.1.1	Die Situation des Adels	Seite 205
3.2.1.2	Die Sprache des Adels im Kontakt mit den anderen Sprecherschichten	Seite 207
3.2.2	Die Stadtbevölkerung	Seite 209
3.2.2.1	Die Situation der Bürgerschaft	Seite 209
3.2.2.2	Die Sprache der städtischen Bevölkerung im Kontakt mit anderen Sprecherschichten	Seite 210
3.2.3	Die Landbevölkerung	Seite 213
3.2.3.1	Die Situation der Landbevölkerung	Seite 213
3.2.3.2	Die Sprache der Bauern im Kontakt mit den anderen Figuren/ Sprechern	Seite 214
3.3	Der Klerus	Seite 219
3.3.1	Die Situation des Klerus	Seite 219
3.3.2	Exkurs: Die Auswirkung von Reformation und Bauernkriegen auf die Reichsstadt Nürnberg	Seite 219
3.3.2.1	Reformation und die Bauernkriege in Nürnberg	Seite 219
3.3.2.1.1	Die Reformation in Nürnberg	Seite 220
3.3.2.1.2	Die Bauernkriege in Nürnberg	Seite 221
3.3.2.2	Die direkte Begegnung zwischen Bauern und Geistlichen in den Fastnachtspielen	Seite 222
3.3.3	Die Sprache der Geistlichen im Kontakt mit anderen Sprechern	Seite 223
3.4	«Das ewig Weibliche...»	Seite 225
3.4.1	Die Situation der Frauen in Nürnberg	Seite 225
3.4.2	Die Sprache der Frauen im Kontakt mit anderen Sprecherinnen und Sprechern	Seite 227
3.4.2.1	Die Sprache Frauen gegenüber	Seite 228
3.4.2.2	Die Sprache Männern gegenüber	Seite 229
3.4.2.2.1	Die Anrede und Bezeichnung von Frauen durch Männer	Seite 229
3.4.2.2.2	Die Anrede und Bezeichnung von Männern durch Frauen	Seite 234
3.4.2.2.3	Die Anrede - Resümee	Seite 238
3.4.2.2.4	Die Themen	Seite 238
3.4.3	Zusammenfassung	Seite 242

Inhalt

3.5	Die «Exoten»	Seite 244
3.5.1	Die jüdische Gemeinde in Nürnberg	Seite 245
3.5.2	Die Darstellung der Juden in den Fastnachtspielen unter sprachlichem Aspekt	Seite 247
3.5.3	Parallelen zu anderen Theaterformen	Seite 258
3.5.4	Die jüdisch-deutsche Sprache des späten Mittelalters	Seite 260
3.5.5	Zusammenfassung	Seite 261
3.6	Zusammenfassung: Die sprachlichen Kontakte zwischen den Sprecherschichten	Seite 263
3.6.1	Die Anredeformen	Seite 263
3.6.2	Die gewählte Sprache	Seite 264
3.6.3	Der Einfluß von Textsorte und situativem Kontext auf die gewählte Sprache	Seite 265
4.	Zusammenfassung: Die Sprache in ihrem Bezug zur Gesellschaft	Seite 265
4.1	Der thematische Bezug der untersuchten Texte zur Realität	Seite 266
4.2	Die Beziehung der Sprache zur Realität	Seite 267
4.2.1	Die Orientierung der untersuchten Texte an der sprachlichen Realität	Seite 267
4.2.2	Der Dialektgebrauch in den untersuchten Texten	Seite 268
4.3	Die soziale Schichtung der Sprache in den untersuchten Texten und in der Realität	Seite 269
4.4	Das Sprachverhalten im Kontakt mit anderen Sprechern	Seite 270
	<u>V Schluß: Ergebnisse und Resümée</u>	Seite 271
1.	Theatersprache und natürliche gesprochene Sprache - ein Resümée	Seite 271
2.	Die Annäherung an die gesprochene Sprache im Nürnberg des 15. und 16. Jahrhunderts	Seite 274
3.	Sprachvarietäten und Sprachverhalten gegenüber anderen Sprechern unter soziolinguistischem Aspekt	Seite 274
4.	Die Fastnachtspiele als Quelle für gesprochene Sprache	Seite 276
	<u>Anhang: Verzeichnis verwendeter und zitierter Literatur</u>	
A.	Quellen	Seite 278
B.	Sekundärliteratur	Seite 279
I	Zu Sprache, Sprachgeschichte und Literaturgeschichte	Seite 279
II	Zu Theater und Theatergeschichte	Seite 283
III	Zu Geschichte und Sozialgeschichte	Seite 284
IV	Zu den behandelten themenfremden Bereichen	Seite 284
V	Nachschlagewerke	Seite 286

0 Einleitung

1. Zur Themenwahl

Auf den ersten Blick scheint es problematisch, Theaterstücke zum Gegenstand einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung zu machen, die sich mit der gesprochenen (Alltags)Sprache an einem bestimmten Ort und ihrer sozialen Schichtung befassen wird. Denn für viele - auch oder gerade wenn sie das Theater lieben oder sich auf wissenschaftlicher Ebene damit beschäftigen - ist die Literaturgattung Theaterstück, die hier alle Dichtung, die für die Präsentation auf einer wie auch immer gearteten Bühne gedacht ist, umfassen soll, immer aus dem «alltäglichen» Leben herauszuhalten, ist verbunden mit den speziellen äußeren Umständen der Präsentation des Stückes durch Schauspieler vor einem Publikum. Und obwohl heute die sozialen Gegebenheiten sich geändert haben und z.B. eine bestimmte Kleiderordnung für einen Theaterbesuch nicht mehr existiert, stellt gerade diese Aufführungssituation - man geht zu einer speziellen Uhrzeit in einen speziellen Theaterbau... - eine Hemmschwelle für die nicht am Theater Interessierten dar, die sie davon abhält, eine Theateraufführung zu besuchen oder Theaterstücke als Lektüre zu wählen. Dabei könnte gerade eine solche Lektüre nicht nur Aufschluß über die Gesellschaft einer bestimmten Epoche geben, sondern auch über ihren Umgang mit Sprache.

Genau diese Beziehung zwischen dem Theater und der Gesellschaft einerseits und der Umgang der Gesellschaft mit Sprache - auf dem Theater und im «wirklichen» Leben - andererseits soll der Ausgangspunkt für die folgende Untersuchung sein. Theoretische Vorüberlegungen über die Situation des Theaters in einer bestimmten Epoche und Gesellschaft und generell über die Sprache auf dem Theater scheinen in der Tat angebracht. Denn da ja Theater nicht nur durch seine äußeren Gegebenheiten wie Bühnenbild, Kostüme und die Aktion der Schauspieler wirkt, sondern auch der vorgetragene Text ein ganz wesentlicher Bestandteil einer Vorstellung ist, zeigt ein Theaterstück sehr wohl gleichsam als «Spiegel» den (sprachlichen) Zustand einer Gesellschaft. Nichtsdestotrotz kann man sich bei einer Untersuchung, wie sie hier vorgenommen werden soll, nicht allein auf Theaterliteratur stützen.

Der «Zeitgeist», der ganz spezifische Zustand der Gesellschaft einer bestimmten Epoche, findet seinen Ausdruck nicht nur in einer ja sehr genau zu beobachtenden bzw. zu rekonstruierenden äußeren Entwicklung, die sich z.B. in technischen Neuerungen, naturwissenschaftlichen Entdeckungen oder neuen geistigen Strömungen niederschlägt. Auch die Literatur und die Sprache tragen Merkmale der jeweiligen Kultur - gemeint soll hier sein eine bestimmte geistige Haltung, der Umgang auch mit dem ganz «Alltäglichen» - und damit auch des jeweiligen Menschenbildes. Umso interessanter ist es also, auch diese Äußerungen einer Gesellschaft zu einer Betrachtung heranzuziehen. Zumal da die Sprache ja nicht ein unveränderliches Kontinuum ist, sondern sich sehr wohl den jeweiligen äußeren Gegebenheiten und sozialen Umständen anpaßt bzw. sich mit einer Gesellschaft weiterentwickelt. Die Untersuchung der Sprache einer bestimmten Epoche zeigt also nicht nur den Zustand einer Sprache an, ihren Wortbestand oder eventuelle grammatikalische Besonderheiten, sondern ist immer auch ein Indiz für die jeweils herrschende Gesellschaftsform. Untersucht man die Sprache der Medien einer Epoche - wobei unter Medien alle öffentlich zugänglichen Äußerungen in gedruckter oder, wie im Falle von Theater, in mündlicher Form verstanden sein sollen -, erkennt man sehr rasch diejenigen Themen, die hauptsächlich behandelt werden und auch, wer vor allem "das Sagen hat". Welche gesellschaftlichen bzw. beruflichen Gruppen sind vertreten, werden zu Hauptfiguren in Dichtungen oder auch zur Zielgruppe von Information oder gar von (politischer) Beeinflussung? Welche gesellschaftlichen Gruppen sind es, die sich vor

allem äußern und damit ihren Platz in der Öffentlichkeit beanspruchen? Ist eventuell eine gegenseitige Wertung, sei es Respekt oder Geringschätzung, zu erkennen?

Es zeigt sich also, daß eine sprachwissenschaftliche Untersuchung, zumal wenn sie sich mit der gesprochenen Sprache befaßt, nicht ohne einen Blick auch auf die äußeren und sozialen Gegebenheiten der jeweiligen Epoche auskommen kann. Dieser Aspekt ist auch für die Materialauswahl und -zusammenstellung wichtig. Denn sie wird natürlich maßgeblich von der Fragestellung einer Untersuchung vorgegeben. Ein Hauptziel dabei muß jedoch bleiben, das Augenmerk auf das Untersuchungsobjekt Sprache zu richten und sowohl bei der Materialauswahl als auch bei der Aneignung von Hintergrundwissen - das sicher als Hilfsmittel wichtig ist - sich auf eine aussagefähige und der Untersuchung dienliche Auslese zu beschränken. Eine notwendige Vorüberlegung geht also auch dahin, zu klären, welche Bedeutung Sprache - geschriebene wie gesprochene - generell hat, welche Rolle ihr in einer ganz bestimmten Gesellschaft zukommt und welche Materialien infolgedessen zu einer Untersuchung heranzuziehen sind.

In der heutigen Zeit, in der eine zunehmende Demokratisierung der Gesellschaft, begleitet von einer wachsenden Zahl an Medien - Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk und Fernsehen... - dazu führt, daß vorhandene Sprachschichten sich mehr und mehr angleichen, in der man sich mit Recht bereits in der Schule um einen Abbau soziolektaler oder dialektaler Sprachbarrieren bemüht, scheint die Frage nach der Sprachschichtung innerhalb einer Gesellschaft hinfällig zu werden. Umso ergiebiger und aufschlußreicher ist es, die soziale Schichtung der gesprochenen Sprache an einem Beispiel aus einer Epoche zu untersuchen, in der es nachweislich einen sehr ausgeprägten Gegensatz zwischen den vorhandenen gesellschaftlichen Gruppen gab. Wie aber ist die gesprochene Sprache einer Zeit zu untersuchen, aus der uns heute nur schriftliche Dokumente überliefert sind? Die Möglichkeit, Gespräche mit Hilfe eines Tonbandgerätes aufzuzeichnen - die moderne Technik ermöglicht das inzwischen ohne den Transport und die Montage großer Apparate, ein Diktaphon genügt -, erleichtert dem Sprachwissenschaftler heute die Untersuchung gesprochener Sprache ungemein. Denn er kann so den authentischen Wortlaut und die unveränderte Sprachmelodie wieder und wieder anhören und analysieren. Auch eine Untersuchung von Beiträgen, die von Hörfunk oder Fernsehen ausgestrahlt werden, ist so bis ins kleinste Detail möglich. Anders hat der Sprachwissenschaftler vorzugehen, der sich mit den Dokumenten einer Zeit befaßt, aus der nur schriftlich festgehaltenes und überliefertes Material existiert. Er kann nicht vor dem Hintergrund einer bestimmten Fragestellung Tonbandaufnahmen mit Sprechern z.B. einer ausgewählten Region anfertigen und diese dann auswerten, sondern muß sich unter den schriftlichen Dokumenten für die entscheiden, die für die spezielle Untersuchung wesentlich sind, da sie der Art der Kommunikation innerhalb einer bestimmten Gesellschaft am besten entsprechen.

Zwei Ziele also sollen, so läßt sich kurz zusammenfassen, mit dieser Untersuchung verfolgt werden: Zunächst soll die Möglichkeit eines Vergleiches von «Theaterleben» und realem Leben - und damit von Theatersprache und natürlicher gesprochener Sprache - ausgelotet werden. An einem speziellen Beispiel, dem Nürnberger Fastnachtspiel, und ausgewähltem Vergleichsmaterial soll das Ergebnis dieser Untersuchung dann konkretisiert werden, eine Darstellung der sozialen Schichtung der im Nürnberg des 15. und 16. Jahrhunderts gesprochenen Sprache soll versucht werden.

2. Zum Stand der Forschung

Heute einen vollständigen und in der Wiedergabe des Inhaltes und der Ergebnisse umfassenden Überblick über die Forschungsliteratur zu einem bestimmten Thema zu geben, scheint nahezu unmöglich angesichts der Fülle nicht nur von Büchern, sondern

auch von Aufsätzen, die jedes Jahr erscheinen. Trotzdem ist es wichtig, die Situation zu schildern, die sich bei der Recherche geboten hat. Dies soll in der Form geschehen, daß aus den Werken, die maßgeblich zur Richtungsbildung bei der Arbeit beigetragen haben, die Ergebnisse herausdestilliert und zusammengefaßt werden, die dem Leser quasi einen «Einstieg» in die Gedankenwelt geben können, auf der die weitere Untersuchung und Analyse der ausgewählten Texte aufbaut. Die Suche nach einem «Leitfaden» mußte bei dieser Untersuchung in zwei Hauptrichtungen gehen: zum einen in eine theatertheoretische und theatergeschichtliche, die das Kulturereignis Theater in seinem generellen Verhältnis zum menschlichen Zusammenleben innerhalb einer größeren Gemeinschaft wie auch in seinen speziellen Ausprägungen betrachtet, zum anderen in eine sprachwissenschaftliche, die die Sprachgeschichte ebenso einbezieht wie das «Phänomen Sprache» an sich in seinem mündlichen und schriftlichen Ausdruck und in seiner gesellschaftlichen Bedeutung.

Die Forschung zielt hierbei, wie die neueren und neuesten Arbeiten zeigen, darauf ab, auf der Grundlage der bisherigen Ergebnisse eine Verbindung zu Forschungsgebieten zu schaffen, die bislang nur mit Zögern einer konkreten Betrachtung unterzogen wurden. Dies bezieht sich, im Bereich der Theaterwissenschaft, auf die Suche nach einer Brücke zwischen Gesellschaft und Theater als kulturellem System, das sich mit der jeweiligen Form der Gesellschaft auseinandersetzt - wobei hier kein Bezug zu einer bestimmten Gesellschaft hergestellt werden soll, sondern die generelle Fähigkeit und der Wille des Menschen untersucht werden soll, das alltägliche Leben als ein «Rollenspiel» zu sehen und sich, im Rollenspiel auf der Bühne, mit dem Leben auseinanderzusetzen. Da in dem Kapitel über die Rolle von Karneval und Fastnachtspiel vorausgehenden Überlegungen speziell auch auf diesen Aspekt Bezug genommen werden wird, sollen die Hinweise an dieser Stelle genügen.

Diese übergreifende Betrachtungsweise wirkt, so scheint es, auch zunehmend auf den Bereich der Sprachwissenschaft: Immer intensiver werden die Möglichkeiten untersucht, eine Verbindung zwischen literarischer Sprache und natürlicher gesprochener Sprache herzustellen und die theoretischen Überlegungen an konkreten Beispielen zu erproben. Allerdings, so läßt sich einschränken, wurde diese Art der Analyse bislang vor allem am Beispiel von Stücken zeitgenössischer Autoren, so z.B. Franz Xaver Kroetz oder Friedrich Dürrenmatt, durchgeführt - an Beispielen also, die einen Vergleich mit zeitgleich hergestellten Aufnahmen ermöglichen würden. Trotzdem scheint eine vollständig aususchöpfende theoretische Grundlage hier noch zu fehlen:

Allerdings sind direkte Vergleiche mit transkribierter authentischer Sprechsprache kaum möglich, da das bisher vorliegende Material zu bestimmten Textsorten weder ein repräsentatives Spektrum noch ausreichend viele vergleichbare Einzelbelege bietet.

(Betten, 1980, S. 208)

In der Tat wird man sich damit auseinandersetzen müssen, welche Texte geeignet sind, einen Vergleich mit der Theatersprache zu ermöglichen. Es scheint, daß diese Auswahl im speziellen Fall einzeln zu treffen ist. Auch hierzu werden jedoch weitergehende Überlegungen angestellt werden.

Zu nennen ist, im Zusammenhang mit sprachhistorischer Forschung auf dem Gebiet der Analyse von Theatersprache, die Untersuchung von Vennemann/ Wagener, die sich allerdings nur mit den Anredeformen in den Dramen Andreas Gryphius' in Relation zum sozialen System seiner Zeit befaßt.¹ Eine in der ehemaligen Sowjetunion entstandene Dissertation zur «Einheitlichkeit von Schriftsprache und Sprechsprache im Nürnberg des

¹ Vennemann, Theo/ Wagener, Hans: Die Anredeformen in den Dramen des Andreas Gryphius. München, 1970

15. Jahrhunderts» ist hierzulande nicht erhältlich. Sie geht zum einen von der Textsorte Fastnachtspiel als Quelle für gesprochene Sprache, zum anderen von Chroniken bzw. chronikalischen Aufzeichnungen und Urkunden als Quelle für Schreibsprache aus. Untersucht werden Übereinstimmung bzw. Unterschiede in Schreibung und Aussprache, aber auch in Morphologie und Wortbildung. Es scheint wichtig, auf die Rezension von Günter Marwedel hinzuweisen, in der er Vorgehensweise und Ergebnisse dieser Untersuchung darstellt, basierend auf dem Selbstreferat der Autorin und einem Aufsatz, den sie zu ihrer Untersuchung veröffentlichte.

Beim gegenwärtigen Stande der schreibsprachgeschichtlichen wie der sprechsprachgeschichtlichen Forschung sind in Bezug auf das Problem des Verhältnisses zwischen Schreibsprache und Sprechsprache im Nürnberg des 15. Jahrhunderts allenfalls vorläufige Lösungen möglich. Die Dissertation N. N. SEMENJUKS stellt einen beachtlichen Versuch in dieser Richtung dar, der, nach dem Selbstreferat der Autorin zu urteilen, interessante Einblicke in die Vielschichtigkeit des Verhältnisses von Schreibsprache und Sprechsprache im spätmittelalterlichen Nürnberg eröffnet. (Marwedel, 1970, S. 74)

Zu erproben sind die bislang gemachten Untersuchungen auch an historischem Material. Wo hierbei die Möglichkeiten und Grenzen sind, die Vorgehensweisen der bislang erstellten Untersuchungen zu nutzen, ob und wie sie eventuell so erweitert werden können, daß sie für weitere sprachgeschichtliche Forschungen auch unter soziolinguistischem Blickwinkel nutzbar gemacht werden können, wird sich im Verlauf der Untersuchung erweisen. Wichtig wird an dieser Stelle vor allem die Auswahl der zum Vergleich heranzuziehenden Texte sein. Theater ist ja immer auch vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen und der speziellen Aufführungssituation zu sehen, besonders in einem so speziellen Fall, wie ihn die Fastnachtspiele darstellen. Deshalb müssen die Texte einerseits so nah wie möglich an der gesprochenen Alltagssprache sein, andererseits sollen sie, wo es nicht explizit behandelt wird, so doch zumindest durch die Form der Verbreitung, möglichst das gesamte Spektrum der in einer Gemeinschaft lebenden und kommunizierenden Individuen und die spezielle Form der Kommunikation innerhalb dieser Sprechergemeinschaft beleuchten.

An dieser Stelle auf die Forschungsliteratur zur Stadt Nürnberg einzugehen, erscheint wenig sinnvoll. Das der historischen Situation Nürnbergs gewidmete Kapitel bietet eine Zusammenstellung der in der einschlägigen Literatur geschilderten Fakten.

3. Zur Vorgehensweise bei der Untersuchung

Untersucht werden soll im folgenden also die gesprochene Sprache zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort. Genauer: ob letztendlich eine sozial bedingte Schichtung der Sprache, wie sie in den Fastnachtspielen, die in Nürnberg zwischen 1450 und 1600 verfaßt und aufgeführt wurden, scheinbar eindeutig festzumachen ist, so klar auch in der Alltagssprache nachgewiesen werden kann. Zu vermeiden ist dabei eine allzu soziologisch ausgerichtete Behandlung der Frage. Trotzdem scheint es zwingend, sich Gedanken auch über den Zusammenhang zwischen Gesellschaftsform und der mehr oder weniger starken Normierung der Sprache zu machen. Zunächst muß man sich kurz die Aufteilung des Alltagslebens eines jeden Menschen in verschiedene Teilbereiche vergegenwärtigen. Zu nennen sind hier als die wohl wichtigsten Komponenten der familiäre Bereich, also Familie, Verwandte und Freunde oder gute Bekannte, dann das soziale Leben außerhalb des häuslichen Bereiches, wozu sicher auch das Berufsleben zu rechnen ist, und schließlich auch das religiöse Leben, mit dem jeder, natürlich in unterschiedlicher Weise und Intensität, in Berührung kommt.

Ebenso ist bei der Analyse von Sprache an sich zu bedenken, welches Ziel die Untersuchung haben soll, um die richtige Vorgehensweise für die Untersuchung und Auswertung der ausgewählten Texte zu bestimmen. Von Bedeutung ist zunächst, gerade im Fall einer

Einleitung

historischen Sprachstufe, die Rolle der gesprochenen Sprache überhaupt. Eine Zeit, in der z.B. ein sehr viel kleinerer Teil der Bevölkerung lesen konnte als heute und auch die Verbreitung von Drucksachen erst ihren Anfang nahm, auch das Unterhaltungsangebot, mit dem wir heute - nicht zuletzt durch Medien wie Fernsehen und Rundfunk - überschwemmt werden, noch nicht vorhanden war, machte die Menschen, so läßt sich annehmen, sehr viel empfänglicher für öffentliche Veranstaltungen wie auch für die Wirkung der dabei gebrauchten Sprache, als es der heutige Mensch im allgemeinen ist. Wobei dies natürlich eine Verallgemeinerung darstellt: Beispiele selbst aus der jüngeren und jüngsten Geschichte belegen, daß häufig erst der mündliche Vortrag einem Text, so genau er auch auf die Wirkung beim anvisierten Publikum zugeschnitten sein mag, zur vollen Wirkung verhilft. Obwohl diese Überlegung, wie oben angedeutet, erst an zweiter Stelle in die Untersuchung eingehen soll, scheint sie doch ein wichtiger Schritt in Richtung auf das zu behandelnde Thema: die Untersuchung der gesprochenen Sprache einer Zeit und eines Ortes, die maßgeblichen Anteil hatte an der Verschriftlichung von Sprache. Und obwohl auch diese Untersuchung im besten Fall nur eine Annäherung, aber keine authentische Wiedergabe sein kann, soll doch versucht werden, ein Bild von der sozialen Schichtung der im Nürnberg des 15. und 16. Jahrhunderts gebrauchten Sprache zu zeichnen.

Als Grundlage dieser Untersuchung sollen die Texte ausgewählter Fastnachtspiele der für diesen literarischen Bereich bedeutendsten Nürnberger Autoren dienen. Doch können Theatertexte sicher nicht die einzigen aussagefähigen Dokumente gesprochener Sprache darstellen. Untersucht werden muß daher, welche Texte für den Untersuchungszeitraum und den Untersuchungsort sinnvoll zu einem Vergleich genutzt werden können. Ein direkter Vergleich der Textsorten miteinander ermöglicht es, die im Einzelfall erzielten Ergebnisse zu relativieren. In diesem Zusammenhang ist von Bedeutung, wie eng die jeweilige Textsorte mit einer bestimmten sozialen Schicht verbunden ist. Zu untersuchen ist letztendlich, ob eine bestimmte sprachliche Erscheinung wirklich textsortenspezifisch ist oder ob sie sich auch in den Vergleichstexten findet und damit spezifisch für die Sprache der untersuchten Epoche ist.

Ist die Materialauswahl getroffen, so wird der nächste Schritt dahin führen, die ausgewählten Texte innerhalb des abgesteckten Untersuchungsrahmens einzuordnen. Im Fall einer Untersuchung wie dieser wird es, so verlockend diese Art der Annäherung auch sein mag, wenig Sinn machen, genauer auf die Biographien z.B. der bekannten Fastnachtspiel-Autoren einzugehen. Es ist sehr viel ergiebiger, ihre Position innerhalb des gesellschaftlichen Gefüges, in dem sie gelebt haben, zu bestimmen. Hier läßt sich oft auch ein Schlüssel zum Werk finden: Ist es aufgrund ihrer gesellschaftlichen Position nicht logisch, daß die Verfasser diese bestimmte Textform gewählt haben, die es ihnen ermöglichte, zwischen den Zeilen Kritik zu äußern oder aber es erlaubte, sich bei der Obrigkeit «lieb Kind zu machen», die den Spott über bestimmte gesellschaftliche Gruppen quasi legitimierte?

Auch für die sprachliche Analyse der Texte muß ein «Raster» gesucht werden, das eine sinnvolle Darstellung der Sprache und eine aussagefähige Deutung der Ergebnisse ermöglicht. Untersucht man die gesprochene Sprache und ihre soziale Schichtung innerhalb einer bestimmten Sprechergemeinschaft, so ist es wenig ergiebig, bei einer Textanalyse auf der Wortebene zu verbleiben. Denn nicht nur der gewählte Wortschatz, sondern z.B. auch die Länge und Komplexität der gesprochenen Sätze können Indikatoren für eine Zuordnung zu einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe sein. Wobei es, wohlgemerkt, nicht um eine positive oder negative Bewertung der jeweiligen Äußerung gehen kann, sondern eben um den Versuch einer Zuordnung. Und doch ist dieser Aspekt, wie sich zeigen wird, weniger im sprachgeographischen, als vielmehr im sprachhistorischen

Zusammenhang zu sehen. Die Einordnung der von einem Sprecher gebrauchten Sprache kann, wo kein persönliches Gespräch mit dem Verfasser des jeweiligen Textes möglich ist, immer nur unter Hinzuziehen von dessen persönlicher Situation und auch dann nur mit Vorbehalt erfolgen. Es läßt sich aber doch ein Bild der Gesellschaft zu einer bestimmten Zeit entwerfen, da ja Sprache die Möglichkeit bietet, über die gesprochenen bzw. aufgezeichneten Worte hinaus eine Aussage zwischen den Zeilen zu machen, die Identifikation mit oder Abgrenzung von einer gesellschaftlichen Gruppe oder Klasse deutlich zu machen, ohne sich direkt zu äußern.

4. Die Materialgrundlage

Auf die speziellen Eigenheiten der Textsorten, die für eine Untersuchung der gesprochenen Sprache im spätmittelalterlichen Nürnberg ausgewählt wurden, wird weiter unten (Kap. II.4 bzw. Kap. II.5) gesondert eingegangen. An dieser Stelle sollen deshalb lediglich die Texte vorgestellt werden, die für die Analyse ausgewählt wurden. Die Fastnachtspieltradition lebte von 1450 bis etwa 1600, also innerhalb eines zeitlich relativ begrenzten Rahmens. Um diesen Zeitraum abzudecken, sollen Texte aus der Anfangsphase, etwa aus der Mitte und aus der abschließenden Phase der Fastnachtspieltradition ausgewählt werden. Doch nicht der zeitliche Aspekt allein kann ein Argument für oder gegen die Auswahl der jeweiligen Texte sein. Die Biographie der Verfasser muß soweit Beachtung finden, als sie für eine Positionierung der Autoren innerhalb des dargestellten gesellschaftlichen Gefüges von Bedeutung sein kann.

Die Grundlage für die folgende Untersuchung sollen Theaterstücke sein. Im Mittelalter herrschte noch eine sehr strikte Trennung zwischen weltlichem Theater, das mit dem Verfassen und der Aufführung von Fastnachtspielen einsetzte, und geistlichem Theater, das heißt z.B. Passions- oder Osterspiele. Die letzteren sollen aber von einer Analyse ausgeschlossen bleiben, da sie mit ganz bestimmten Stationen im Ablauf des Kirchenjahres verbunden sind.

Wiewohl Unterhaltung des Publikums und nicht eine naturalistische Darstellung Ziel der Fastnachtspiele ist, können für eine Untersuchung wie die hier geplante nur solche Fastnachtspiele relevant sein, die nicht von vornherein durch unrealistische Figuren, z.B. Märchen- oder Sagengestalten, einen Bezug zur Realität der Theaterschaffenden und Zuschauer ausschließen. Betrachtet werden sollen im Gegenteil Texte von Fastnachtspielen, die, wiewohl sie naturgemäß überzeichnet sind, Szenen aus dem Alltag der dargestellten Figuren zeigen. Wieweit allegorische Figuren, wie sie z.B. Jakob Ayrer einführt, fester Bestandteil des Gedanken- und Ideengutes der Menschen einer Zeit sind und insofern einen Anspruch auf «Wirklichkeit» - und damit auch auf ein Einbeziehen in die Analyse - haben, kann pauschal nicht entschieden werden. Es ist aber dieser Aspekt wohl mehr von inhaltlicher Bedeutung, zeigt eher den Umgang der Menschen mit bestimmten Ideen, als daß er Bestandteil der Untersuchung von Alltagssprache sein könnte. Trotzdem scheint gegebenenfalls ein Hinweis auf eventuelle sprachliche Besonderheiten diesbezüglich zumindest von Interesse. Im folgenden sollen zunächst die Texte der Fastnachtspiele angeführt werden, die den Ausgangspunkt für die sprachliche Analyse bilden.

Die Entwicklung des Fastnachtspiels in Nürnberg ist vor allem durch die Tätigkeit von vier Autoren gekennzeichnet: Hans Rosenplüt, Hans Folz, Hans Sachs und Jakob Ayrer. So soll auch eine Auswahl von Fastnachtspielen dieser vier Autoren im Mittelpunkt stehen. Es schien sinnvoll, sich auf eine begrenzte Anzahl aus der Menge der Texte zu beschränken, die überliefert und zugänglich sind. Dies vor allem deshalb, weil fraglich ist, ob ein Mehr an Texten auch den Aussagewert der Untersuchungsergebnisse erhöht hätte. Die Auswahl der Texte war vor allem durch den zeitlichen Rahmen motiviert. Die Fastnachtspiele sollen als eigene Gattung innerhalb des Werkes der Autoren behandelt

Einleitung

werden und daher nicht unter sprachlichem Aspekt in den Rahmen ihres übrigen literarischen Schaffens eingeordnet werden.

Hans Rosenplüt ist eine der zentralen Figuren der frühen Fastnachtspieltradition in Nürnberg. Es gibt nur wenige Daten, anhand derer sich sein Leben genau beschreiben ließe. Gesichert ist, daß er 1426 in die Bürgerschaft der Stadt Nürnberg aufgenommen wurde, dort 1427 Meister der Harnischmacher und 1444 Büchsenmeister der Stadt Nürnberg wurde. Auch über sein Lebensende läßt sich nichts Sicheres angeben:

Eine Version läßt ihn 1468 als Glockengießer in München leben, nach einer anderen soll er in das Dominikanerkloster zu St. Sebald in Nürnberg eingetreten sein. Außer Fastnachtspielen verfaßte Rosenplüt Priameln, politische und geistliche Sprüche, moralisierende Lehrsprüche, (oft sehr deftige) schwankhafte Erzählungen, kleinere Gelegenheitsdichtungen (Grüße, Weinsegen). (Wuttke, 1989, S. 325)

Die Fastnachtspiele, deren drei im folgenden dargestellt werden sollen, sind zwar nicht mit letzter Sicherheit Rosenplüt zuzuschreiben, aber doch von der Forschung als mit größter Wahrscheinlichkeit von ihm stammend identifiziert worden.² Die Form ist, mit geringen Variationen, in allen Fällen die des Reihenspiels, einer für die erste Phase der Fastnachtspieltradition typischen Variante.

Die Verfasserfrage hat für das Fnsp. des 15. Jhs nicht die gleiche Bedeutung wie für die neuere Literatur. Die überlieferten Stücke sind nur Aufführungstexte, die dem jeweiligen Aufführungsraum und dem jeweiligen Publikum angepaßt wurden. Die Nähe zum <Original> oder der Grad der jeweiligen Bearbeitung lassen sich niemals genau ausmachen. Doch darf man auf solche sonst so entscheidende Fixierungen beim Fnsp. eher verzichten, handelt es sich bei diesen Stücken ja weder um unantastbare literarische Werke noch um originale Schöpfungen. Die Fnssp. sind für ihre Verfasser vermutlich Ergebnisse gelegentlicher Nebenbeschäftigung, die jedenfalls für Folz – gemessen an seinen Meisterliedern – nur untergeordnete Bedeutung hat. Zudem handelt es sich bei den Fnssp. des 15. Jhs nicht um individuelle Dichtungen im neuzeitlichen Sinne. Sie können nie als persönlicher Ausdruck eines Individuums gedeutet werden, auch wenn sie von Rosenplüt oder Folz stammen. Bei allen Erneuerungsversuchen bleiben die Verfasser doch streng im Rahmen der einmal vorgegebenen Bindung an die außerliterarische Instanz der Fn.-Geselligkeit. (Catholy, 1966, S. 49)

Folgende Texte, die Hans Rosenplüt zugeschrieben werden, wurden für die Untersuchung ausgewählt:

- Das Arztspiel
- Das Eggenziehen
- Der Bauer und der Bock

Zitiert werden die Texte dieser Stücke nach der Ausgabe von Dieter Wuttke.

Das Leben von Hans Sachs ist sehr genau dokumentiert und auch in der Forschungsliteratur behandelt, weshalb hier nur die wichtigsten Daten genannt werden sollen. Hans Sachs wurde am 5. November 1494 in Nürnberg als Sohn eines Schneiders geboren. Bis 1505 besuchte er die Lateinschule und absolvierte dann eine Schuhmacherlehre. Nebenbei ließ sich Sachs von dem Weber und Meistersinger Leonhard Nunnenpeck im Meistersang unterrichten, neben dem Spruchgedicht und dem Drama die dritte Gattung seines literarischen Schaffens. In den Jahren zwischen 1512 und 1516 ging er auf Wanderschaft, was auch nötig war, um den Grad eines Meisters erlangen zu können. Im September 1519 heiratete Hans Sachs, ein Jahr später wurde ihm der Meistertitel verliehen. Eineinhalb Jahre nach dem Tod seiner ersten Ehefrau im Jahr 1560 heiratete er ein zweites Mal. Am 19. Januar 1576 starb Hans Sachs in Nürnberg.

² siehe hierzu den Kommentar zu den einzelnen Texten in der Ausgabe von Dieter Wuttke, a.a.O.

Einleitung

85 Fastnachtspiele sind im Werk von Hans Sachs zu finden, entstanden zwischen 1517 und 1560. Sie sind mit dem genauen Entstehungsdatum versehen, in den letzten beiden Versen faßt Hans Sachs die Moral des Stückes, die er dem Zuschauer neben der Unterhaltung vermitteln möchte, in Verse und gibt seine Autorschaft zu erkennen.

Mit den Fastnachtspielen von Hans Sachs ist die Wendung vom Reihenspiel hin zum Handlungsspiel endgültig vollzogen. Das heißt, es werden nicht mehr Figuren gezeigt, die, eine nach der anderen, z.B. auf eine bestimmte Frage eine Antwort geben, sondern es werden eine Situation und die daran beteiligten Personen in ihrem Fortgang gezeigt. Da Hans Sachs drei Viertel der Fastnachtspiele in den Jahren zwischen 1550 und 1560 verfaßte, ist davon auszugehen, daß er erst zu dieser Zeit zu der für ihn stimmigen Form dieses Genres gefunden hat. Die Texte von Hans Sachs, die ausgewählt wurden, stammen daher alle aus dieser Phase seines Schaffens. Es sind dies

- Faßnacht spiel mit 3 Personen: Das Kelberbrüten (verfaßt am 7.10.1551)
- ein Faßnachtspiel mit 4 Personen und wird genennet der groß Eyferer, der sein Weib Beicht ho^eret (verfaßt am 14.1.1553)
- Faßnacht spiel mit 4 Personen: Der gestolen Pachen (verfaßt am 6.12.1552)

Zitiert werden die Texte dieser Stücke nach der Ausgabe von Dieter Wuttke.

Jakob Ayrer wurde im März 1544 in Nürnberg als Sohn eines Bildhauers geboren. Im Gegensatz zu den anderen Fastnachtspielautoren übte er nie ein Handwerk aus und war auch nicht als Meistersinger tätig, sondern eröffnete eine Eisenhandlung. In Schulden geraten, weil er seine Außenstände nicht eintreiben konnte, ging er nach Bamberg und bildete sich autodidaktisch zum Notar, schließlich zum Rechtsanwalt weiter. Nachdem er die Jahre von 1570 bis 1593 in Bamberg verbracht hatte, zog er, wohl nicht ganz freiwillig, nach Nürnberg zurück: sein ältester Sohn, zum Doktor beider Rechte promoviert, hatte dort eine heimlich aus dem Kloster entlaufene Nonne geheiratet, der Bamberger Bischof, Neidhard von Thüngen, forderte ihn daraufhin unwiderruflich zum Verlassen der Stadt auf. Ayrer lebte bis zu seinem Tod am 26. März 1605 als Prokurator, Genannter des Rates und kaiserlicher Notar in Nürnberg.

Das dramatische Werk Jakob Ayrers beinhaltet vor allem Tragödien und Komödien, daneben 36 Fastnachtspiele. Ayrer ist der letzte bedeutende Nürnberger Fastnachtspielautor. Sein Schreiben wurde hauptsächlich durch die Aufführungen englischer Schauspieltruppen beeinflusst, die 1593 erstmals in Nürnberg auftraten.

Jakob Ayrer nimmt nun alle Neuerungen der Engländer begierig auf. Er schätzt sie in ihren Möglichkeiten richtig ein und wendet sie auch gleich an in seinen Stücken, deren Fabeln er von überallher zusammengetragen hat. Wenn Ayrer schon kein Gelehrter war, so war er doch ein belesener Mann, der alles kannte, was damals im Schwange war: die historischen Stoffe der Antike wie die aus seinen heimatlichen Bereichen, Novellensammlungen und Schwänke, Heldensagen, Volksbücher, Märchen, Fastnachtspiele... (Kiesselbach, 1967, S. 206)

Vor allem Theaterstücke William Shakespeares können als Vorbilder für das Schaffen Jakob Ayrers gelten. Die Fastnachtspiele von Jakob Ayrer schildern mehr noch als die Stücke von Hans Sachs oder gar die von Hans Rosenplüt seelische Zustände und Entwicklungen. Das geschieht auch durch eine Schilderung der Hauptfigur im Urteil der anderen beteiligten Personen, was weniger die Handlung als die darzustellenden Beziehungen zwischen der Hauptfigur und den Figuren, mit denen sie Kontakt hat, komplex macht. Folgende Texte von Jakob Ayrer wurden für diese Untersuchung ausgewählt:

- Der abhandengekommene Jann
- Der Bauer und sein Gefatter Tod

Einleitung

- Ein Fastnachtspiel von einem Juden zu Frankfurt, der einem Dieb will sein gestohlenen Gut abkaufen

Zitiert werden diese Stücke nach der Ausgabe von Adelbert Keller aus dem Jahr 1865, lediglich der Text vom «abhandengekommenen Jann» soll nach der Ausgabe von Dieter Wuttke zitiert werden. Die zusätzlich eingeführten Texte von Hans Folz und Hans Sachs sollen nach der Ausgabe der «Fastnachtspielen des 15. und 16. Jahrhunderts» von Adelbert von Keller zitiert werden, da sie nicht in der Sammlung von Dieter Wuttke veröffentlicht sind.

Was die Einblattdrucke angeht, so ist es im Rahmen dieser Untersuchung sicher nötig, sich auf einen Themenbereich innerhalb des breiten Spektrums der Flugblattliteratur zu beschränken, der zum einen unmittelbar mit dem «alltäglichen Leben» verbunden ist, zum anderen aber auch deutlich die Ideen- und Gedankenwelt der Bevölkerung widerspiegelt. Denn nur so entgeht man der Gefahr, von vornherein beispielsweise auf den Wortschatz eines bestimmten Fachgebietes oder Lebensbereiches festgelegt zu sein. Flugblätter, die außergewöhnliche Himmelserscheinungen wie z.B. Kometen oder eine Sonnenfinsternis zum Inhalt haben, scheinen auf Grund der Bedeutung solcher Ereignisse für die gesamte Bevölkerung am besten geeignet, den Umgang damit aufzuzeigen.

Für diese Untersuchung wurden sechs Einblattdrucke ausgewählt, die im Original noch heute im Kupferstichkabinett des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg aufbewahrt sind. Sie sind betitelt

- Ein erschrockliches und wahrhaftiges Wunderzeichen/ welches den XXIII. Julij dieses LIII. Jars/ am Himel gesehen ist worden. (E 1)
- Ein erschrocklich wunderzeichen/ von zweyen Erbidemen/ welche geschehen sind zu^o Rossana vnd Constantinopel/ Im M.D.Lvj. Jar. (E 2)
- Erschreckliche vnerhorte Warhaftige gesichten/ so gesehen ist zu^o Rhom an dem Himmel/ den xiij tag Novembris des Jars M.D.XXXXvjj. Auß Italianiser sprach in das teutsch. (E 3)
- Neue Wundergesicht vnd zeichen/ so den 12.13.14.15. vnd 16. Wintermonat des 1590. Jars zu Thonawerdt am Himel gesehen worden durch den Edlen Ehrnuesten vnd Hochgelehrten Herrn Georgen am Walde/ der rechten Licentiaten/ Philosophie/ vnd beider Artzneyen Doctorem gestellt. (E 4)
- Erschreckliche Wunderwerck/ so abermal den 5. October/ im 1591. Jar/ in der Nacht zu Nu^ernberg ist gesehen worden. (E 5)
- Neue Zeitung/ Von einem erschrocklichen Wunderzeichen/ welches sich in diesem 1605. Jahr/ den 7. Novembris/ zu abend vmb 6. vhrn/ vnd folgend die ganze Nacht u^eber am Himmel hat sehen lassen, da sich der Himmel Blut und Fewerroth/ mit scho^enen weissen hin vnd wider schiessenden Strahlen erzeigt hat. (E 6)

Was für den Untersuchungszeitraum die Auswahl an Privatbriefen angeht, so beschränkt sich diese Untersuchung auf bereits veröffentlichtes Material. Dies ist sicher zu rechtfertigen, weil auch eine Bearbeitung bisher unveröffentlichten Archivmaterials das Spektrum der gesellschaftlichen Schichten nicht erweitern würde, die die Briefe verfaßt haben. Bei der Auswahl wurde darauf geachtet, daß dort, wo beispielsweise mehrere Briefe desselben Verfassers an verschiedene Adressaten mit möglichst unterschiedlicher sozialer Herkunft vorliegen, ein eventuell unterschiedliches (sprachliches) Verhalten diesen Adressaten gegenüber herausgearbeitet werden konnte. Lagen, wie etwa im Fall des Paulus Behaim, nur die Briefe unterschiedlicher Verfasser, nicht aber die Antwortschreiben des Adressaten vor, so war es wichtig, unter den Verfassern und Verfasserinnen eine repräsentative Auswahl zu treffen, die auf diese Weise eine Darstellung eventuell unterschiedlichen sprachlichen Verhaltens ermöglichen sollte.

Einleitung

Eines der wichtigsten Kompendien, was Briefliteratur des Mittelalters angeht, ist ganz sicher die Sammlung «Deutsche Privatbriefe des Mittelalters» von Georg Steinhausen. Ausgewählt wurden hieraus diejenigen Briefe, die in Nürnberg verfaßt worden waren.

Ferner wurden herangezogen Beispiele aus dem Briefwechsel von Albrecht Dürer, die nach der Ausgabe von Hans Rupprich zitiert werden. Sie ist zwar bereits vor über 30 Jahren erschienen, Rupprich bemüht sich jedoch ausdrücklich um eine Fassung, die eine authentische Gestalt der Briefe Dürers wiedergibt:

Durch die Beibehaltung von Dürers individueller und dialektischer Ausdrucksweise und seiner orthographischen Gewohnheiten wird die Ausgabe weder einheitlicher noch leichter lesbar. Dafür aber bietet sie überall soweit als nur irgendwie möglich den ursprünglichen Wortlaut Dürers. (Rupprich, 1956, S. 20)

Gegenübergestellt werden sollen hier Briefe an Willibald Pirckheimer, einen Gönner, aber auch guten Freund Dürers, Briefe an Jakob Heller, einen Kunden Dürers, und ein Brief an den Rat der Stadt Nürnberg.

Die Beispiele aus dem Briefwechsel des jungen Nürnberger Kaufmannes Paulus Beheim, der sich in den Jahren 1540 - 43 nach seiner Ausbildung in Krakau in Antwerpen befand und mit verschiedenen Mitgliedern seiner Familie brieflich Kontakt hielt, wurden von J. Kamann in den «Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg», Band 3, 1881 und in den «Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum» des Jahres 1894 veröffentlicht. Etwaige Kürzungen sind vor allem aus inhaltlichen Gründen zu bedauern. Kamann hingegen beklagt vor allem das Fehlen der Briefe des Paulus Beheim:

Sie hätten uns ein lebhafteres Bild von dem Leben und Treiben eines jungen Nürnberger Kaufmanns in der Fremde entworfen, als die nachstehenden Antwortschreiben es vermögen. Hier tritt dieses ziemlich zurück hinter die Nachrichten über die Nürnberger Heimat, über das Wohl und Weh der engeren und weiteren Familie. Allerlei Lokal- und Tagesneuigkeiten, harmlose Klatschereien, Aufträge u. a. nehmen einen großen Raum in unsern Briefen ein und geben denselben dadurch einen eigentümlichen Reiz.

(Kamann, 1894, S. 12)

Gerade diese enge Verbindung, die Berichte aus der Heimatstadt jedoch machen diese Briefe zu einer höchst spannenden Quelle, die einen Einblick in das Leben - und nicht zuletzt auch in die Sprache! - einer Nürnberger Familie gibt.

Aus dem Briefwechsel des Ehepaares Balthasar und Magdalena Paumgartner wird zitiert nach der Ausgabe von Georg Steinhausen aus dem Jahr 1895.

Wo, etwa zum Zwecke der Kontrastierung oder aber der Verdeutlichung, andere Quellen herangezogen werden, werden diese gesondert eingeführt.

5. Formalia

Abschließend sollen das gewählte Abkürzungsverzeichnis der Quellen und die Zitierweise erläutert werden.

Die Fastnachtspiele sollen jeweils mit dem Anfangsbuchstaben des Stücktitels abgekürzt werden. Da die Titel immer in Verbindung mit dem Autor genannt werden, wird beim Zitieren einzelner Wörter oder Formen ein Kurzverweis, bestehend aus der Abkürzung des Titels und der Zeilenangabe, genügen. Wo die Verse nicht durchgängig, sondern mit jeder Seite neu beginnend nummeriert sind, wird zunächst die Seitenzahl der gewählten Ausgabe und dann die Nummer der Zeile genannt. Abgekürzt wird also wie folgt:

Rosenplüt	Arztspiel	Arzt
	Eggenziehen	Egge
	Bauer und Bock	Bock
Hans Sachs	Kälberbrüten	Kalb

Einleitung

	Der Eifersüchtige	Eifer
	Der gestohlene Schinken	Schinken
Jakob Ayrer	Der abhandengekommene Jann	Jann
	Der Bauer und sein Gefatter Todt	Gefatter Todt
	Der Jude in Frankfurt	Jude

Die Stücke sollen jedoch nicht in erster Linie in Verbindung mit dem Autor und seinem Werk gesehen werden, sondern als Entwicklungsstufen einer literarischen Gattung. Der Autor steht also gleichsam für die angesprochene Form des Fastnachtspiels bzw. dessen Position innerhalb des Untersuchungszeitraumes.

Die Einblattdrucke sollen, wie dies bereits bei der Einführung geschehen ist, mit der Abkürzung E und, in der zeitlichen Abfolge, mit den Ziffern von 1 bis 6 durchnummeriert werden.

Die Briefe werden wie folgt zitiert:

Die ersten Briefe stammen sämtlich von unterschiedlichen Verfassern und werden deshalb nach der Seitenzahl in der Ausgabe von Steinhausen zitiert.

Die Briefe Albrecht Dürers sollen im Text dem Adressaten nach unterschieden werden, aber zitiert werden mit ihrer Nummer in der Ausgabe von Rupprich und der Seitenzahl.

Auf dieselbe Weise werden die Briefe an Paulus Behaim zitiert. Leider wird im Normalfall hier auf die späteren Briefe verzichtet werden müssen, da sie nur ausschnittsweise wiedergegeben und darüber hinaus orthographisch bearbeitet worden sind.

Beim Zitieren der Briefe des Ehepaares Paumgartner werden ebenfalls die Nummer des Briefes und die Seitenzahl in der zitierten Ausgabe von Steinhausen angegeben.

Unzulänglich ist im Fall der Einblattdrucke die Wiedergabe der diakritischen Zeichen, die teilweise nur unkorrekt, also etwa in der Form u^e, erfolgen konnte.

I Sprache und Gesellschaft

1. Gesprochene und geschriebene Sprache

Neben äußeren Merkmalen wie z.B. Kleidung oder bestimmten Attributen, die etwa mit einzelnen Berufsgruppen in Verbindung gebracht werden, wird vor allem die gesprochene Sprache verwendet, um sich - absichtlich oder unabsichtlich - von anderen Berufsgruppen oder gesellschaftlichen Schichten abzugrenzen oder sich demonstrativ zu ihnen zu bekennen. Nicht die meist mit Bedacht ausformulierte Schriftsprache, wie sie sich in Urkunden oder Verträgen findet, ist also von Interesse, wenn man durch das Medium Sprache etwas über den Zustand einer bestimmten Gesellschaft erfahren möchte. Daß es heute durchaus ein Bedürfnis gibt, die durch Sprache innerhalb einer Gesellschaft errichteten Grenzen durchlässiger zu machen, zeigt erstens die Tatsache, daß heute wie nie zuvor Wörterbücher verfaßt werden und zweitens die Tatsache, daß heute - zu Recht - mehr denn je versucht wird, bereits in der Schule sprachliche Hindernisse, wie sie z.B. die Verwendung von Dialekt oder die zunehmende Zahl an Ausländerkindern in den Klassen zwischen den Schülern potenziell aufbaut, gar nicht erst unüberwindlich werden zu lassen. Eine weitere Funktion des Systems Sprache besteht in der Möglichkeit, durch den ganz bewußten Einsatz Dinge auszusagen, die bei einer oberflächlichen Betrachtung der Äußerung zunächst nicht erkennbar sind. Es muß also auf beiden Seiten der Gesprächspartner die Kenntnis eines «Schlüssels» zum Codieren und Decodieren der gemachten Aussage vorhanden sein.

Bei der Untersuchung von gesprochener Sprache sind möglichst authentische Dokumente zu verwenden, die Sprache ist so festzuhalten, wie sie im täglichen Umgang verwendet wird. Es ist dies kein Problem in einer Zeit, die technisch immer höher entwickelte Mög-

lichkeiten hat, um Sprache unmittelbar aufzuzeichnen, Schwankungen in der Tonqualität auszugleichen oder sie gar so zu vereinheitlichen, daß ein völlig unbeeinflußter Hör- und Untersuchungsvorgang möglich ist. Doch auch eine Untersuchung früherer Sprachstufen scheint anhand der schriftlich fixierten Dokumente durchaus möglich. Mehr noch: Sie kann einen weiteren Mosaikstein in unserem Geschichtsbild darstellen, also zu seiner Vervollständigung beitragen. Doch auch hier ist eine sprachhistorische Betrachtung nötig: Die Differenz von geschriebener zur gesprochenen Sprache ist ja, obwohl generell vorhanden, eine durchaus unterschiedliche im Verlauf der Entwicklung, größer im Verlauf der Verschriftlichung, die im großen Umfang mit der Möglichkeit des Buchdrucks beginnt, und scheint erst heute wieder allmählich eine Vereinheitlichung zu erfahren. Es scheint immer schwieriger, in der heutigen Zeit, in der die verschiedenen Medien immer mehr mit möglichst reißerischem Bildmaterial und einer Sprache, die sich möglichst allen anpaßt, zum Teil richtiggehend anbietet, um Leser-, Hörer- und Zuschauerzahlen kämpfen, überhaupt einen Unterschied festzumachen. Was andererseits jedoch auch wieder einen Rückschluß auf unsere Gesellschaft zuläßt: Auch sie wird immer «demokratischer», will sagen: Man bemüht sich zu Recht, nicht die Sprache zur Grenze zwischen bestimmten Gesellschafts- oder Berufsgruppen werden zu lassen. Sehr selbstbewußt weisen die Gesprächspartner darauf hin, wenn ein Begriff nicht verstanden oder die Sprache als zu gestelzt empfunden wird. Man muß sich jedoch bemühen, solche Vergleiche im Rahmen einer räumlich wie zeitlich begrenzten Untersuchung außer acht zu lassen; versucht werden soll ja eine Bestandsaufnahme, kein Vergleich mit der heutigen Sprachform oder -norm. Ausnahmen sind hier Äußerungen, die von vornherein für eine schriftliche Fixierung gedacht und daher einem bestimmten formellen Zwang unterworfen sind, wie z.B. Urkunden oder Verträge. Eine Untersuchung der gesprochenen Sprache einer historischen Sprachstufe kann also immer nur eine größtmögliche Annäherung sein. Angaben über den mündlichen Sprachgebrauch z.B. in Grammatiken oder Wörterbüchern, aber auch Mitschriften von Predigten und Zeugenaussagen oder literarische Dialoge sind, wie Gerhard Philipp schreibt, «nur bedingt verwendbar, weil hier bereits eine Transponierung des Gesprochenen ins Schriftlich-Literarische erfolgt ist, das seinerseits eben wieder eigenen Gesetzmäßigkeiten gehorcht.» (Philipp, 1980, S. 15) Zu untersuchen wird sein, inwieweit ein Decodieren dieser Gesetzmäßigkeiten hilfreich oder sogar notwendig ist, um über das schriftliche Textmaterial einen Zugang zur natürlichen gesprochenen Sprache zu finden. Sicher ist jedoch, daß sie für jede Zeit und für jede Textsorte anders sein müssen. Hinzuweisen ist an dieser Stelle auf den Prozeß der Verschriftlichung von Sprache, der beim Benutzer zu einer Vorauswahl aus den vorhandenen Möglichkeiten eines sprachlichen Systems führt, sogar in Verbindung stehen kann mit der Schaffung neuer Texttypen. Die Gedanken, die Johannes Kabatek zur Verschriftung von Sprache, speziell der romanischen Sprachen, äußert, können als gültig auch für die deutsche Sprache angesehen werden und weisen auf die Bedeutung der äußeren Form auch für den Sprachgebrauch beim einzelnen Sprecher hin:

Ein Auswahlprozeß aus den sprachlichen Möglichkeiten findet auch beim Sprechen immer statt, beim Schreiben ist jedoch das Nachdenken und die bewußte Auswahl aufgrund der zeitlichen Unabhängigkeit viel ausführlicher möglich. Durch die Zuordnung gewisser Elemente zu gewissen Systemen übt der Sprecher eine eigentlich sprachwissenschaftliche Tätigkeit aus, nämlich die über den Text vorgenommene Planung der Sprache, auch wenn diese Planung nicht auf wissenschaftlicher Kenntnis beruht. [...] Die Verschriftung einer Sprache ändert diese theoretisch nicht. Theoretisch Mögliches und tatsächlich empirisch Geschehenes müssen hier aber getrennt werden, denn in historisch-empirischer Sicht fand im Falle der romanischen Sprachen (und auch bei zahlreichen anderen Sprachen) die Verschriftlichung stets im Zusammenhang mit der Schaffung zahlreicher neuer Texttypen und der Erschließung des Bereichs der Hochsprache oder einer Vielfalt neuer Stile statt. Die Emanzipation der Volkssprache machte das Schaffen

Sprache und Gesellschaft

dieser neuen Traditionen notwendig. [...] In diesen, durch das optische Medium Schrift begünstigten Auswahlprozessen wurden eigentlich neue Sprachen geschaffen. Und diese Sprachen oder neuen Formen historischer Einzelsprachen wirkten aufgrund ihres Prestiges, aber auch wegen ihres Ausbaugrades und ihrer Reichweite wiederum zurück auf die gesamte historische Sprache und deren Varietäten und veränderten diese. (Kabatek, 1994, S. 184ff.)

Untersucht man die Sprache einer Stadt, so ist zu sehen, daß Städte generell eine von der Umgebung abweichende soziale Struktur aufweisen. Im ersten Kapitel seiner Untersuchung über die historische Stadtsprache Basels, die er am Beispiel der Textsorte Brief untersucht, geht Christoph Grolimund intensiv auf diese Problematik ein und schildert den Weg der Dialektologie mit besonderer Berücksichtigung der Ortssprachenforschung, auch im Hinblick auf die Sprachgeschichte.

Gegenstand der Dialektologie ist - stark verkürzt - die räumliche Variation von Sprache. Seit den Anfängen der Dialektologie wird die Beschreibung des Sprachstandes eines abgegrenzten Gebietes oder Ortes als zentrales Anliegen formuliert [...] Das übergeordnete Interesse gilt der horizontalen, diatopischen Variation, und es wird davon ausgegangen, dass sich für jeden einzelnen Punkt im Raum der gültige Sprachstand bestimmen lässt. Variation wird eindimensional aufgefasst, bestimmt durch die Größe im Raum.

Im Bild der so gewonnenen homogenen Dialektgebiete erschienen die Städte als Störfaktoren. Stadtsprache wurde als Vermischung von reiner, ländlicher, bodenständiger Mundart und Schriftsprache empfunden. Eine mögliche Reaktion war die Aussparung der Stadt von dialektologischen Untersuchungen. (Grolimund, 1995, S. 5)

Doch schon bald, so Grolimund, wird auch die Wechselwirkung zwischen sprachlicher Variation und sozialen Größen erkannt und für die Sprachbeschreibung genutzt.

Damit ist ein entscheidender Schritt in der Gegenstandsbestimmung vollzogen. Anstatt Variation als methodisches Problem bei der Beschreibung homogener (räumlicher) - Varietäten zu verstehen, wird Variation zu einem Teil der sprachwissenschaftlichen Beschreibung und Erklärung. Variation wird nicht mehr nur horizontal (diatopisch), sondern vertikal als soziale Schichtung (diastratisch) verstanden. (Grolimund, 1995, S. 7)

Auch der historischen Sprachsoziologie in bezug auf die Untersuchung von Stadtsprache und der Beschreibung der bisher auf diesem Gebiet geleisteten Forschungsarbeit widmet Grolimund ein Kapitel seiner Untersuchung. Vor allem Werner Besch hat sich, so Grolimund, mit den methodischen Problemen bei der Untersuchung der schreibsoziologischen Schichtung im Spätmittelalter auseinandergesetzt; Grolimund zitiert ihn mit der Forderung, nicht nur der diatopische Aspekt müsse untersucht werden, sondern in gleichem Maße auch die gesamte Schichtung der Schreibsprache an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit. Diese Art der Untersuchung verlange, so fährt Grolimund fort, «die genaue Beachtung aller biographischen Daten des Textproduzenten, aber auch Angaben zum Geltungsbereich des Textes. Die Schreiblage eines einzelnen Textes ist durch diese beiden Größen bestimmt.» (Grolimund, 1995, S. 19) Auf diesen Aspekt, die Person des Autors in bezug auf die von ihm verfaßten Texte, wird an anderer Stelle näher einzugehen sein; wichtig ist auf jeden Fall die Bedeutung der soziologischen Komponente für die Untersuchung von Stadtsprache.

Zu Beginn der Untersuchung ist an dieser Stelle die sprachhistorische Situation im Untersuchungszeitraum zu klären, soweit sie für die Fragestellung von Bedeutung ist. Auch eine dialektgeographische Einordnung muß einer Analyse der Texte vorausgehen, um eventuelle Auffälligkeiten, die hierin begründet sind, von vornherein festzuhalten.

2. Die Situation der Sprache im 15. und 16. Jahrhundert

Sicher waren es auch äußere Faktoren, die die Entwicklung der Sprache ab der Mitte des 15. Jahrhunderts zu beeinflussen begannen. Zu nennen ist hier die Papierherstellung in größerem Umfang, die einen billigeren Beschreibstoff bereitstellte. Die Erfindung des Buchdrucks mit Hilfe beweglicher Lettern sorgte für eine größere Verbreitung der gedruckten Texte, zusätzlich vermittelte auch die Illustration z.B. von Flugblättern den Lesekundigen ein erstes Verständnis des Inhalts. Auf jeden Fall ist aber der Anteil der Lese- bzw. Schreibkundigen einer Sprechergemeinschaft und ihre Zugehörigkeit zu einer bestimmten Berufs- oder Gesellschaftsschicht zu berücksichtigen, wenn man Aussagen über die Rolle von Sprache in einer Gesellschaft machen möchte.

Wie die Situation der Sprache, so ist auch der Gebrauch von Dialekt in jedem Fall aus der Sprachgeschichte zu sehen. Gerade für eine Epoche, in der noch keine Vereinheitlichung der Sprache stattgefunden hat, «geht es kaum an, Dialekte in einer bestimmten Zeit pauschal als 'Sprache des einfachen Volkes' zu bezeichnen. In der sublimierten Form von Schreibdialekten wurden sie durchaus literaturfähig.» (Philipp, 1980, S. 13)

Ausgegangen werden kann im Fall dieser Untersuchung nur von der Analyse schriftlich überlieferter Texte - gerade in diesem Punkt ist also die Literarizität eines Textes zu berücksichtigen ist, d.h. der Faktor, der die «Kunstsprache» von der «Alltagssprache» trennt. Vor allem eine Untersuchung des Wortschatzes einerseits und der Elemente, die möglichst wenig Abweichung gegenüber der natürlichen gesprochenen Sprache zeigen, ist es also, die einen Bezug zur «realen» Umgangssprache ermöglicht. Daß die zu untersuchenden Texte auch eine größtmögliche Nähe zur Aussprache der gesprochenen Sprache aufweisen, muß sichergestellt werden.

An dieser Stelle ist kurz auf den allgemeinen geistesgeschichtlichen Hintergrund der Epoche einzugehen, und zwar auch in bezug auf das Verhältnis zur eigenen Sprache und zu den Sprachen anderer Nationen. Es geht in diesem Punkt weniger um eine Schichtung innerhalb der Sprechergemeinschaft - obwohl sie sich durchaus ergeben kann aus dem Prestige, das die Beherrschung und der Gebrauch einer Fremdsprache verleihen können-, sondern darum, wie insgesamt Fremdsprachen eingesetzt werden, wie der Blick auf diejenigen ist, die eventuell ausschließlich eine fremde Sprache beherrschen.

In der Geschichte der europäischen Literaturen und Sprachen steht die Renaissance einzigartig da. Sie ist die Epoche der auslaufenden Zweisprachigkeit, die Epoche des Sprachwechsels. Bestimmte sprachliche Vorgänge waren nur in der Renaissance und später nie wieder möglich. (Bachtin, 1990, S. 7)

Obwohl sich Michail Bachtin vor allem mit dem europäischen Roman der Renaissance und hier besonders ausführlich mit dem Werk Rabelais' auseinandersetzt, schenkt er doch nicht nur inhaltlichen oder formellen Fragen Beachtung, sondern befaßt sich auch mit der Situation der Sprache, mit ihrer Wirkung und Verwendung.

Eng verbunden mit einer quasi allgemeinen Einstellung zur eigenen Sprache und zu fremden Sprachen oder Dialekten ist sicher auch die Haltung zur Ausbildung generell und zum Sprachunterricht im besonderen. Natürlich besteht auch in diesem Punkt immer eine individuelle Haltung, die eventuell einer allgemein gültigen Meinung entgegenläuft. Trotzdem ist es aufschlußreich, einen Überblick über die Ausbildungsmöglichkeiten zu geben, soweit das möglich ist.

Wenn es um die Gestaltung des Unterrichtes, speziell des Sprachunterrichtes, geht, so ist ganz sicher Philipp Melanchthon eine der maßgeblichen Persönlichkeiten. Er wurde 1497 als Sohn des kurpfälzischen Rüstmeisters Georg Schwarzert und seiner Frau Barbara in Bretten geboren. Bereits früh erhielt er Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache und konnte so aufgrund seiner Begabung und der intensiven Förderung, die er erfuhr, bereits mit 17 Jahren ab 1514 als Magister an der Universität Tübingen wirken. 1518, nach der Veröffentlichung seiner griechischen Grammatik, wurde er von seinem

Großonkel, dem Hebraisten Johann Reuchlin, als Professor für Griechisch an die Universität Wittenberg empfohlen. Seine pädagogischen Fähigkeiten, die allenthalben gerühmt wurden, galten auch der Schule und der religiösen Erwachsenenbildung. Immer stärker wurde er, vor allem als enger Vertrauter Luthers, in die aufreibenden theologischen, kirchlichen und politischen Auseinandersetzungen verwickelt, vertrat die Protestanten vor dem Reichstag zu Augsburg 1530, dem Konvent in Worms 1540 und dem Reichstag zu Regensburg von 1546, da Luther zu dieser Zeit gebannt und geächtet war und daher nicht die Möglichkeit hatte, diese Reisen selbst zu unternehmen. Besondere Verantwortung für die Verbreitung der neuen Lehre übernahm er nach dem Tode Luthers 1546, erfuhr aber von beiden Seiten zum Teil herbe Kritik: Gegenüber den Katholiken war er zu immer weniger Zugeständnissen bereit, was die Frage der Lehre anging, die Protestanten warfen ihm vor, wesentliche Ideen Luthers preiszugeben. Vor allem eine sprachliche Ausbildung hielt Philipp Melanchthon für unabdingbar. Überzeugt von der Bedeutung der alten Sprachen und der antiken Schriftsteller, erhoffte er sich von ihrer Kenntnis für die Lernenden auch eine Ausbildung der Urteilsfähigkeit und der Fähigkeit, Gedankengänge oder Ideen in eine geordnete und klare, aber auch für den Zuhörer oder Leser ansprechende Form zu bringen. Wichtig war also nicht nur das Studium der alten Schriftsteller - vor allem Homer ist hier ein großes Vorbild -, sondern auch praktisches Nachvollziehen der dabei gewonnenen Erkenntnisse:

Aus zwei Gründen wird die Urteilskraft durch sprachliche Studien geschärft. Wer sich - darin besteht der erste Grund - um diese Fähigkeiten bemüht, muß sich ja an die Beispiele der Schriftsteller halten, die bei der Durchführung bedeutender Aufgaben und der Behandlung wichtiger Probleme durch die Praxis sehr viel Einsicht gewonnen haben. Durch den Umgang mit ihnen wird die Urteilskraft der Leser in nicht geringem Maße gefördert wie, wer in der Sonne herumläuft, gebräunt wird. [...] Aber was bringt es, hier die Schriftsteller weitschweifig zu loben? Macht vielmehr selbst die Erfahrung, was ein jeder Klassiker beiträgt, wie durchsichtig und stilvoll er seine Gedanken entwickelt, wie geschickt er alles zusammenstellt, was seinem Vorhaben dient. Wer sich nicht um ihre Nachahmung bemüht, kann die Hoffnung, sich richtig ausdrücken und denken zu lernen, gleich aufgeben. Es bleibt noch die andere Begründung für die Behauptung zu nennen, durch rhetorische Studien werde die Urteilskraft geschärft. Dies geschieht dadurch, daß die Bemühung um einen guten sprachlichen Ausdruck an sich die Geisteskräfte so auffrischt, daß man bei allem das Passendste und Nützlichste besser wahrnimmt. Denn wie allem Anschein nach der Körper durch Übung gekräftigt wird, so müssen die Geisteskräfte derer abstumpfen, die sie nicht durch anspruchsvolle Betätigung anregen. (Melanchthon, 1523, 1989, S.157, 167)

Mit diesem Bildungsziel vertrat Melanchthon durchaus das humanistische Bildungsideal, dem Menschen durch literarische Bildung, mit besonderem Bezug auf die Ideale der griechischen und römischen Antike, zu einer freien Entfaltung seiner Persönlichkeit und der Ausbildung einer sittlichen und geistigen Bildung vereinigenden Menschlichkeit zu verhelfen. Doch mindestens genauso wichtig war die Vermittlung von Wissen - vor allem der neuen religiösen Ideen, die die Reformation verbreitete - auch an diejenigen, die zwar lesen und schreiben konnten, was bei der Stadtbevölkerung einer so bedeutenden Stadt nicht so sehr ungewöhnlich war, aber keiner Fremdsprache mächtig waren. Dieses war neben dem Willen, die Heilige Schrift in möglichst textgetreuer und allgemein verständlicher Version widerzugeben, der Motor für eine intensive Beschäftigung auch mit den Aufgaben eines Übersetzers. Zum einen der breiten Bevölkerung verständlich zu sein,

zum anderen den Inhalt und den Geist des übersetzten Textes möglichst genau zu erfassen - diese Aufgabe machte sich Martin Luther, der auch mit Philipp Melanchthon zusammenarbeitete, nicht eben leicht:

Sprache und Gesellschaft

Und ist uns sehr oft begegnet, daß wir vierzehnen Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht gefunden. Im Hiob arbeiteten wir also, Magister Philips (Philipp Melanchthon, Anm. d. Hrsg.), Aurogallus (Matthäus Aurogallus, unterrichtete Hebräisch an der Universität Wittenberg, Anm. d. Hrsg.) und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber - nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein jeder lesen und meistern. Es läuft jetzt einer mit den Augen durch drei, vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, wo er jetzt drüber hingehet wie über ein gehobelt Brett, wo wir haben müssen schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumeten, auf daß man könnte so fein dahergehen. (Luther, 1530, 1962, S. 158.)

Ein besonders ausgebildetes Sprachgefühl, ein umfangreicher Wortschatz müßten einem guten Übersetzer eignen.

Denn wer dolmetschen will, muß großen Vorrat von Worten haben, damit er die recht zur Hand haben kann, wenn eins nirgendwo klingen will. [...] Ach, es ist das Dolmetschen keineswegs eines jeglichen Kunst, wie die tollen Heiligen meinen; es gehöret dazu ein recht, fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehret, erfahren, geübet Herz. (Luther, 1530, 1962, S. 162, 164.)

Trotzdem ist nicht zu übersehen, daß die Rolle und die Funktion der Sprache innerhalb der Gesellschaft sich allmählich sehr eindeutig wandelte. Und dies nicht nur in bezug auf fremde Sprachen - deren Beherrschung wichtig war, um gute Übersetzungen anfertigen zu können -, sondern auch in bezug auf die eigene Nationalsprache. Wichtig wird Sprache jetzt als Mittel der Kommunikation, geringer ist die Bedeutung von Sprache als Mittel zur Darstellung. Daher erhalten naturgemäß andere Sprachen Wichtigkeit: Sind es zunächst die alten Sprachen, die man beherrschen mußte, so wird es jetzt sinnvoll und nützlich, beispielsweise Italienisch, aber auch Französisch zu lernen. Nicht mehr religiöse Beweggründe, sondern Handel und Gewerbe waren jetzt der Motor für das Erlernen von Schreiben, Lesen und Rechnen sowie von anderen praxisnahen Fähigkeiten. Allerdings konnten sich die «teutschen Schreib- und Rechenschulen» oft erst nach längeren Auseinandersetzungen mit der Kirche und ihren schulischen Einrichtungen etablieren. Neben die traditionsreichen Dom-, Kloster- und Stiftschulen traten nun in den großen Orten die neuen Bildungsstätten. Die Kirche und geistliche Institutionen waren also nicht mehr alleinige Träger der deutschen Schulen, sondern die jeweilige städtische Obrigkeit beanspruchte für sich das Recht auf Konzessionierung ebenso wie das Recht auf den Erlaß von Schulordnungen und deren Überwachung sowie auch auf die Festlegung des von den Schülerinnen und Schülern zu zahlenden Schulgeldes. Die Lehrer waren zunftartig organisiert. Vor allem in den Reichsstädten nahm das Bildungsstreben immer breiterer Volksschichten zu. Daraus ergab sich, daß sich in die bis dahin rein kirchliche Bildung immer mehr weltliche Elemente mischten:

Dem steigenden Bedürfnis der städtischen Bevölkerung nach literarischer Bildung entsprach die Errichtung deutscher Schreib/Lese- und Rechenschulen. Ob sie nun aus privater Initiative entstanden, indem die Stadt den privaten Schulbetrieb konzessionierte, oder ob sie auf Betreiben der Städte selbst entstanden, in jedem Fall entsprach ihre Entstehung der fortschreitenden frühkapitalistischen Entwicklung. So nötigte der zunehmende Gebrauch des Geldes innerhalb des Handwerks und der verstärkte Warenaustausch einer arbeitsteiligen städtischen Bevölkerung breitere Schichten dazu, sich aus merkan-tilen, utilitaristischen Zwecken die Grundfähigkeiten literarischer Tätigkeit, die des Lesens und Schreibens, und die des Rechnens anzueignen. (Hampel, 1980, S. 43)

Nicht nur Jungen, sondern auch Mädchen wurden unterrichtet. Bereits seit dem 14. Jahrhundert widmeten sich Schulen oder Schulmeister und Schulmeisterinnen der Bildung auch von Mädchen; hierbei wirkten auch die Frauenklöster entscheidend mit. In Nürnberg wurden vor allem die kleineren, weniger angesehenen deutschen Schreib- und Re-

chenschulen von Mädchen besucht. Es existierte also offenbar ein ziemlich breites Bildungsangebot auch für Mädchen, obwohl diese Schulen und die Lehrer, die an ihnen unterrichteten, einen schlechteren Ruf hatten als die großen Schulen. Rudolf Endres macht in seinem Beitrag zur Entwicklung des Schulwesens im Mittelalter für Nürnberg recht genaue Angaben zur Anzahl der Schulen und der sie besuchenden Schüler. So gab es seit dem frühen 14. Jahrhundert vier Lateinschulen an den vier Hauptkirchen, auch im Vorort Wörth existierte eine Lateinschule. Die Schulen von St. Lorenz, St. Sebald, St. Egidien und die Spitalschule wurden Anfang des 16. Jahrhunderts von rund 850 Schülern besucht. Hinzu kamen noch die Schüler und Schülerinnen der zahlreichen nebeneinander existierenden deutschen Schulen, so daß bereits in der Stadtchronik von 1487 eine Gesamtzahl von ungefähr 4.000 Schülerinnen und Schülern genannt wird. Dies entspricht etwa einem Anteil von 13% der Gesamtbevölkerung, die Nürnberg damals hatte; es kann also davon ausgegangen werden, daß etwa die Hälfte der Bevölkerung zumindest lesen, schreiben und rechnen konnte. Eine exakte Beschreibung des Lehrplans der damaligen Zeit liegt nicht vor, doch kann die Beschreibung, die Albrecht Dürer von seiner Schulzeit gibt, wohl als durchaus beispielhaft für die Ausbildung eines «Normalbürgers» im Nürnberg in der Mitte des 16. Jahrhunderts angesehen werden:

Dieser mein lieber Vater hatt großen Fleiß auf seine Kinder, die auf die Ehr Gottes zu ziehen. Dann sein höchst Begehren war, daß er seine Kinder mit Zucht wohl aufbrächte, damit sie vor Gott und den Menschen angenehm würden. Darum war sein täglich Sprach zu uns, daß wir Gott lieb sollten haben und treulich gegen unsern Nächsten handeln. Und sonderlich hatte mein Vater an mir ein Gefallen, da er sahe, daß ich fleißig in der Übung zu lernen was. Darum ließ mich mein Vater in die Schul gehen, und da ich schreiben und lesen gelernet, nahm er mich wieder aus der Schul und lernet mich das Goldschmiedhandwerk. (Dürer, 1523, 1959, S. 30)

Der Unterricht der Kinder, auch der Sprachunterricht, orientierte sich jetzt offenbar an den täglichen Bedürfnissen, wurde nicht mehr nur um einer qualifizierten Bildung willen erteilt oder besucht.

Sprachgeschichte also in Verbindung zu sehen mit der geistesgeschichtlichen und historischen Entwicklung - das ist sicher eine mögliche und wichtige Vorgehensweise, will man die Wissenschaft nicht nur um ihrer selbst willen betreiben, sondern sie als Weg sehen zur Sprache - und damit in gewissem Sinn auch zur Lebensweise - von Menschen, die eventuell vor Jahrhunderten gelebt, gearbeitet, miteinander über sich, Gott und die Welt gesprochen haben.

3. Das spätmittelalterliche Nürnberg

Einer Analyse der Sprache, die an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit gesprochen wird, muß sicherlich eine Beschäftigung mit den äußeren Gegebenheiten vorangehen, die der Betrachter vorfindet. Natürlich ist zunächst der Blick durch unser so ganz anderes Erleben von Welt und Alltag verstellt, man muß sich also um eine Perspektive bemühen, die zwar unsere heutigen Erkenntnisse und Möglichkeiten der Untersuchung durchaus nutzen kann und auch muß, aber dennoch die Lebens- und Gedankenwelt der damaligen Bevölkerung in die Untersuchung einbezieht. Denn bestimmte äußere Umstände führen ja naturgemäß zu einem speziellen Gebrauch von Sprache, und zwar sowohl, was die zu bezeichnenden Gegenstände oder Ideen angeht, als auch was den Umgang der Menschen miteinander, ihre Sicht auf die eigene Position und auf die des anderen innerhalb einer Sprechergemeinschaft betrifft.

Auch eine dialektgeographische Einordnung des untersuchten Ortes muß erfolgen. Denn obwohl natürlich Dialektgebrauch nur bedingt im Zusammenhang mit der sozialen Herkunft des Sprechers steht, so gibt er doch einen Hinweis z.B. darauf, wie stark der Sprecher mit seinem Heimatort verbunden ist oder ob er während eventueller Reisen -

vielleicht sogar ins Ausland - eine größere Souveränität im Umgang mit Sprache erworben oder sogar, mehr oder weniger freiwillig, Fremdsprachen gelernt hat. Auch dieser Aspekt ist für den Sprachgebrauch zumindest des einzelnen wichtig, wenn nicht sogar für eine ganze soziale Schicht wie z.B. die der Handwerker, in der es gebräuchlich oder sogar notwendig war, für eine gewisse Zeit den Heimatort zu verlassen und auf Wanderschaft zu gehen. Welche äußeren Gegenbenheiten bei der Betrachtung eines Ortes in bezug auf die dort verwendete Sprache wichtig sind, ist also kurz zu klären. Denn obwohl sie nur als Hintergrundinformation betrachtet werden dürfen, haben sie doch ihren Anteil an der Gestaltung der Sprache, die gebraucht wird. Es scheint so, als seien diese Kriterien - anders als das zu untersuchende Textmaterial - zeit- und ortsunabhängig und demnach auch bei anderen Untersuchungen derselben Ausrichtung anwendbar. Größe und Verkehrslage des Ortes, Anzahl und Gliederung der Bevölkerung, konfessionelle Zugehörigkeit, die wirtschaftliche Situation und die Rolle von Kunst und Wissenschaft haben möglicherweise einen Einfluß auch auf den Sprachgebrauch der Bevölkerung. Zu sehen ist auch, wieweit der jeweilige Ort im Einflußbereich z.B. neuer geistiger Strömungen oder technischer Neuerungen liegt. Denn eine dadurch eventuell hervorgerufene Veränderung der sozialen oder auch wirtschaftlichen Lage wird sich wohl mehr oder weniger deutlich im Sprachgebrauch niederschlagen. Allerdings ist eine Konzentration auf den in der Untersuchung behandelten Zeitraum vonnöten. In der Folge wird lediglich in Kürze auf die Situation Nürnbergs in Mittelalter und Spätmittelalter eingegangen, da einige Aspekte im direkten Zusammenhang mit der Untersuchung noch einmal gesondert aufgegriffen werden sollen. Dabei muß auch auf die vor dem Untersuchungszeitraum liegende Epoche zurückgeblickt werden.

Nürnbergs Stellung als Freie Reichsstadt, die dem Kaiser, nicht aber einem Landesherren unterstellt war, erforderte immer ein Jonglieren zwischen den für die Stadt als solcher angemessenen Entscheidungen und der Anforderung, sich die Gunst und damit auch die Unterstützung des Kaisers zu wahren. Diese war eine Grundbedingung für den Ausbau der wirtschaftlichen Größe Nürnbergs, die vor allem durch weltweiten Handel und umfangreiche Exportgeschäfte erreicht wurde. Wie entwickelte sich diese Sonderposition Nürnbergs?

Nach dem Interregnum war es nicht mehr die kaiserliche Pfalz, sondern die *Stadt als membrum imperii*, die den Herrschern ihre Pforten öffnete. Die Kaiserburg spielte als repräsentative und sichere Herberge für das Reichsoberhaupt eine einzigartige Rolle.

Daneben wußten die Träger der Krone ebenso wie Fürsten, Herren und Gesandte der reichsstädtischen Schwestern die Annehmlichkeiten zu schätzen, die ihnen das wirtschaftlich blühende Gemeinwesen in seinen Bürger- und Handelshäusern im Schutz der Mauerbefestigung bieten konnte. Die vermögende Nürnberger Oberschicht war jedoch auch selbst an einer möglichst engen Bindung der Stadt an den Herrscher interessiert und zeigte sich deshalb nach ihren Möglichkeiten bereit, den vielfältigen finanziellen Bedürfnissen des Reichsoberhauptes entgegenzukommen. [...] Die Entwicklung Nürnbergs von der Königsstadt zur Reichsstadt wurde vor allem durch den großen Freiheitsbrief Friedrichs II. von 1219 ermöglicht und gefördert. Wichtig war vor allem die in ihm enthaltene Bestimmung, die Steuer für das Reich von der Gesamtheit der Gemeinde (*communitas*) abzuführen. [...] Die Burg und die Königsstadt Nürnberg wurden 1274 an Herzog Ludwig von Bayern und Pfalzgraf bei Rhein verpfändet. Nürnberg war damit in Gefahr, zur Landstadt am Rande des Herzogtums Bayern zu werden. Mit Unterstützung des zollerischen Burggrafen konnte König Rudolf von Habsburg Nürnberg im Zuge

seiner Revindikationspolitik aus der wittelsbacherischen Herrschaft wieder lösen und unter den Schutz des Reiches zurückführen. Im Gegenzug hatte König Rudolf den Burggrafen 1273 eine Fülle von Rechten in und um die Stadt als Bestandteil ihrer Burggrafschaft bestätigt, darunter das Landgericht und den Vorsitz des burggräflichen Amtmanns im Stadtgericht, sowie Einkünfte des Königshofes wie Areal- und Schmiede-

zins. Der jahrhundertelange Gegensatz zwischen Nürnberg und den Burggrafen von Nürnberg und späteren Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach nahm hier seinen Ausgang. (Gerlich, A. und Machilek, F., 1997, S. 657ff.)

Einen weiteren wichtigen Markstein auf dem Weg zur Bedeutung Nürnbergs als bedeutendster Reichsstadt Frankens bildete sicher «die am 25. Dezember 1356 in Metz verkündete Bestimmung der Goldenen Bulle Karls IV., wonach jeder neugewählte König seinen ersten Hof- bzw. Reichstag (regalis curia) in Nürnberg zu halten habe.» (...) 1422 wurde Nürnberg das Recht verliehen, selbst Münzen zu schlagen. 1427 konnte man die Trümmer der Burg erweben. 1447 wurden die Reichskleinodien der Stadt Nürnberg zur Aufbewahrung übergeben - auch dies eine Ehre, die für die Bedeutung Nürnbergs innerhalb des Reiches spricht.

Eine feste soziale und rechtliche Ordnung und der aus Handel und Gewerbe erwachsene wirtschaftliche Reichtum führte zu einer Konzentration bedeutender Künstler und Wissenschaftler in Nürnberg. Die Handelswege ermöglichten auch einen kulturellen und wissenschaftlichen Austausch und die Bereicherung durch Einflüsse aus dem Ausland.

Im Bereich der Kirche kam es zur schwersten und folgenreichsten Auseinandersetzung. Der Rat, der das Patronatsrecht über die beiden zu Propsteien erhobenen Pfarrkirchen und die Schutzvogtei über die in Nürnberg ansässigen Klöster ausübte und damit das Entscheidungsrecht in dieser Frage besaß, zögerte dennoch eine Entscheidung über die Annahme der Lehren Luthers hinaus, die im Gegensatz zur Haltung des Kaisers stand. Obwohl bereits im Juni 1524 eine Änderung der Meßliturgie vorgenommen worden war und vor Weihnachten 1524 die Augustiner ihr Kloster angeboten hatten, dauerte es bis zum März 1525, bis der Rat der von Hans Sachs beredt unterstützten Stimmung im Volk nachgab und beschloß, eine einheitliche Lehre und eine einheitliche Gottesdienstordnung auf der Grundlage der Reformation vorzuschreiben. Dieser Beschluß galt auch für das im Landshuter Erbfolgekrieg 1504/05 eroberte Landgebiet, so daß insgesamt in der Bevölkerung Ruhe einkehrte und man relativ gelassen dem Aufbruch der Bauernkriege begegnen konnte. Eine Erklärung für die Bedeutung dieser Veränderung nicht nur für die Kleriker, sondern auch für die Bevölkerung mag darin zu sehen sein, daß Religion im späten Mittelalter wohl in einem sehr viel größeren Maß als heute das alltägliche Leben der Menschen bestimmte und die Reformation so auch zu einem veränderten Menschenbild führte, das sehr bald in den Bauernkriegen zum Tragen kam. Diese Auseinandersetzung zwischen den Bauern und den sie zunehmend unterdrückenden Grundherren hatten wirtschaftliche, soziale und politische Ursachen. Gestützt auf das Evangelium und legitimiert durch die Ideen der Reformation, wollte man sich vor allem gegen die ständig anwachsenden Steuerforderungen und die Vereinnahmung durch die Grundherren zur Wehr setzen. Breitere sich die Bauernbewegung im Frühjahr 1525 zunächst rasch aus, so machte doch eine mangelhafte politische und militärische Geschlossenheit eine Niederschlagung möglich und es wurde so die erhoffte politische Aufwertung des Bauernstandes verhindert. Von nicht geringer Bedeutung scheint an diesem Punkt die Verurteilung der Bewegung durch Luther selbst gewesen zu sein. Die ersten Erhebungen, die bereits 1524 in Forchheim bei Nürnberg stattgefunden hatten, führten wohl dazu, daß die Stadt unmittelbar mit den Auseinandersetzungen in Berührung kam. Speziell dieser Aspekt in Beziehung zur Tradition des Fastnachtspiels wird jedoch in einem Exkurs gesondert behandelt werden.

Wichtig sind sicher auch Bevölkerungszahl und die soziale Struktur einer Stadt, wenn der Sprachgebrauch untersucht werden soll. Hieraus kann z.B. abgeleitet werden, ob angesichts etwa einer sehr geringen Anzahl von Bewohnern diese gut miteinander bekannt waren, ob es Kontakte nach außen gab und wie diese sich gestalteten. Auf diesen Aspekt wird im Zusammenhang mit der Darstellung der Sprache der einzelnen Bevölkerungs-

schicht einzugehen sein: Wird ein eventuell unterschiedlicher Gebrauch von Sprache erkennbar und durchgehalten? Welche Bedeutung wurde Sprache generell in dieser betrachteten Sprechergemeinschaft als Mittel zur Kommunikation oder aber zur Abgrenzung beigemessen?

Abschließend soll an dieser Stelle auch eine dialektgeographische Einordnung der Stadt Nürnberg unternommen werden. Da in der Folge nach einer Darstellung der Themenbereiche Theatersprache und Fastnachtspiel die einzelnen sprachlichen Ebenen in bezug auf differenzierende Elemente untersucht werden, scheint eine Darstellung der Grundlagen im vorhinein sinnvoll, um später im Zusammenhang mit der Auswertung der Untersuchungsergebnisse eine Gesamtdarstellung des Dialektgebrauches, bezogen auf die Bevölkerung, geben zu können und nicht die Darstellung der diesbezüglich bedeutsamen Elemente durch verwirrende Einschübe unnötig auszudehnen. Sie werden lediglich dem entsprechenden Dialektgebiet zugeordnet werden. Zunächst erschwert die Lage Nürnbergs an der Grenze zweier Dialektgebiete eine eindeutige Zuordnung des in dieser Stadt gesprochenen Dialektes:

Das Bairische wird an drei Seiten von Fremdsprachen umgeben und zwar im Südwesten vom Italienischen und Alpenromanischen (Ladinisch und Friulanisch), im Südosten vom Slowenischen, im Osten vom Mayarischen und Slowakischen und im Norden vom Tschechischen. Lediglich im Westen berührt es sich mit deutschen Dialekten, indem es das Alemannische (Mittelalemannisch und Schwäbische), das Ostfränkische und das Obersächsische grenzt. [...] Die als Ostfränkisch zusammengefaßten Dialektgruppen schließen sich im Süden an das Alemannische (Schwäbische) und im Osten an das Bairische (Nordbairische) an, wobei sich im Süden eine schmälere Interferenzzone ergibt, während im Osten der Nürnberger Raum ein breites (nord)bairisch-(ober)ostfränkisches Mischgebiet bildet. (Wiesinger, 1983, S. 837/842)

Diese beiden Dialektgruppen sind demgemäß maßgeblich auch für die komplexe Situation des Nürnberger Stadtdialektes:

Die Streitfrage, ob die konservative Nürnberger Mundart fränkisch oder bairisch sei, die noch der Nürnberger Grammatiker Gebhard (1907) nicht beantworten konnte, kann heute dahin entschieden werden, daß alte siedlungszeitliche *nordbairische Grundlagen* in den Vorgängen der Reichslandbildung des 11. bis 13. Jahrhunderts *oberostfränkisch überformt* wurden und es in langsamem Ausgleichsprozeß, der durch einige Jahrhunderte gedauert haben kann, zur Ausbildung jener nordbairisch/ostfränkischen Mischung kam, welche die heutige Grundmundart des Nürnberger Raumes prägt und welche auch zum größten Teil noch die konservative Stadtmundart Nürnbergs bestimmt. (Steger, 1984, S. 72)

Diese Äußerung zur dialektologischen Einordnung der Nürnberger Stadtmundart ist nur eine unter mehreren, die die Schwierigkeit der dialektgeographischen Zuordnung Nürnbergs resümiert - wobei ein wichtiger Aspekt ganz offensichtlich die sprachgeschichtliche Entwicklung ist. Es kann also im Zusammenhang dieser Untersuchung nicht um den Beweis der Zugehörigkeit zum (nord)bairischen oder ostfränkischen Dialektgebiet gehen. Das Ziel einer dialektgeographischen Betrachtung der untersuchten Texte soll es sein, den status quo im Untersuchungszeitraum - und seine eventuelle Veränderung - zu eruieren und, in einem zweiten Schritt, diese Ergebnisse, sofern das möglich ist, via Textsorte einer Sprecherschicht zuzuordnen.

II Alles Theater?

1. Theater und Realität

An dieser Stelle ist sicher zunächst die Frage zu stellen, welche Bedeutung der Fähigkeit und dem Willen des Menschen zukommt, Theater zu spielen, d.h. in einer anderen Gestalt als in der, die ihm gegeben ist, vor ein Publikum zu treten. Oder auch: das Leben, die Realität, die einen umgibt, als «Theater», als «Vorstellung» zu betrachten, deren Zuschauer oder auch Mitspieler man ist - sei es als Protagonist oder auch als Komparse. Wenn jemand «eine Show abzieht» oder gar «eine Szene macht» und daraufhin ermahnt wird, «keinen Zirkus» oder «kein Theater zu machen», also «nicht aus der Rolle zu fallen», wenn von den Ereignissen auf der «politischen Bühne» berichtet wird oder die Tagespresse über die - vermeintlichen oder echten - Größen der «Szene» einer Stadt berichtet, so zeigt dies, daß das Bewußtsein des «Mitspielens», des «Schauspielens» auch bei den Nicht-Akteuren präsent ist.

Die Verwendung zugespitzter Theatermetaphorik in Journalismus/ Publizistik/ Politikvermittlung; das Auftauchen neuer Phänomene in der künstlerischen Praxis, die nicht als «anderes Theater» zu bezeichnen sind, sondern die als andere Situationen Theater genannt werden; die Anwendungen des Theatralitätsbegriffs innerhalb philosophischer Diskurse u.a.m. zwingen/ zwingen die Theaterwissenschaft, will sie nicht verprovinzialisieren, neue Wege zu bedenken und evtl. zu begehen. (Münz, 1994, S. 27)

Den Begriff der Theatralität, der eben die Verbindung zwischen Realität und (Selbst-) Darstellung umschreibt, hinterfragt Rudolf Münz zunächst sehr kritisch auf seine Gültigkeit. Zu klären sei in auf die Geschichte orientierter Betrachtung der mit dem «praktischen» Theaterleben verbundenen Begriffe,

ob Theatralität - was gegenwärtig noch umstritten, aber das Eigentliche der Sache ist - als *ein* gesellschaftskonstituierender Faktor angesehen werden kann. Ist er das nicht, erweist sich der Begriff in «rein» theaterwissenschaftlicher Verwendung - synonym mit Theatralik, Theatralisierung, Theatralisches - als rhetorisch-stilistisches Modewort und ist überflüssig. (Münz, 1994, S. 30)

Zu klären ist also, welche Funktion dem Theater generell im Zusammenleben einer Gemeinschaft zukommt: ob es, quasi als «künstlerisches Endprodukt», den Umgang mit der gegebenen Realität spiegelt oder ob es, quasi als «Vorgabe», hinführen will und soll auf bestimmte Ideen - und damit letztendlich wirklich gesellschaftskonstituierend wirken würde. Es würde zu weit führen, im Rahmen dieser Untersuchung eine eindeutige Antwort auf diese Frage finden zu wollen. Als sicher kann jedoch angesehen werden, daß jede Gesellschaft ihre eigene Form von Inszenierung und Selbstinszenierung jenseits der Kunstform Theater besitzt, daß also der Begriff der Theatralität zwar eine unterschiedliche Füllung erfährt, aber doch für jede Epoche durchaus Gültigkeit hat. Daraus folgt, daß die Nähe zwischen Theater im Alltag und Alltag auf dem Theater - und damit die Erlebnisfähigkeit und der Erlebniswille eines eventuell unterschiedlich zusammengesetzten Publikums - eine unterschiedliche ist. So weist etwa Schramm darauf hin, daß Theater durchaus auch durch die Wahrnehmung des Publikums bestimmt wird. Es wären, wie er schreibt,

drei m. E. wichtige Anregungen aus der - in sich sehr widersprüchlichen und vielfältigen Arbeit der *ethnographischen Feldforschung* mit dem Theatermodell zu übernehmen (a) Das Spektakel wirkt im Alltag nicht nur als Sprache; ein rein semiotischer Ansatz - und sei er auch noch so weit abgesteckt - reicht nicht aus, um das Problem der symbolischen Gewalt zu behandeln. (b) der Alltag ist im wesentlichen nicht-spektakulär und dennoch theatralisch; es gibt da so etwas wie ein «unsichtbares Theater des Alltags» [...] Die inszenierte «Normalität» kann als Theater rezipiert werden oder nicht: entscheidend ist hierbei stets die Beobachtungsperspektive. (c) Durch die reflexive Ethnologie wurde die Relation zwischen Beobachter und Beobachtungsgegenstand exemplarisch als metho-

Alles Theater?

dologisches Problem erkannt. Es gibt keine absolute Distanz zwischen Beobachter und Objekt, und folglich keine «Objektivität» der Wahrnehmung und des Verstehens.

Der Beobachter ist immer auch Konstrukteur seines Gegenstandes.

Von solchen Voraussetzungen her zeigt es sich, daß Theatralität nicht allein als eine spezifische Form (mehr oder weniger spektakulärer) Bewegungen oder Sprachen aufzufassen ist, sondern daß sie auch durch eine besondere Form der *Wahrnehmung* konstituiert wird. (Schramm, 1994, S. 27ff.)

Von Bedeutung ist an dieser Stelle, wer der Beobachter des Theaters ist, d.h. für welches Publikum Theater produziert wird.

Ausgehend von einer Darstellung der Geschichte der Theaterwissenschaft in der ehemaligen DDR, entwickelt Münz die Forderung nach einer übergreifenden Theaterwissenschaft. Er versteht die Verbindung zwischen Semantik des Theaters und der Aufführungsanalyse, also quasi «klassischer» Theaterwissenschaft, als eine der zentralen zu lösenden Aufgaben der Theaterwissenschaft. Es geht dabei auch, so führt er aus,

...um den Anteil von Theater, theatralem Handeln, Theatralik an der So-werdung des Menschen, wie er heute ist; um Antworten auf die Frage: Ist der («öffentliche, gesellige») Mensch der «Kultur» ein «Schauspieler» mit dem Hang zu Selbstdarstellung, Zurschaustellung, Verstellung, Verkleidung, Maskierung etc. in der Absicht, ein «anderer» sein/ scheinen zu können, macht ihm dies Spaß und erkennt er so *sein* Mensch-sein im Anderen, oder ist der («intime», einzelne) mit sich selbst identische Mensch «authentischer Gefühle» das Ideal des Daseins, das zudem der «Natur» entspricht? Und auch hier interessiert uns die «Rückkopplung»: Wie wirkt sich dies auf Genese und Dynamik von Kunsttheater aus? (Münz, 1994, S. 34)

Die Folge dieses interdisziplinären Interesses ist notwendigerweise der Kontakt auch zu anderen Wissenschaften; als Beispiele hierfür nennt Münz Bereiche wie die Politologie, aber auch die Ethnologie und die Soziologie. Und in der Tat: Ohne ein Wissen auch um diese Aspekte menschlichen Gemeinlebens scheint ein völliges Verständnis einer bestimmten Theaterkultur nicht zu erlangen zu sein.

Was von Theaterwissenschaft erwartet und geleistet werden muß, ist zum einen die - historisierende - Problematisierung des semantischen Feldes der Theaterbegrifflichkeit und entsprechender Synonyme als entscheidend «für die Bestimmung der Differenz zwischen disziplinärer Struktur der Theaterwissenschaft und interdisziplinären Bedeutungsfeldern» (Seige / Wolfram); zum anderen die Beachtung und Organisation möglicher «Rückkopplungen» zu «eigentlicher», z.B. aufführungsanalytischer Tätigkeit der Theaterwissenschaft. (Münz, 1994, S.33)

In dieser Art muß nun auch die Sprache eines Theaterstückes betrachtet werden. So scheint es möglich, die Untersuchung der Sprache auf eine bestimmte Epoche zu beziehen und, in Verbindung mit ausgewähltem Vergleichsmaterial, an eine Darstellung der natürlichen gesprochenen Sprache zu gehen.

Zu konstatieren sind also die Bestandteile der Theater- bzw. Opernsprache als Kunstsprache: zum einen die Elemente, die gegenüber der natürlichen gesprochenen Sprache möglichst unverändert sind, zum anderen die Elemente, die beispielsweise aufgrund des behandelten Themas oder des verwendeten Dialektes mehr oder weniger direkt auf die Gesellschaft zu beziehen sind, und nicht zuletzt die Elemente der Sprache, die der speziellen Form des Theaters eignen.

2. Das Theater und sein Publikum

Nachdem auf den Anteil des Theaterspielens, des Sich-Verstellens an der menschlichen Natur hingewiesen wurde, soll nun im folgenden eine Darstellung der generellen Bedeutung eines Theaterstückes versucht werden. Welcher Art ist also die Beziehung zwischen

der Theater schaffenden Gesellschaft einerseits und dem Theaterstück und seiner Sprache als Ausdruck eines ganz speziellen Inhaltes andererseits? Eine Übertragung der Ergebnisse auf die Form der Oper oder Operette, sogar des Musicals scheint insofern legitim, als ja auch sie einem ständigen Wandel unterworfen ist, der nur zu einem Teil mit der Entwicklung der Musik in Verbindung zu bringen ist. Die Bearbeitung eines gewählten Stoffes - und damit verbunden die Sprache kann jedoch ganz erheblich differieren. Zunächst ist also eine Vergegenwärtigung der epochenunabhängigen Elemente eines Theaterstückes bzw. einer Oper im Hinblick auf die jeweilige Gesellschaft durchaus angebracht. Erst dann kann wohl sinnvoll der Stücktext losgelöst vom Gesamtkunstwerk Theateraufführung gesehen werden.

Theater zu spielen oder sich als Zuschauer eine Theatervorstellung anzusehen, hat die Menschen seit jeher fasziniert. Theater ist ein Mittel, sich mit der umgebenden Realität, mit den sozialen Zuständen auseinanderzusetzen und das Publikum Situationen miterleben zu lassen, die es sonst - vielleicht - nicht kennen würde. Auch was die Sprache angeht, ist das Theater - weltliches wie geistliches - vielleicht die literarische Gattung, die sich am stärksten an der alltäglichen Norm einer bestimmten Epoche orientiert. Theater ist zu betrachten als ein spezielles kulturelles System,

...erfüllt also seine allgemeine Funktion, Bedeutung zu erzeugen auf der Grundlage eines internen Codes. Dieser Code regelt, a) was als bedeutungstragende Einheit - als Zeichen - des Theaters gelten soll; b) welche dieser Zeichen auf welche Weise und unter welchen Umständen miteinander kombiniert werden können, und c) welche Bedeutungen dieser Zeichen a) in bestimmten Kontexten und teilweise auch b) isoliert beigelegt werden können. (Fischer-Lichte, 1983, S. 12 f.)

Im Gegensatz beispielsweise zu einem Bild oder dem Text eines Gedichtes jedoch existiert, wie Fischer-Lichte ausführt, Theater nur im Prozeß seiner Herstellung:

In dem Augenblick, in dem der Schauspieler Zeichen hervorbringt, vermittels derer er bestimmte Bedeutungen erzeugen und kommunizieren will, nimmt der Zuschauer diese Zeichen wahr und erzeugt nun seinerseits Bedeutung, indem er diesen Zeichen bestimmte Bedeutungen beilegt. Die beiden Aspekte des Prozesses der Bedeutungskonstitution bei einer Theateraufführung laufen also zeitlich vollkommen parallel ab.

(Fischer-Lichte, 1983, S. 15 f.)

Zwei unverzichtbare Konstituenten setzt also das kulturelle System Theater voraus: den Schauspieler und den Zuschauer. «Theater, reduziert auf seine minimalen Voraussetzungen, bedarf also einer Person A, welche X verkörpert, während S zuschaut.» (Fischer-Lichte, 1983, S. 16) Bereits aus dieser Analyse ist eine Differenz der einzelnen Theaterformen zu folgern, die nicht im «System Theater» begründet ist, sondern in der Differenz des theatralen Codes zu suchen ist. Welche Gegebenheiten als Zeichenträger gelten, ist ja in jedem gesellschaftlichen Gefüge unterschiedlich geregelt. Victor Turner sieht die jeweilige Form des Theaters direkt am Zustand einer bestimmten Gesellschaft orientiert:

Das manifeste soziale Drama wirkt auf den latenten Bereich des Bühnendramas ein; in einer gegebenen Kultur, an einem gegebenen Ort und zu einer gegebenen Zeit beeinflusst seine charakteristische Form unbewußt oder vielleicht auch bewußt nicht nur Form, sondern auch Inhalt des Bühnendramas, dessen aktiver Spiegel oder «Zauber»-Spiegel es ist. Das Bühnendrama ist, wenn es mehr als unterhalten soll - obwohl Unterhaltung immer eines seiner wichtigsten Ziele bleibt -, ein expliziter oder impliziter, schriftlicher oder metaschriftlicher Metakommentar zu den wesentlichen sozialen Dramen seines sozialen Kontexts... Weder die Spiegelungen des Lebens durch die Kunst, noch die der Kunst durch das Leben ist exakt, denn die Spiegel sind keine Planspiegel, sondern Matrix-Spiegel: bei jeder Reflektion wird etwas neues hinzugefügt, geht etwas Altes verloren oder wird etwas Altes aufgegeben. Menschen lernen durch Erfahrung, auch wenn

sie nur allzu oft schmerzliche Erfahrung verdrängen. Das Drama vermittelt vielleicht die tiefste Erfahrung; nicht das soziale Drama oder Bühnendrama (oder etwas Vergleichbares) allein, sondern der kreisförmige oder oszillierende Prozeß ihrer wechselseitigen Beeinflussungen und unaufhörlichen Veränderungen. (Turner, 1989, S. 170)

Die Kunst als Spiegel der Gesellschaft - diesen Vergleich führt Victor Turner an anderer Stelle weiter aus, bezieht ihn auf sämtliche in einer «komplexen Gesellschaft» - hierunter ist wohl die industrielle Gesellschaft der Neuzeit zu verstehen - entstehenden oder entstandenen Formen der Erzähl- und Ausdruckskultur. In ihrer Gesamtheit sind sie für ihn ein Spiegelsaal, besser:

ein Saal mit Zauberspiegeln (Plan-, Konkav-, Konvex-, konvex-zylindrische, Sattel- oder Matrixspiegel, um Metaphern aus dem Bereich reflektierender Oberflächen zu verwenden), in denen sich soziale Probleme, Auseinandersetzungen und Krisen (von causes celebres bis hin zu makrosozialen kategorialen Beziehungen zwischen den Geschlechtern und Altersgruppen) als vielgestaltige Bilder widerspiegeln, die zunächst in für eine Gattung typischen Werken transformiert, evaluiert oder diagnostiziert, dann in eine anderer Gattung, die bestimmte Aspekte besser untersuchen kann, verschoben werden, bis viele Facetten des Problems beleuchtet und bewußter Bewältigung zugänglich gemacht worden sind. Die Spiegelungen in diesem Spiegelsaal sind unterschiedlicher Natur, einige vergrößern, andere verkleinern, wieder andere verzerren die Gesichter derer, die in sie hineinblicken. Sie verzerren aber auf eine Weise, daß die, die hineinblicken, nicht nur zum Nachdenken angeregt, sondern auch starke Gefühle und der Wille zur Veränderung der Alltagsangelegenheiten im Betrachtenden geweckt werden. Denn niemand sieht gern häßlich plump oder zwergenhaft aus. (Turner, 1989, S.165f.)

An anderer Stelle heißt es: «Vielleicht ist Theater die stärkste, wenn man will, *aktive*, kulturelle Darstellungsgattung.» (Turner, 1989, S. 164) Diese Ausführungen beziehen sich auf das Theater als Bestandteil einer Gesellschaft, auf das Gesamtkunstwerk Theateraufführung. Im folgenden ist deshalb der Text eines Theaterstückes als hiervon losgelöster Bestandteil zu betrachten. Er stellt, wie Martin Esslin in seiner Studie über die «Zeichen des Dramas» ausführt,

keinesfalls die 'platonische Idee' des Schauspiels dar, lediglich einen wichtigen Bestandteil, der für den Zuschauer einer bestimmten Aufführung der letztendlich maßgebende Faktor für ihre Aussage sein kann, aber nicht muß. (Esslin, 1989, S. 82)

Dessen ungeachtet beinhaltet der Text eines Schauspiels, wie Esslin weiter schreibt,

eine Fülle von außerordentlich wichtigen Aussage produzierenden Bestandteilen. Da ist die grundlegende Bedeutung der Worte selbst, ihre syntaktische Bedeutung, ihre Bedeutung in Beziehung auf die Umstände in der 'wirklichen' Welt. [...] Die Worte des dramatischen Dialogs stimmen mit allem überein, was wir über den Gebrauch der Sprache als Medium menschlichen Umgangs wissen. Sie sind 'Sprechakte', wie sie von J.L. Austin und J.R. Searle beschrieben und analysiert worden sind, und auch Vehikel zur Übermittlung sachlicher und emotionaler Information. (Esslin, 1989, S. 83)

Auch auf die Aussage produzierenden Stilelemente in einem dramatischen Text wie z.B. den Vers im Gegensatz zur Prosa geht Esslin ein, ebenso auf die Tatsache, daß die verwendeten Wörter durchaus auch der Individualisierung von Figuren dienen. Hier führt er «Redeweise, Vokabular, regionalen Dialekt oder professionellen Jargon» an (Esslin, 1989, S. 83). Auch der «Faktor Publikum» wird an dieser Stelle in die Untersuchung einbezogen: «Die Worte, die zwischen den Figuren gesprochen werden, sind für das Publikum immer mit einer anderen Bedeutung behaftet.» (Esslin, 1989, S. 83) Manfred Pfister betrachtet das Publikum ebenfalls in bezug auf die Sprache eines Theatertextes als einen wichtigen Faktor, und zwar was die Beziehung zwischen Autor und Publikum angeht:

Die dramatische Rede ist jedoch semantisch viel komplizierter als eine Rede in einem gewöhnlichen Gespräch, denn bei ihr kommt noch ein weiterer Faktor hinzu: das Publi-kum. Dies bedeutet, daß hier zu allen direkten Dialogteilnehmern noch ein weiterer Beteiligter tritt, der schweigt, aber doch wichtig ist, denn alles, was im Theaterdialog gesagt wird, zielt auf ihn und soll auf sein Bewußtsein wirken. (Pfister, 1988, S. 149)

Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt Anne Betten, die sich in ihrer Untersuchung «Der dramatische Dialog bei Friedrich Dürrenmatt im Vergleich mit spontan gesprochenener Sprache» zunächst mit den Schwierigkeiten dieser Parallelisierung auseinandersetzt:

Da der Dialog auf dem Theater letztlich Medium der einseitigen Kommunikation eines Autors mit seinen stumm bleibenden Zuhörern / Zuschauern ist, konstituiert sich sein Sinn nicht unmittelbar aus der Interaktion der auf der Bühne agierenden Personen, sondern nur mittelbar aus der Rekonstruktion der Mitteilung, die der Autor mit der Gesamtheit der demonstrierten verbalen und nicht-verbalen Interaktionsabläufe beabsichtigt. Die Sprecherbeiträge werden nicht kontrolliert durch spontane Bekundungen von Verstehen, Mißverstehen, Rückfragen u.ä. des Gesprächspartners; die sprachlichen Formulierungen zielen daher nicht auf das von der Situation mitbedingte Verständnis des unmittelbaren Gegenübers auf der Bühne ab, sondern auf die wirkungsvollste Übermittlung der Worte an die Hörer im Zuschauerraum. (Betten, 1980, S. 206)

Hier schließt sich also der Kreis zu der Überlegung, daß Sprachgebrauch nicht nur einschichtig abläuft - das heißt in diesem Fall: der Autor bringt einen Text zu Papier bzw. den Theaterzuschauern via Schauspieler zum Vortrag -, sondern durchaus ein Mittel zum Ver- und Entschlüsseln nicht ausdrücklich ausgesprochener Information ist - damit aber natürlich auch abhängig von der speziellen Form und Intention des Theaterstücks.

Zu sehen ist jedoch, daß Theaterstücke von Menschen mit ganz persönlichen Vorlieben, Abneigungen und Intentionen verfaßt werden, die darüber hinaus abhängig sind von gewissen Moden, z.B. beim Verfassen eines Theaterstücks. Bei einer Beschäftigung mit der Person des Autors kann es jedoch, so Manfred Pfister,

nicht um einen wissenschaftlich überholten Biographismus gehen, der das Werk aus der Biographie des Autors individualpsychologisch genetisch zu erklären versucht, sondern es soll diese Person als wichtige, aber nicht die einzige Vermittlungsinstanz zwischen ge-sellschaftlichen und literarischen Sachverhalten betrachtet werden. [...] Der Autor eines literarischen Textes, und das gilt in besonders evidenter Weise für den Dramatiker, wen-det sich mit seinem Text an eine Öffentlichkeit, tritt in öffentliche Kommunikation. Von daher schon ist seine Rolle als Literaturproduzent nicht Resultat einer völlig freien Ent-scheidung, einer autonomen Identitätssetzung, sondern orientiert sich an gesellschaftlich vorgegebenen Normierungen dieser öffentlichen Rolle, indem er diese erfüllt oder inno-vativ durchbricht. (Pfister, 1988, S. 51f)

Dies bedeutet also auch für den Text eines Theaterstückes, daß letztendlich jede Gesellschaft ihre ganz spezielle Form von Theater kreiert, die dann auch eine bestimmte Personengruppe oder soziale Schichten vorführt und damit einen bestimmten Blick auf das Leben, die Welt und die Menschen darin offenbart.

Dramatische Rede situiert sich also immer im Spannungsfeld von mindestens zwei Abweichungsdimensionen, wobei eine Reduktion der Abweichung von der Normalsprache oft eine Verstärkung der Abweichung von etablierten Konventionen der Bühnensprache implizieren kann und umgekehrt. (Pfister, 1988, S. 151)

Um also einen Vergleich zwischen Theatersprache und der natürlichen gesprochenen Sprache einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Ortes generell und auch in bezug auf die soziale Schichtung ziehen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, wo die «Schnittmenge» der beiden Sprachen liegt, welche Faktoren also überhaupt die Beurteilung von Soziolekt möglich machen - und dies in einer Form, die auch als Kriterium für die Beurteilung anderer Texte gelten kann. Denn Theatersprache allein kann nicht als Bei-

spiel für natürliche gesprochene Sprache betrachtet werden. Es muß also zum einen die Rolle und spezielle Form des Theaters in der jeweiligen Zeit betrachtet werden, ebenso die Überlieferungs- und Aufführungspraxis. Zum anderen ist Vergleichsmaterial heranzuziehen und so die Beziehung zwischen Sprache und Gesellschaft unter Berücksichtigung der heutigen Erkenntnisse der Soziolinguistik zu untersuchen.

Zwei Aspekte müssen im Rahmen dieser Untersuchung außer Acht gelassen werden, obwohl sie generell ein interessanter Gegenstand für weitere Untersuchungen wären und deshalb zumindest anzusprechen sind: Die Untersuchung der Übersetzungen oder Bearbeitungen nicht nur im Hinblick auf die Motivgeschichte, sondern ebenso im Hinblick auf ihre sprachliche Gestaltung in Verbindung mit dem gesellschaftlichen Hintergrund läßt zwar keine Rückschlüsse auf die zur Entstehungszeit des Stückes gebrauchte Sprache zu, zeigt aber doch sehr deutlich die - eventuell stark veränderte - Charakterisierung der dargestellten Figuren vor dem jeweiligen realen historischen Hintergrund im Gegensatz zu früheren bzw. späteren Bearbeitungen. Gerade auch neue Übersetzungen z.B. von «Klassikern» sind hier von Interesse, hat doch der Theaterbesucher manchmal das Gefühl, eine um jeden Preis modernisierte Fassung vorgesetzt zu bekommen, bei der der Bruch zwischen eventuell wirklich nur mehr sehr bedingt aktuellen Inhalten und einer sehr «heutigen» Sprache deutlich spürbar ist.

Ein weiteres Gebiet, das sicher nicht nur im Hinblick auf die Motivgeschichte, sondern auch unter dem Aspekt der sprachlichen Gestaltung zu weiteren Untersuchungen anregt, ist die Librettoforschung. Zwar ist die Oper - wie auch die Operette oder das Musical - immer als Gesamtkunstwerk zu sehen, als unlösbare Verbindung von Libretto und Musik, die ja mindestens einen ebenso großen Anteil hat an der Rollengestaltung wie der Text. Trotzdem sollte das Libretto einer Oper, einer Operette oder eines Musicals nicht nur für Musik- oder Theaterwissenschaftler oder an (Musik)Theater interessierte, sondern auch für sprachbegeisterte Zuschauer von Bedeutung sein. Denn wiewohl diese Kunstformen natürlich immer in Verbindung mit der Musik zu sehen sind, wäre eine Klärung der Frage, wieweit auch hier, abgesehen von rein inhaltlichen Fragen, mit denen sich die Forschung ja durchaus auseinandergesetzt hat und auseinandersetzt, Möglichkeiten gegeben sind, von der Sprache des Librettos auf die natürliche gesprochene Sprache zu schließen - zum einen der Entstehungszeit des Werks, zum anderen der Zeit, die der Text behandelt.

Das Libretto ist also zunächst einmal bezüglich des Redekriteriums ein dramatischer Text; dadurch unterscheidet er sich von lyrischer *poesia per musica*. Um die Kategorie des Librettos dann sinnvoll von anderen dramatischen Gattungen absetzen zu können, benötigt man eine Eigenschaft, die allen Libretti aller Epochen gemeinsam sein muß und anderen dramatischen Texten nicht eignen darf. [...] Die Gattung ist also durch einen Zusammenhang zwischen Gattungsmerkmalen und Funktion der Gattung bestimmt, nicht durch die je konkreten epochenspezifisch verschiedenen Merkmale. (Mehltretter, 1994, S.10)

Nicht die Analyse der Rezeptionssituation, der musiktheatralischen Aufführung, kann also der Blickwinkel für eine literaturwissenschaftliche und, so möchte ich diese Forderung erweitern, für eine sprachwissenschaftliche Untersuchung der Gattung Libretto sein.

Nicht das Zusammenwirken von Text und je konkreter Musik wird also beschrieben, sondern das Funktionieren des Textes (unter anderem und insbesondere im Hinblick auf eine mögliche Vertonung, ganz gleich, ob eine solche stattgefunden hat oder nicht. Weder wird das Libretto also als Sprechdrama analysiert, noch als vertonter Text, sondern als vertonbarer. (Mehltretter, 1994, S. 11)

Im konkreten Fall dieser Untersuchung ist jedoch eine eigenständige Librettistik noch nicht vorhanden - sie setzt erst Mitte des 16. Jahrhunderts ein -, so daß eine Behandlung

von Operntexten nicht erfolgen kann. Auch eine Behandlung von Libretti aus späteren Jahrhunderten, die sich mit dem spätmittelalterlichen Nürnberg, genauer mit Hans Sachs und den Meistersingern auseinandersetzen, ist nicht angebracht. Zwei Opern sind hier zu nennen: die Oper «Hans Sachs» von Albert Lortzing, entstanden 1840, und «Die Meistersinger von Nürnberg» von Richard Wagner, vollendet 1867, immerhin sechs Jahre nach Beendigung der Dichtung im Jahr 1861. Das Libretto zu «Hans Sachs» wurde von Philipp Reger verfaßt und lieferte Richard Wagner neben Wagenseils Schrift «Von der Meistersinger holdseliger Kunst» aus dem Jahr 1697 und E.T.A. Hofmanns Novelle «Meister Martin der Küfer und seine Gesellen» Anregungen und Motive für das Libretto zu seiner Oper. Allerdings ist zu sehen, daß in einem Fall wie diesem wohl von einer naturalistischen Darstellung der Sprache nicht ausgegangen werden kann. Trotzdem wäre hier sicher ein Feld für Untersuchungen nicht nur in bezug auf die Auswahl und Behandlung eines Stoffes, sondern auch des Sprachgebrauchs.

Wiewohl hier also noch spannende und sicher auch lohnende Aufgaben warten, ist eine Beschränkung auf Texte des Sprechtheaters nötig, die in unmittelbarer Verbindung mit der Zeit und dem Ort stehen, die untersucht werden sollen.

3. Die Figuren des Theaterstücks als Sprecher

Lotet man die Parallelität zwischen Theatersprache und natürlicher gesprochener Sprache aus, so ist auch die Rolle der Theaterfigur als Sprecher zu betrachten. Denn hier ergibt sich eine Spaltung: Auf der einen Seite ist die auf der Bühne gezeigte Figur ja ein «soziales Wesen», das Kontakt zu den «Mitmenschen» hat und auch sprachlich mit ihnen kommuniziert. Auszunehmen sind Sonderformen des Theaters wie Ballett oder Pantomime, eine Sonderform stellt auch diesbezüglich das Musiktheater dar. Andererseits ist ja die Bühnenfigur eine Kunstfigur, vom Autor geschaffen zwar aus der Zeit und für das Publikum seiner Zeit - wie öffentlich oder ausgewählt es auch immer sein mag -, aber doch auch ein Vertreter der Intention der jeweiligen Form des Theaters und des Stückes wie auch seines Autors.

«Die wichtigste Funktion der Sprache auf dem Theater folgt aus ihrem Gebrauch durch den Schauspieler: A's Worte bedeuten X's Worte.» (Fischer-Lichte, 1983, S. 33) Diese Fortführung des oben ausgeführten Gedankens, daß ein Schauspieler A vor dem Zuschauer S die Rolle von X verkörpert, muß also ebenfalls den Zuschauer als Benutzer von Sprache und Zuhörer des auf der - wie immer gearteten - Bühne geäußerten Textes einbeziehen: S hörte die von X durch den Mund von A gesprochenen Worte - und weiß auf Grund des gegebenen, ihm vertrauten Codes, wie er diesen Text zu interpretieren hat. Explizit hat sich Friedrich Dürrenmatt in seiner Veröffentlichung über «Theaterprobleme» mit dieser, der Theaterfigur vom Autor in den Mund gelegten Sprache auseinandergesetzt.

Der Mensch des Dramas ist ein redender Mensch, dies ist seine Einschränkung, und die Handlung ist dazu da, den Menschen zu einer besonderen Rede zu zwingen.[...] Wie die Personen auf der Bühne, kann auch ihre Sprache ein Schicksal erleiden.
(Dürrenmatt, 1963, S. 36)

Das ganz Spezifische einer Bühnenfigur, die innere Erlebniswelt angesichts einer äusseren Situation muß der Bühnenschriftsteller in der Sprache einfangen, die er der einzelnen Figur zueignet. So hat er immer danach zu trachten,

dass es in seinem Theater Momente gibt, in denen die Gestalten, die er schreibt, Sprache werden und nichts anderes. Freilich lauert hier eine Gefahr. Die Sprache kann verführen. Die Freude, mit einem Mal schreiben zu können, Sprache zu besitzen, [...] kann den Autor überreden, gleichsam vom Gegenstand in die Sprache zu flüchten.[...] Auch Dialoge können verführen, Wortspiele, die einen unvermutet vom Stoffe wegtreiben. Doch gibt es immer wieder Einfälle, denen man nicht widerstehen darf, auch wenn sie

drohen, den mühsam errichteten Plan über den Haufen zu rennen. Neben der Vorsicht, den Einfällen zu widerstehen, muss auch der Mut vorhanden sein, sich ihnen auszusetzen. (Dürrenmatt, 1963, S. 36f.)

Wenn auch diese Art der (Selbst)Reflexion über das Verhältnis des Theaterautors zu seinen Figuren und ihrer Sprache den Verfassern der Fastnachtspiele eher fremd gewesen sein dürfte, so war doch die Wirkung dieser kleinen Stücke auf das fröhlich gestimmte Publikum, das unterhalten werden wollte, ganz sicher auch in diesem Punkt berechnet, die Sprache mit Bedacht gewählt.

Eine Sonderstellung innerhalb der *dramatis personae* der Fastnachtspiele nimmt die Figur des Narren ein. Dennoch ist er ganz sicher nicht als Außenseiter zu bezeichnen, wie ihn im Fastnachtspiel zum Beispiel der Bauer als Vertreter einer gesellschaftlich nicht eben hoch angesehenen sozialen Schicht darstellt. Im Gegenteil:

In nahezu allen Spielen des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts nimmt der Narr eine Art Mittlerrolle zwischen szenischem Geschehen und Publikum ein, interpretiert die Handlung, ist klug und bedächtig. Sein Auftreten, das von der Handlung her gesehen nicht notwendig erscheint, symbolisiert das Spielerische, den Mimus, die Fiktion, das Als-ob. Er empfindet wie der anonyme Zuschauer und ist zugleich Sprachrohr des Autors, er rühmt sich oft, als einziger die Wahrheit zu erkennen. Ähnlich wie im altindischen Drama fällt ihm die die Aufgabe des Spieleröffners, vor oder nach dem Herold, zu, ferner die des Spielplatzbereiters, Ordners und Ruhegebieters und schließlich des Schlußsprechers. Er gehört also häufig zum Spielrahmen und ist, selbst wenn ihm eine Rolle in der Aktion gegeben wird, nicht völlig in diese integriert, sondern steht als medi-tierender Betrachter abseits oder sogar, wenn er auf den Ausgang des Plots hindeutet, über dem Geschehen. Seiner Außenseiterposition in der Gesellschaft entspricht die im Spiel, die man mit der des Chors in der antiken Tragödie verglichen hat. Allerdings entwickelt sich die Lehrfigur immer stärker zur Spielfigur. (Frenzel, 1988, S. 567)

Es war deshalb wichtig, an dieser Stelle kurz auf diesen Aspekt hinzuweisen, weil die Figur des Narren unter den übrigen optisch immer am auffälligsten ist - in Kleidung, Mimik, Gestik zum Beispiel -, aber im Gegensatz dazu im Fastnachtspiel meist sprachlich nicht in einer besonderen Weise charakterisiert wird.

4. Karneval und Fastnachtspiel

...so gebieten unser hern vom rate ernstlich und vestiglich, das nu hinfur zu kheyner zeit, und sunderlich der zeit der fasnacht, nyemant, wer der oder die sein, man noch frauenpilde, jung und alt, nyemant außgenommen, solche unczymliche wort und geperde, reymens oder in andere weise nicht uben oder geprauchten in dheym wege, auch sich nicht allein in besuchung der heuser, sunder sunst allenthalben erberglich, redlich und zymlich halten,...

(Nürnberger Ratserlaß zur Verhütung von Unfug, besonders während der Faschings-tage. 1468.)³

In enger Verbindung zu den oben angestellten Betrachtungen über das Phänomen der Theatralität nicht nur beim Menschen als solchem, sondern auch innerhalb einer Gemeinschaft steht sicher die Betrachtung der Gegebenheiten, die zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Gesellschaft die Entstehung einer ganz spezifischen Form von Theater begünstigt haben oder begünstigen. Im Zusammenhang mit der hier unternommenen Untersuchung ist es daher unerläßlich, sich mit der Feier des Karnevals zu befassen, wenn man sich, ausgehend vom Fastnachtspiel, mit der im spätmittelalterlichen Nürnberg gesprochenen Sprache und ihrer Schichtung beschäftigt. Denn eine ähnliche Bedeutung für die Menschen hatte die Feier dieser «verkehrten Welt» weder vorher noch nachher. Die Frage, in welcher Weise dieser Rollentausch, diese Veränderung gegenüber

³ zitiert nach: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 2, 1880, S. 1994

dem Alltag auch zu einer ähnlich extremen Haltung der Sprache gegenüber führt, kann an dieser Stelle noch nicht erörtert werden. Wichtig ist auf jeden Fall festzuhalten, daß es vor allem im Mittelalter ein signifikanter Unterschied zwischen dem «normalen Leben», das von strenger, kaum zu überwindender sozialer Hierarchie und damit auch von genau geregelten Abläufen, was Verhalten einerseits und Pflichterfüllung andererseits anging, bestand. Umso wichtiger waren, und das erkannten auch die, die unter der Zeit «am Drücker saßen», Freiräume, die sich mit Feiertagen oder anderen Gelegenheiten boten, die zum Feiern einluden. So ist es auch zu erklären, daß diese Freiräume zwar mehr oder weniger reglementiert waren, aber den Feierfreudigen oder –wütigen nie ganz genommen werden konnten:

Die Freiheit des Lachens war, wie jede Freiheit, natürlich relativ. Ihr Bereich konnte breiter oder enger sein; sie wurde aber niemals aufgehoben. Diese Freiheit hing mit den Feiertagen zusammen und beschränkte sich meistens auf sie.[...] Diese feiertägliche Befreiung des Lachens und des Leibes kontrastierte schroff mit der vergangenen oder bevorstehenden Fastenperiode... Legalisiert waren die Jahrmarktsbelustigungen; legalisiert war der Karneval. Natürlich war das eine erzwungene und unvollständige Legalisierung, die mit Kampf und Verbot abwechselte. Während des ganzen Mittelalters sahen sich Staat und Kirche genötigt, der Öffentlichkeit, der Straße größere oder kleinere Zugeständnisse zu machen. Übers Jahr waren, begrenzt durch strenge Festtagsdaten, kleine Zeitinseln verstreut, auf denen die Welt aus ihrer offiziellen Bahn gehen durfte - aber ausschließlich in der Schutzform des Lachens. Dem Lachen selber wurden kaum Grenzen gesetzt - sofern es Lachen blieb. (Bachtin, 1990, S. 34)

Die Intensität, mit der gefeiert wurde, mit der die gewohnten Pfade verlassen wurden, bestimmte jedoch auch die Empfindung des Eindrucks, den die - noch kaum zu überwindenden - Grenzen auf den Menschen machten:

Indessen wäre es falsch anzunehmen, der mittelalterliche Ernst hätte dem Volke überhaupt nicht imponiert. Insofern, als Furcht ihren Platz fand, insofern, als der mittelalterliche Mensch noch allzu schwach war im Angesicht der Naturkräfte und der gesellschaftlichen Mächte, mußte die Ernsthaftigkeit der Furcht und des Leidens in ihren religiösen, staatlich-sozialen und ideologischen Formen auf die Menschen Eindruck machen. Das Bewußtsein der Freiheit konnte nicht anders als begrenzt und utopisch sein. Darum wäre es verfehlt zu glauben, daß das Mißtrauen des Volkes dem Ernst gegenüber, daß die Liebe des Volkes zum Lachen als zu einer anderen Wahrheit stets einen bewußten, kritischen und klar oppositionellen Charakter angenommen hätten.

(Bachtin, 1990, S. 40)

Einerseits bietet die Feier des Karnevals also eine Möglichkeit der Grenzüberschreitung, die nicht nur gestattet, sondern - gerade auch von der Institution Kirche - geradezu erwünscht war. Andererseits aber lag hier, so ist zu folgern, auch die Chance der Demokratisierung:

Karneval ist ein Schauspiel ohne Rampe, ohne Polarisierung der Teilnehmer in Akteure und Zuschauer. Im Karneval sind alle Teilnehmer aktiv, ist jedermann handelnde Person. Dem Karneval wird nicht zugeschaut, streng genommen wird er aber auch nicht vorge-spielt. Der Karneval wird gelebt - nach besonderen Gesetzen und solange diese Gesetze in Kraft bleiben. Das karnevalistische Leben ist ein Leben, das aus der Bahn des Gewöhnlichen herausgetreten ist. Der Karneval ist die umgestülpte Welt.

(Bachtin, 1990, S. 48)

Wie weit ging man bei dieser Grenzüberschreitung im Falle von Literatur, oder besser: wie stellt sich diese «umgestülpte Welt» - auch sprachlich - im Falle von Theaterstücken dar, die speziell für diesen Anlaß verfaßt wurden?

Als literarische Gattung ist das Fastnachtspiel bereits umfangreich behandelt worden, was seine formale Gestaltung, die bedeutendsten Autoren und die wichtigsten Spielzentren

dieser speziellen Theaterform anbelangt.⁴ Im Zusammenhang dieser Untersuchung soll daher vorwiegend auf ihre Stellung innerhalb der Gesellschaft eingegangen werden, die im Zentrum der Betrachtung steht. Dieser «älteste Formtyp des weltlichen Dramas in deutscher Sprache» (von Wilpert, 1989, S. 291) bot zunächst in der Form einer Revue, dann in der Form eines Theaterstückes mit Handlung eine kurze und kurzweilige Unterbrechung des allgemeinen Fastnachtsgeschehens. Wiewohl also rein äußerlich vor allem auf die Unterhaltung eines sehr gemischten Publikums während der Faschingszeit hin angelegt, zeigt das Fastnachtspiel im Laufe seiner Entwicklung doch durchaus einen unterschiedlichen Blick auf eine sich rasant verändernde Welt und die darin lebenden, arbeitenden und miteinander sprechenden Menschen. Dies beinhaltet, wie sich zeigen wird, auch in zunehmendem Maße eine «Moralisierung» dieser Form von Theater.

Die Lebensläufe von Hans Rosenplüt, Hans Sachs und Jakob Ayrer sind einerseits bekannt genug, um Aussagen auch über ihre Position innerhalb der Gesellschaft machen zu können. Andererseits spiegeln ihre Stücke auch sehr eindeutig verschiedene Entwicklungsstufen des Fastnachtspiels wider. Deshalb sollen sie zum Schwerpunkt dieses Teils der Untersuchung gemacht werden. Die Fastnachtspiele des vierten großen Nürnberger Autors, Hans Folz, stellen - bis hierher - eine quasi intensivere Variante der Stücke Hans Rosenplüts dar. Deshalb sollen sie zunächst ausgespart werden, sofern sie nicht zur Kontrastierung oder Verdeutlichung heranzuziehen sind.

Oben wurde die Situation des Karnevals als eine wichtige soziologische Komponente des Fastnachtspiels behandelt. Hieraus resultiert ein ganz wichtiger Aspekt der Aufführung dieser Theaterstücke, der sicher auch im Hinblick auf ihre sprachliche Gestaltung von Bedeutung ist: ihre Öffentlichkeit. Es gab keine gesellschaftliche Gruppe, die vom Besuch dieser Stücke ausgeschlossen gewesen wäre, wenn sie z.B. in Wirtshäusern aufgeführt wurden. Hinzu kam, daß sowohl die Autoren wie auch die Akteure «Menschen aus dem Volk» waren: Verfaßt und aufgeführt wurden die Fastnachtspiele meist von Handwerkern. Erst später, ab der Mitte des 16. Jahrhunderts oder noch etwas später, können die gastierenden Komödiantentruppen aus England als Vorbilder für die Autoren unterhaltensamer Theaterstücke betrachtet werden.

Das Schauspiel der EK (= engl. Komödianten, Anm. d. Verf.in) stammt aus der literarischen Tradition des englischen Renaissancedramas. In der ersten Phase seiner Entwicklung in Deutschland verliert es völlig die Kennzeichen seiner literarischen Herkunft aus England. Die in ihm vorhandenen theatralischen Bestandteile lösen sich los von den dramatischen Inhalten und gelangen zur Alleinherrschaft. Der freie schöpferische Mimus waltet und wirkt hier in engster Verbindung mit den theaternahen Künsten, Musik, Tanz und Akrobatik. Zweierlei begünstigt diese Entwicklung: die Fremdstämmigkeit der Schauspieler und das Bedürfnis des Publikums. Der Sprache als Mittel der Verständigung beraubt, mußte der Schauspieler allein mit der Geste sich mitteilen und wirken. Diese Zwangslage verursachte einerseits eine ausgezeichnete Ausnutzung von Gestik und Mimik nach allen Möglichkeiten hin, die auch späterhin für die englischen Komödianten charakteristische blieb, andererseits aber auch ihre Übersteigerung und Vergrößerung. (Baesecke, 1935, S. 72f.)

Wie sich bei der Betrachtung der sprachlichen Gestaltung der Fastnachtspiele zeigen wird, scheinen spätere Autoren wie Jakob Ayrer eben diese Sorgfalt der Ausgestaltung, die mangels sprachlicher Möglichkeiten für die gastierenden Engländer nötig war, auch auf die Ausarbeitung der von ihnen gezeichneten Figuren angewandt zu haben.

⁴ siehe hierzu z.B. Catholy, Ekkehardt: Das Fastnachtspiel des Spätmittelalters. Tübingen, 1961
ders.: Fastnachtspiel. Stuttgart, 1966
ders.: Das deutsche Lustspiel. Stuttgart, 1969

5. Das Vergleichsmaterial

Am Beginn dieses Teiles der Untersuchung muß die Frage gestellt werden, was bei einem Vergleich der ausgewählten Fastnachtspieltexte mit den im folgenden zu behandelnden Texten erreicht werden kann. Denn im Gegensatz zu Theaterstücken, die zwar schriftlich fixiert sind - aus dem Stegreif gespielte Stücke sollen hier ausgenommen sein -, aber doch als unabdingbarer Bestandteil des Gesamtkunstwerkes Theateraufführung einem wie auch immer zusammengesetzten Publikum mündlich vorgetragen werden, sind alle für die hier untersuchte Epoche erreichbaren Texte nur in schriftlicher Form zugänglich, das heißt durch den Prozeß der Umsetzung von mündlicher Sprache in schriftliche Sprache gleichsam «gefiltert».

Aufzuzeigen ist ein eventuell bestehender Unterschied bei der Umsetzung der Sprache innerhalb der Textsorte, die zum Vergleich herangezogen wird, durch den jeweiligen Verfasser bzw. die Verfasserin. Um die Gebundenheit einer bestimmten Textsorte an eine bestimmte soziale Schicht zu überprüfen, aus der die Autoren stammen, ist es notwendig, sich zu Beginn mit den speziellen Eigenschaften der Textsorten auseinanderzusetzen, die zum Vergleich herangezogen werden sollen.

5.1 Zur Auswahl und Erstellung eines Textkorpus

Theatersprache alleine kann, wie oben ausgeführt wurde, nicht als Maßstab für die natürliche gesprochene Sprache einer bestimmten Sprechergemeinschaft gelten. Es ist bei der Auswahl von Vergleichsmaterial deshalb zunächst zu berücksichtigen, daß es sich, wo kein direkter Vergleich mit gesprochener Sprache z.B. in Form von Tonbandaufnahmen möglich ist, dabei nicht um literarische Texte handeln darf. Es müssen Texte sein, die vor allem nicht mit bestimmten Situationen oder Institutionen verbunden sind, da dies leicht zu einer Formalisierung der Sprache führen kann, wenn sie eventuell ein Teil der vollzogenen Handlung ist.⁵ Auch inhaltlich darf nicht von vornherein eine thematische Begrenzung gegeben sein, die ja fast zwangsläufig z.B. mit der Wahl eines bestimmten Wortschatzes einhergeht.

Allerdings sind direkte Vergleiche mit transkribierter authentischer Sprechsprache kaum möglich, da das bisher vorliegende Material zu bestimmten Textsorten weder ein repräsentatives Spektrum noch ausreichend viele vergleichbare Einzelbelege bietet. Daher können oft nur die bisherigen Forschungs(teil)ergebnisse zur Beurteilung herangezogen werden, wobei wiederum ein gewisses Maß an Subjektivität, das Schlüssen eines einzelnen immer anhaftet, kaum vermeidbar sein wird. (Betten, 1980, S. 208)

Diese Aussage über die Möglichkeit des Vergleiches zwischen Bühnensprache und im täglichen Leben gesprochener Sprache ist zwar auf einen speziellen Fall, die Theaterstücke Friedrich Dürrenmatts, bezogen, aber dennoch immer zu diskutieren, wenn man sich mit dieser Art der Sprachbetrachtung auseinandersetzt. Mehr noch: Es ist offenbar hierüber wirklich keine allgemeingültige, eindeutige Aussage zu machen. Zwei Fakten, die in der Natur der Kunstform Theater liegen, und auf die bereits weiter oben eingegangen wurde, sind hierfür verantwortlich zu machen: Zum einen geht eine bestimmte Theaterform aus einer ganz bestimmten Gesellschaftsform hervor. Das bedeutet, daß die zum Vergleich herangezogenen Texte ebenso spezifisch für eben diese Gesellschaft - und Sprechergemeinschaft - sein müssen. Schwerwiegender - und auch schwieriger zu lösen - ist ein zweiter Einwand, der gegen einen direkten Vergleich zweier scheinbar verschiedener Sprechweisen vorgebracht werden kann, ja vorgebracht werden muß: Theoretisch müßten die Charakteristika der Sprechweise der Theaterfiguren, die sicher am Beispiel

⁵ Zu nennen sind hier performative Sprechhandlungen wie etwa die Urteilsverkündung am Ende einer Gerichtsverhandlung, Taufe o.ä.

der Theaterstücke dargestellt werden können, im einzelnen auch am Beispiel derselben (gesellschaftlichen) Gruppen in der Realität nachgewiesen werden. Das heißt, es müßte dieselbe zum Vergleich herangezogene, weil im speziellen Fall als relevant erkannte Textsorte von allen in den Theaterstücken geschilderten gesellschaftlichen Gruppen für eine Äußerung, im Idealfall bei thematischer Übereinstimmung, gewählt werden. Diese Bedingung anzutreffen, scheint jedoch nahezu unmöglich, umso mehr für eine Zeit, in der die praktische Voraussetzung hierfür bei weitem nicht gegeben war, nämlich eine durchgängige Alphabetisierung der Bevölkerung, die eine schriftliche Fixierung von Aussagen ermöglichen würde, wo noch keine Aufzeichnung auf Tonträger möglich war. Zu klären ist also in jedem Fall neu, was die Analyse von Theatertexten unter linguistischem Aspekt leisten kann, wo die Möglichkeiten eines Vergleiches liegen und wie groß der Näherungswert ist, der im Vergleich mit Dokumenten natürlicher gesprochener Sprache erreicht werden kann.

Selbstverständlich bei einer Auswahl von Vergleichsmaterial ist vor allem, daß im Zusammenhang mit der Untersuchung von natürlicher gesprochener Sprache an einem bestimmten Ort nur Texte für eine Analyse zu wählen sind, die nicht von vornherein in einer Fremdsprache verfaßt sind. Auch ist eine unumgängliche Voraussetzung für das zu erstellende Korpus an Vergleichsmaterial, daß die ausgewählten Texte in den zeitlich abgesteckten Rahmen einzuordnen sind. Generell ist also, wie Konrad Kunze in seinem Beitrag zur «Erhebung von Sprachdaten aus schriftlichen Quellen» feststellt, «der Forschungsstand zur außerlinguistischen (lokalen, sozialen usw.) Ortung der Sprachträger (Schreiber) ein wesentliches Kriterium bei der Zusammenstellung von Korpora zur Sprachdatenerhebung.» (Kunze, 1983, S. 555)

Bei der Auswahl und Untersuchung von Quellenmaterial können unterschiedliche Ziele verfolgt werden:

Die Erfassung konstanter und varianter Daten erfolgte bei den 2.1 genannten Verfahren entweder durch Vergleich verschiedener Übersetzungen oder Handschriften einer Quelle, oder verschiedener Exemplare eines Quellentyps; erst durch Benutzung verschiedener Quellentypen findet neben der Anordnung 'Konstante: Quellentyp (Sprachschicht) / Variable : Raum, Zeit' auch die Anordnung 'Konstante: Raum, Zeit / Variable: Quellentyp (Sprachschicht)' stärkere Berücksichtigung. Bei dialektologischer Fragerichtung stehen dabei weniger quellenkombinierende als ausgesprochen -kontrastierende Verfahren im Vordergrund, um die schichtenmäßige Amplitude schriftlicher Sprachrealisierung abzustecken und die Distanz zwischen den Alternativen zu notieren. (Kunze, 1983, S. 559)

Im Fall einer soziologisch ausgerichteten Untersuchung von Sprache muß, wie bei der sprachlichen Analyse von Theaterstücken, die Frage auch an das Textmaterial, das zu einer Überprüfung der gewonnenen Ergebnisse ausgewählt wurde, lauten: Wer verfaßte den Text mit welchem Ziel? An welches Gegenüber richtet er sich? Bei der Rezeption von Theaterstücken scheint diese Frage weniger zwingend. Der Zuschauer erlebt die Handlung mit bzw. kann als Leser die Motivation der einzelnen Figuren verfolgen. Die Vorgehensweise bei der Analyse von Theatertexten muß auch die Richtschnur für den Vergleich mit den ausgewählten nicht-literarischen Texten sein. Das soll heißen: Obgleich Theatersprache bis auf einzelne Aspekte als eine der Form des Stückes sehr angepaßte Sprache zu betrachten ist, so zeigen doch z.B. die dargestellten Figuren und die behandelten Themen ein mehr oder weniger stilisiertes Abbild der Realität. Es ist also bei der Auswahl des Vergleichsmaterials die Situation der Sprecher einzubeziehen, ihre spezielle Form der alltäglichen Kommunikation. Man hat sich am Ort und an der speziellen Epoche zu orientieren, für die die Sprachanalyse durchgeführt werden soll. Das Bild, das sich im konkreten Fall Nürnberg anhand der Untersuchung der Fastnachtspiele -

als weltliches Theater - bietet, ist zu ergänzen zum einen durch «private», zum anderen durch «öffentliche» Sprache.

Mit den «Möglichkeiten und Grenzen soziolinguistisch orientierter Textkorpusbildung am Beispiel Nürnbergs um 1500» setzt sich Mechthild Habermann in einer ihrer Arbeiten auseinander.

Im Mittelpunkt stehen die unter dem Stichwort «Gebrauchstexte» subsummierten Schriftzeugnisse: Erfasst werden alle nicht offiziellen und nicht primär literarischen Quellen von Nürnberger Privatleuten, wobei Bearbeitungen fremder Vorlagen ausgeklammert sind. Es handelt sich ausschließlich um Schriften, deren Verfasser bekannt sind, um so zumindest ansatzweise die Kernfrage soziopragmatischer Betrachtung: Wer schreibt für wen aus welchem Grund mit welchen Mitteln? beantworten zu können. Dabei sind insbesondere folgende Fragestellungen von Interesse:

1. Welche soziale Schicht ist mit welchen Texten bzw. Textsorten vertreten?
2. Inwiefern ist ein Einfluß der Faktoren «Geschlecht» und «Bildung» auf die Wahl bzw. Ausgestaltung von Kommunikationsformen feststellbar?
3. Sind Charakteristika der gesprochenen Sprache in den Schriftzeugnissen Nürnberger Privatleute faßbar? (Habermann, 1994, S. 52)

Vor allem der letzte Aspekt, die Nähe zwischen Schreibsprache und Sprechsprache und die Möglichkeit, Elemente gesprochener Sprache aus der Schreibsprache ablesen zu können, ist für die geplante Untersuchung von Bedeutung. Man muß sich also bei der Vielfalt speziell des für Nürnberg überlieferten sprachlichen Materials auf die Textsorten beschränken, die eine größtmögliche Nähe zur gesprochenen Sprache aufweisen und für die Alltagskommunikation eine möglichst umfassende Bedeutung besitzen. Im folgenden soll betrachtet werden, welche Textsorten diese Bedingungen für die Stadt Nürnberg im Spätmittelalter erfüllen.

Die Untersuchung von Mathias Beer zu «Eltern und Kindern des späten Mittelalters in Briefen» befaßt sich nicht mit der gesprochenen Sprache, sondern mit dem kulturhistorischen Aspekt des Familienlebens - mit der Beziehung zwischen den Eheleuten einerseits und zwischen den Eltern und ihren Kindern andererseits -, doch auch er sucht hierbei den möglichst unverstellten Ausdruck von Gedanken und Gefühlen. Privatbriefe sind neben Tagebuchaufzeichnungen und chronikalischen Texten die wichtigsten Selbstzeugnisse, die er für seine Untersuchung heranzieht:

Dieser Anforderung - Menschen sprechen zu hören - werden aus der Fülle der für das Spätmittelalter und die frühe Neuzeit vorhandenen Quellen nur wenige gerecht. Dazu gehört die Gruppe der Selbstzeugnisse.

Normative Quellen, die bisher immer wieder herangezogen wurden, bieten sicher Anhaltspunkte für einen Einblick in das innerfamiliäre Leben, doch ist dieser Blick immer ein mittelbarer. Gesetz und Recht zeigen, wie es hätte sein sollen, sind aber oft nicht Spiegelbild der tatsächlichen Verhältnisse. Mit gutem Erfolg sind auch für den deutschen Bereich pädagogische Schriften, medizinische Traktate, die Hausväterliteratur, Predigten und Anleitungsbücher verschiedenster Art dieser Zeit ausgewertet worden. Doch, so muß man fragen, inwieweit wurden diese Ratschläge befolgt und in die Praxis umgesetzt? (Beer, 1990, S. 32)

Die gerade in der früheren Phase des Untersuchungszeitraumes zum Teil unvollständige Überlieferung dieser Dokumente erschwert jedoch die Möglichkeit, in dieser Hinsicht einen möglichst vollständigen Überblick über die Gewohnheiten der Gesellschaft dieser Zeit zu gewinnen. Wiewohl die Überlieferungslage für eine Stadt wie Nürnberg sehr günstig ist - wenn man davon absieht, daß die Dokumente z.T. in Privatarchive aufbewahrt und daher sehr zerstreut sind -, ist das Spektrum der Dokumente naturgemäß nicht sehr breit. Das bedeutet, daß z.B. die überlieferten Briefe oder Haushaltsbücher zumeist den Alltag und die Lebenswelt einer bestimmten, relativ begrenzten Schicht widerspiegeln -

was natürlich nicht grundsätzlich gegen ihre Bedeutung für eine Untersuchung der Gesellschaft der Verfasser und ihrer Zeit spricht, aber doch zweifellos die Untersuchung von Sprache erschwert, die ja einen möglichst umfassenden Blick auf Vergleichsmaterial zulassen müßte, um wirklich aussagefähig zu sein.

Wie bereits ausgeführt wurde, soll auf der einen Seite die Sprache zum Vergleich herangezogen werden, die den privaten Aspekt des Lebens beleuchtet. Auf die Briefe als Möglichkeit, einen Einblick in das private Leben der Menschen und in die in diesem Zusammenhang gebrauchte Sprache zu gewinnen, wurde oben eingegangen. Auf der anderen Seite muß die Sprache untersucht werden, die eine möglichst große Verbreitung findet, also auch Ausdruck der quasi allgemein gültigen Gedankenwelt ist. Diesen Ausdruck des Zeitgeistes findet man, und dies gilt genauso für frühere Epochen wie für die heutige Zeit, wohl vor allem in den Massenmedien. Zu diesen Massenmedien ist im späten Mittelalter ganz sicher das Flugblatt zu rechnen.

Von Bedeutung ist bei einer Textanalyse sicher nicht zuletzt die Rolle der Autoren und der Adressaten wie auch ihre Beziehung zueinander. Des weiteren ist der inhaltliche Aufbau in bezug auf die sprachliche Ausführung zu betrachten. Schreibt der Verfasser zweckorientiert, richtet den Text z.B. des Briefes darauf aus, dieses Ziel beim Gegenüber zu erreichen - oder möchte er Kontakt mit dem Empfänger halten, um dem anderen von den eigenen Erlebnissen zu berichten, um etwas vom Abwesenden zu erfahren? Diese unterschiedliche Motivation des Verfassers wirkt sich sicher auch auf die sprachliche Ausführung des Themas - im weitesten Sinne - aus. Auch für eine so publikumsorientierte Textsorte wie das Flugblatt scheint dieser Aspekt Gültigkeit zu besitzen. Diese genannten Aspekte sind, wie sich gezeigt hat, nicht nur für eine textsortenspezifische Beschreibung, sondern auch in Verbindung mit einer sprachlichen Analyse wichtig. Insgesamt ist auch zu registrieren, wieweit sich eventuell eine Entwicklung der untersuchten Textsorten verfolgen läßt. Auf die Veröffentlichungs- bzw. Verbreitungspraxis einzugehen, scheint nur insoweit nötig, als die Sprache davon betroffen wird.

Insgesamt zeigt sich also, daß ein Vergleich zwischen Theatersprache und natürlicher gesprochener Sprache für verschiedene sprachhistorische Epochen nicht grundsätzlich auf demselben Weg durchgeführt werden kann. Zu sehen ist in diesem Zusammenhang zunächst die jeweils unterschiedliche Stellung der Kunstgattung Theater in der Gesellschaft, ein Aspekt, auf den bereits im Zusammenhang mit der Darstellung des Fastnachtspiels eingegangen wurde. Darüber hinaus ist, wie gezeigt wurde, die spezielle Kommunikationssituation der untersuchten Sprechergemeinschaft zu berücksichtigen, um dann auf die Textsorten eingehen zu können, die innerhalb der Sprechergemeinschaft von möglichst allgemeiner Bedeutung sind.

Für die vorliegende Untersuchung wurden die beiden Textsorten Privatbrief und Flugblatt, genauer: der Einblattdruck ausgewählt. Im folgenden sollen nun die spezifischen Eigenschaften der zum Vergleich ausgewählten Textsorten, auch unter dem Aspekt der Sprachanalyse, ebenso charakterisiert werden wie ihre Rolle für die alltägliche Kommunikation der Nürnberger Bevölkerung des Spätmittelalters.

5.2 Die Darstellung der Textsorten

Wie oben ausgeführt wurde, ist nicht nur ein Einbeziehen der äußeren Gegebenheiten, also des Ortes und der Entstehungszeit von Texten, für eine sprachliche Analyse wichtig. Im folgenden soll daher die Auswahl von Briefen und Einblattdrucken als Vergleichsmöglichkeit für die Sprache von Nürnberger Fastnachtspielen des Spätmittelalters auch unter dem Aspekt ihrer Bedeutung für die Kommunikation der Nürnberger Bevölkerung begründet werden. Zu klären ist im Zuge dieser Betrachtung nicht nur die inhaltliche Seite der zum Vergleich gewählten Textsorten. Es muß auch dargestellt werden, warum ausgerechnet hier Parallelen zur natürlichen gesprochenen Sprache zu finden sind.

5.2.1 Der Privatbrief

Zunächst soll, obwohl bereits in Untersuchungen zur Textsorte Brief darauf Bezug genommen wurde, eine wortgeschichtliche Klärung des Begriffes *Brief* erfolgen. Dies erscheint auch insofern von Interesse, als diese Bezeichnung für ein Schriftstück in verschiedenen Zusammenhängen z.T. auch im Verlauf der Schreiben gebraucht wird, und daher zu klären ist, in welchen Fällen es sich dann um Privatbriefe handelt. Klarheit schafft die Definition von Mathias Beer: «Unter dem Begriff 'Privatbrief' ist [...] ein Brief von Privat an Privat, der durch seinen Inhalt näher bestimmt werden kann, zu verstehen.» (Beer, 1990, S. 47)

Auch ein Eingehen auf die spezifischen Eigenheiten der Textsorte scheint im Zusammenhang mit der Untersuchung von gesprochener Sprache vonnöten, da ja in diesem Fall die schriftliche Form kein Argument gegen eine Betrachtung des Textes als mündliche Sprache ist: der (Privat)Brief ist durchaus als - zeitverzögerter, schriftlich fixierter - Ersatz für ein mündliches Gespräch zu betrachten:

Bis zu diesem Punkt reichen die kommunikationsstrukturellen Affinitäten zwischen einem mündlichen und einem im Brief schriftlich fixierten Redeakt. Die Verschriftlichung nun begründet den wesentlichen Unterschied der Funktionen und Wirkungsmöglichkeiten zwischen den beiden Kommunikationsweisen. Erst die schriftliche Fixierung macht den Brief zu dem Medium, das tauglich ist zur Befriedigung des kulturgesellschaftlichen Bedürfnisses nach sprachlicher Kommunikation zwischen räumlich Getrennten, und erst wegen der Verschriftlichung der Information kommt es zu dem «brieftypischen Phasen-verzug» (Bürgel 1976, S. 288) - nämlich zwischen der Absendung und dem Empfang eines Schreibens. (Nikisch, 1991, S. 11)

Um dem Empfänger die Unsicherheit angesichts dieser Verzögerung zu nehmen, findet sich vor allem in der Briefliteratur des Mittelalters immer wieder die Versicherung, das Schreiben des anderen erhalten zu haben. Einerseits ist diese Aussage natürlich verständlich angesichts der sicher oft schwierigen und langen Wege, den Brief zukommen zu lassen, andererseits bedeutete sie aber wohl zusätzlich eine Fortsetzung des «Dialogs», auch ein ausdrückliches Eingehen auf den Inhalt des letzten Schreibens. Gerade hieraus resultiert ebenso wie aus der oben für den Privatbrief vorausgesetzten Bekanntheit von Verfasser und Adressat des Briefes seine Bedeutung für die sozialgeschichtliche, aber auch für die sprachwissenschaftliche Forschung. Die behandelten Themen geben genauso wie die sprachliche Gestaltung der «Unterhaltung» zum Teil sehr eindrücklich Aufschluß über die Lebensumstände der Bevölkerung. Einzuschränken ist diese Aussage dahingehend, daß selbstverständlich nicht jederzeit alle Bevölkerungsschichten Briefe schrieben geschweige denn überhaupt schreiben und lesen konnten, doch kann bereits eine Aussage über die Zugehörigkeit von Briefschreibern und -adressaten zu einer bestimmten Bevölkerungsgruppe ein aufschlußreiches Ergebnis sein.

Eine wichtige Eigenschaft des Privatbriefes ist es sicher - und ganz besonders natürlich für eine Zeit, die noch kein Telephon kannte, geschweige denn ein Handy, über das der Benutzer zu jeder Minute auf der ganzen Welt erreichbar ist -, daß mit seiner Hilfe auch größere Distanzen überbrückt werden können und so der Kontakt zwischen den Abwesenden und den zu Hause Verbliebenen aufrechterhalten werden kann. Speziell für die Handels- und Handwerksstadt Nürnberg war dies wohl von Bedeutung: Während der z.B. wegen eines Besuches der Messe in einer anderen Stadt oder auch eines Bildungsaufenthaltes notwendigen Abwesenheit von der Heimat konnten so Informationen ausgetauscht, aber natürlich auch familieninterne Begebenheiten oder Probleme mitgeteilt und «besprochen» werden.

Privatbriefe sollen dem Adressaten vor allem nur für ihn persönlich bestimmte Informationen oder Gedanken mitteilen. Die äußere Gestaltung beweist dies ebenso - ein Brief

wird immer versiegelt oder auf andere Weise verschlossen, um ihn unzugänglich für etwaige andere Leser zu machen - wie z.B. die direkte Wendung an den Adressaten in der Anrede. Daneben jedoch regelten - und regeln - Briefsteller den formal richtigen Aufbau eines Briefes, bieten aber auch Musterschreiben für die verschiedensten Anlässe.⁶

Substantiell blieb die Grundlage der Brieflehre bis zum Ende des 16. Jhs. die gleiche. Auch in den vielerlei Epistel- und Kanzleibüchlein (zumeist mit beigegebenem Titelbuch), die nach 1530 erschienen, galt unverändert, daß in einem Brief die standesbezogenen Titel sowie die Anrede- und «Ehrwörter»-Konventionen streng zu beachten seien, daß das Schreiben nach dem traditionellen Dispositionsschema (mit den Bestandteilen Salutatio, Exordium, Narratio, Petitio und Conclusio) aufzubauen sei und daß das Vorgetragene eine rhetorisch wohlgeformte Sprachgebung mit großangelegten, vielfach untergliederten Satzgefügen aufzuweisen habe - wobei die Stillage von der Standeszugehörigkeit der brieflich miteinander Verkehrenden bestimmt wurde.

(Nickisch, 1991, S. 78)

Zwar spielte, wie Nickisch weiter ausführt, der

private oder gar intime Brief (etwa der Liebesbrief) [...] in der deutschen Brieflehre des 15. und 16. Jhs. noch keine erwähnenswerte Rolle - im Gegensatz zur zeitgleichen neulateinischen Brieflehre der Humanisten, die in erster Linie der Pflege des gelehrten Privatbriefes galt [...], und zum französischen Briefwesen, im welchem schon nach 1560 Briefe mit intemem Inhalt, solche über bürgerlich-private Angelegenheiten und Liebesbriefe wichtig zu werden anfangen. (Nickisch, 1991, ebda.)

Doch trotz dieser Einschränkung zeigt der Blick auf eine der bedeutendsten Brieflehren des Mittelalters zumindest die Richtung an, in welche sich die Textsorte Brief entwickelte, worin also nun die Bedeutung des Briefes innerhalb der Alltagskommunikation bestand. Eine der bekanntesten Persönlichkeiten des Humanismus, die sich intensiv auch mit der Theorie des Briefes und ihrer praktischen Anwendung auseinandersetzte, war Erasmus von Rotterdam. Einige kurze Auszüge aus seiner Schrift «Opus de conscribendis epistolis», erschienen im Jahr 1522, sollen daher illustrieren, worauf das besondere Augenmerk beim Verfassen auch eines Privatbriefes zu legen war.⁷ Erasmus von Rotterdam setzt sich ausführlich mit der Bedeutung des Briefes und der Gestaltung der einzelnen Teile auseinander. Auch geht er im einzelnen auf die verschiedenen Briefformen, unterschieden nach ihrem Inhalt, ein. Diese Ausführungen müssen hier ausgeklammert werden, untersucht werden soll lediglich, inwieweit Ratschläge oder gar Vorschriften für die sprachliche Gestaltung eines Privatbriefes gemacht wurden, die zu einem Abweichen von der gewöhnlichen Sprechweise führen konnten.

Ausgeschlossen werden von Erasmus die «zu Übungszwecken oder zur Darstellung des Talents fingierten Briefe», aber auch diejenigen, die besser als «Reden» zu bezeichnen seien, «jene nämlich, die an Herrscher oder Beamte in weitschweifigem Stil zu schwierigen und undurchsichtigen Angelegenheiten geschrieben sind.» (Erasmus von Rotterdam, 1522, 1980, S. 45)

Wenn aber jemand nur einem Schreiben die Bezeichnung «Brief» zugestehen will, das Freunde in Privatangelegenheiten untereinander tauschen - obwohl man nicht einmal hier eine bestimmte Gestalt vorschreiben kann -, so meine ich dennoch, ich könnte, falls es eine eigentümliche Form dieser Gattung gibt, deren Wesen nicht kürzer und trefflicher

⁶ Hierzu siehe auch: Gero von Wilpert: Sachwörterbuch der Literatur. 7., verbesserte und erweiterte Auflage, Stuttgart, 1989. S. 117

⁷ Zur Entstehung und Veröffentlichung dieser Schrift s. die Einleitung zu: Erasmus von Rotterdam, Ausgewählte Schriften. Ausgabe in 8 Bänden. Lateinisch und Deutsch. Herausgegeben von Werner Welzig. Band 8: De conscribendis epistolis. Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Kurt Smolak. Darmstadt, 1980, S. LXXIX ff.

angeben als mit dem Hinweis, der Stil des Briefes müsse so sein, wie die Gespräche untereinander sind. Der Brief ist nämlich, wie der Komödiendichter Turpilius kundig schrieb, gleichsam eine Wechselrede zwischen Freunden in Abwesenheit, die weder bürgerlich oder rau, noch gekünstelt sein darf, noch sich nur um eine einzige Sache drehen, noch bis zum Überdruß ausführlich sein soll.[...] Diese Gattung bevorzugt Kürze im Ausdruck, besonders wenn viele oder unbedeutende Angelegenheiten zur Sprache kommen, oder wenn man selbst, der man den Brief schreibt, oder die Empfänger vielbeschäftigt sind... Was die vorliegende Unterweisung betrifft, so wird man die kurze Ausdrucksweise dann anwenden, wenn man einmal nach Art der Komödien sofort das Thema angeht, wenn man überflüssige Vorreden vermeidet, wenn man möglichst sinn-geladene Wörter gebraucht, wenn man den jeweiligen Ausgang einer Sache so darstellt, daß man sich daraus ein Bild von den vorhergehenden Ereignissen machen kann, und wenn man davon Abstand nimmt, den Inhalt des Briefes, den man beantwortet, kurz zu wiederholen, was mitunter einen guten Teil des Briefes beansprucht.

(Erasmus von Rotterdam, 1522, 1980, S. 45ff.)

Aus diesem Vergleich eines Briefwechsels unter Freunden mit einem Gespräch folgt, daß sich auch die sprachliche Gestaltung hiernach zu richten habe:

Ebenso erachte auch ich denjenigen Brief für den besten, der sich von dem jetzt üblichen ungebildeten Stil so weit wie möglich entfernt, der aus erlesenen Sätzen und ausgesuchten, aber treffenden Worten besteht, der sich an den Inhalt, die zeitlichen und örtlichen Gegebenheiten sowie den Adressaten in höchstem Maße anpaßt.[...] Schließlich, um die Aufzählung nicht endlos fortzusetzen, soll ein Brief das Kleid wechseln können und, wie ein Polyp sich jeder Bodenform anpaßt, sich der Form jedes beliebigen Inhalts und der übrigen Umstände anpassen. Denn nicht nur der Sache wird der Stil des Briefes sich fügen, sondern er wird, wie es sich für einen guten Merkur gehört - ein Brief vertritt ja die Stelle eines Boten - auch auf Zeit und Person Rücksicht nehmen und nicht zu jeder beliebigen Zeit und zu allen beliebigen Personen über dieselbe Sache sprechen.[...] Er soll also die Rolle eines Merkur spielen und entsprechend dem jeweiligen Inhalt jede Verkleidung anlegen. Mit der Einschränkung freilich, daß er bei all der Vielfalt einen Grundzug beibehält, nämlich immer sprachlich rein, gebildet und vernünftig zu sein. Wenn man diese Punkte nicht vernachlässigt, gibt es sonst keinen Fehler in einem Brief, für den nicht eine Entschuldigung bereitläge.

(Erasmus von Rotterdam, 1522, 1980, S. 41)

Angesprochen werden als Fehler z.B. Geschwätzigkeit, sprachliche Künstelei oder lakonische Kürze. «Ja, Unterschiedlichkeit und Unausgeglichenheit von Redeweise und Inhalt - sonst zu verwerfen - sind hier ganz besonders willkommen.» (Erasmus von Rotterdam, 1522, 1980, S. 41 f.) Ein gesondertes Kapitel dieser Abhandlung ist der Gestaltung von Anrede und Abschiedsgruß gewidmet. Hierauf wird aber später im direkten Vergleich mit den in den Fastnachtspielen gebrauchten Anredeformen einzugehen sein.

Wichtig war, am Beispiel dieser Brieflehre zu zeigen, daß zum einen Briefe nicht mehr als Selbstzweck verfaßt wurden - etwa, wie Erasmus anführt, um das schriftstellerische Talent des Verfassers unter Beweis zu stellen -, sondern als Teil einer sehr individuellen Kommunikation z.B. zwischen Freunden betrachtet wurden. Zum anderen aber, und diese Eigenheit des Briefes folgt aus seiner veränderten Funktion, war es jetzt wichtig, auch die Sprache des Briefes auf die Person des Empfängers und die mitgeteilten Fakten oder Erlebnisse auszurichten. Diese Tatsache läßt darauf schließen, daß man in den Texten der Briefe durchaus die Sprache nicht nur des Verfassers, sondern auch die seiner Zeit und der Gegend, aus der er stammt, finden kann. Auch wird so die Beziehung zwischen den Briefpartnern deutlich und damit auch ein Spiegelbild des Umgangs innerhalb der untersuchten Gesellschaft sichtbar.

5.2.2 Der Einblattdruck

Zunächst soll, wie im Fall des Privatbriefes, die Stellung des Einblattdruckes im öffentlichen Leben und in der öffentlichen Kommunikation betrachtet werden. Er war vor allem, so läßt sich wohl sagen, ein sehr «städtisches» Medium - d.h. in der Stadt produziert und für eine rasche Verbreitung vor allem dort gedacht. Der Person des Käufers solcher Flugblätter hat sich Michael Schilling intensiv gewidmet.⁸ Auch die Bedeutung Nürnbergs für die Entwicklung der Textsorte Flugblatt muß an dieser Stelle Beachtung finden. Dies ist insofern wichtig, als die vorliegende Untersuchung sich ja speziell mit der in Nürnberg gesprochenen Sprache befaßt und also auch in diesem Punkt eine räumliche Einschränkung des Textkorpus vorgenommen werden muß. Die Bedeutung Nürnbergs als einer der Hauptstädte des Drucks neben Augsburg beruhte sicher nicht zuletzt darauf, daß hier bereits 1390 die erste Papiermühle errichtet wurde. Die in Nürnberg gepflegte Kunst- und Handwerkstradition führte dazu, daß Nürnberg für ca. zwei Jahrhunderte neben Augsburg zu einem Zentrum des Einblattholzschnittes wurde, bis zeitgleich mit der Verbreitung des flämischen Kupferstiches mit Ende des 16. Jahrhunderts eine neue Epoche des kaufmännischen Vertriebs einsetzte und zur Folge hatte, daß die Arbeitsbereiche des Verlegers und des für ihn arbeitenden Handwerkers endgültig getrennt wurden. Die Holzschnittillustration findet jetzt hauptsächlich im Bereich des Buches Verwendung, Briefmaler und Formschneider gibt es in Nürnberg kaum noch.⁹

Auf den Einblattgedrucken wurden vor allem außergewöhnliche oder wichtige Neuigkeiten mitgeteilt oder z.B. über Wunderzeichen wie Himmelserscheinungen oder Mißgeburten, über fremde Länder und ihre Bewohner berichtet. Parallel dazu erschienen aber auch solche, die sich mit politischen oder religiösen Themen befaßten und zur Parteinahme auffordern wollten. Dementsprechend wurde auch auf eine attraktive und verkaufsfördernde Gestaltung geachtet. Vor allem die Komposition von Text und Bild war in diesem Zusammenhang wichtig - ein ja auch heute noch entscheidendes Kriterium bei der Gestaltung des Layouts von Zeitungen, obwohl natürlich die Bedeutung der Illustration eines Einblattdruckes auf Grund des größeren inhaltlichen Gehaltes wohl anders zu werten ist als der Schnappschuß eines Photoreporters auf der Titelseite einer Boulevardzeitung. Im Zusammenhang mit dem Ziel dieser Untersuchung soll dieser Aspekt nur soweit berücksichtigt werden, als z.B. der jeweilige Umfang von Text- und Bildteil - auch im Hinblick auf die zu erwartenden Rezipienten - und der inhaltliche Bezug zwischen beiden Teilen zu beachten ist. Festzuhalten ist jedenfalls, daß die Illustrationen zwar auch, aber sicher nicht hauptsächlich im Hinblick auf die leseunkundigen Mitbürger gestaltet waren und vor allem den Inhalt des dazugehörigen Textes in markanter Form darstellen und auf den Punkt bringen sollten. So beinhaltete die Illustration nicht nur das dargestellte Thema, sondern zugleich auch die im Text gegebene Deutung.¹⁰ Das Flugblatt spielte also nicht nur in bezug auf die Information der Bevölkerung eine wichtige Rolle, sondern auch was eine Einflußnahme und eventuelle Polarisierung der Gesellschaft anging. Seine Entwicklung geht dann immer mehr in Richtung des Mediums, das wir heute unter dem Begriff «Zeitung» kennen - mit dem im Mittelalter generell zunächst «mündliche, dann schriftliche Nachrichten und schließlich auch Drucke, die seit dem 15. Jahrhundert auftauchen, ...» bezeichnet wurden (Kluge, 1989, S. 808).

⁸ Schilling, Michael, Bildpublizistik der frühen Neuzeit: Aufgaben und Leistungen des illustrierten Flugblatts in Deutschland bis um 1700. Tübingen, 1990.

⁹ siehe hierzu: Brückner, Wolfgang: Populäre Druckgraphik Europas - Deutschland vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. München, 1975. Zur Stadt Nürnberg siehe besonders S. 225ff.

¹⁰ Zu diesem Aspekt siehe Scribner, Robert W., Flugblatt und Analphabetentum. Wie kam der gemeine Mann zu reformatorischen Ideen? In: Flugschriften als Massenmedium der Reformationszeit. Beiträge zum Tübinger Symposium 1980. Herausgegeben von Hans- Joachim Köhler. Stuttgart, 1981

Im Gegensatz zum Privatbrief wenden sich Flugblätter an eine möglichst große Zahl von Rezipienten. Dies geschieht sowohl durch eine öffentliche Verbreitung - durch Verkauf oder die öffentliche Lesung des Textes - wie auch durch eine möglichst attraktive Gestaltung der Illustration, aber auch des Textes, der die dargestellten Ereignisse oder Gegebenheiten unbedingt neu, aufregend und interessant erscheinen ließ. Bei einem so öffentlichen Medium, wie es das Flugblatt darstellte, war es nur verständlich, daß diejenigen, gegen die es sich ja gegebenenfalls auch im Zuge der öffentlichen Meinungsbildung richten konnte, sich vor diesen negativen Folgen schützen wollten. Dies geschah mit Hilfe von z.T. sehr rigiden Zensurmaßnahmen, die die Behandlung bestimmter Themen zu verhindern suchten. In ihrer Untersuchung über «Einblattdrucke von den Anfängen bis 1555» setzt sich Gisela Ecker intensiv auch mit diesem Aspekt der Veröffentlichung von Flugblättern auseinander und kommt zu dem Ergebnis, daß «der Bezug zwischen Drukker einerseits und der Distribution zum Publikum hin andererseits aufgrund der geringen Produktionszeit und des raschen Absatzes besonders eng» war (Ecker, 1981, S. 86.).

Die damit verbundene unmittelbare und breite Wirksamkeit läßt sich auch aus der Tatsache erschließen, daß Zensurbestimmungen sich vor allem auf Kleinliteratur beziehen. Beziehungen zwischen den Texten und der politischen Situation der Druckorte lassen sich nach Kenntnis der hinsichtlich ihrer Rigorosität und ihrer Inhalte heterogenen Zensurbestimmungen konkret fassen; wo die öffentliche Meinung liberal war, ist die Textproduktion vielfältig. (Ecker, 1981, S. 86 f.)

Die Zensurbestimmungen richteten sich dabei grundsätzlich «gegen alle, durch deren Hände ein verbotener Text gehen konnte: gegen Autor, Drucker, Vorleser, Händler und sogar den Käufer und den Besitzer, und allen Edikten ist gemeinsam, daß diese Adressaten der Zensur explizit genannt werden.» (Ecker, 1981, S. 76) Den Beispielen für Zensurbestimmungen, die Gisela Ecker zitiert, ist jedoch nicht zu entnehmen, daß die zur textlichen Gestaltung der Flugblätter gewählte Sprache der Anlaß gewesen wäre, die Verbreitung oder den Besitz von entsprechenden Flugblättern mit Strafe zu belegen.

Daß durchaus eine Nähe zu der im alltäglichen Leben gebrauchten Sprache vorhanden und beabsichtigt war, geht unter anderem aus der Tatsache hervor, daß der Inhalt von Flugblättern z.T. mündlich verbreitet wurde, aber auch aus der Aktualität der geschilderten Ereignisse und der dadurch gegebenen Non-Fiktionalität der Flugblatt-Texte. Diese sprachliche Nähe mußte zwangsläufig auch deshalb gesucht werden, um ein möglichst breites Publikum zu erreichen.

5.3 Zusammenfassung

Als Konstituenten für ein der Theatersprache gegenüberzustellendes Korpus an Vergleichstexten lassen sich insgesamt folgende Faktoren festhalten: Die Vergleichstexte müssen in der zu analysierenden Sprache verfaßt sein. Es dürfen keine literarischen Texte im Korpus der Vergleichstexte versammelt werden, die eventuell in ihrer Sprache von der Form der speziellen Textsorte beeinflußt sind. Eine Auswahl der Texte, die zum Vergleich mit Theatersprache herangezogen werden sollen, muß sich an der Kommunikationssituation der untersuchten Zeit und des untersuchten Ortes orientieren.

Aus dem Gesagten wird insgesamt ersichtlich, daß die beiden Textsorten Brief und Flugblatt im Mittelalter neben gesprochener Sprache als die wichtigsten Medien der Kommunikation gelten können, obwohl sie eine gegensätzliche Richtung der Ansprache - bekannte Einzelperson vs. große Gemeinschaft von Rezipienten - nehmen. Im einen Fall liefert die - zu erhoffende - möglichst unverfälschte Sprache, im anderen Fall die Aktualität der dargestellten Inhalte und der Wille, den Käufer und Leser möglichst unmittelbar und intensiv anzusprechen, die Begründung, Privatbriefe und Flugblätter als Beispiele für die Untersuchung natürlicher gesprochener Sprache heranzuziehen. Die - schriftlich fixierte, zeitverzögerte - Gesprächssituation, die sich im Fall der Briefe findet, gestattet

ebenso wie die Aktualität der Flugblätter und ihre Non-Fiktionalität, eine sehr authentische Umsetzung von Sprache anzunehmen. Trotzdem wollen diese beiden Textsorten in ihrer Wirkung sehr gegensätzlich sein: Der Empfänger eines Privatbriefes ist immer eine dem Verfasser bekannte, oft eine sehr vertraute Person, das Flugblatt richtet sich dagegen immer an eine möglichst breite Öffentlichkeit. Die Motivation für das Verfassen des Textes wird also genauso wie die Darstellung der mitzuteilenden Gedanken oder Informationen eine gänzlich unterschiedliche sein.

Es wurde auch deutlich, daß durchaus Maßnahmen zum Einfluß auf Aufbau bzw. Inhalt ergriffen wurden, die sowohl in den Gestaltungshinweisen und praktischen Beispielen der Briefsteller als auch in etwaigen Zensurmaßnahmen gegenüber den Herstellern und Vertreibern von Flugblättern gesehen werden können. Es zeigt sich jedoch, daß die sprachliche Gestaltung des Textes an sich hiervon unbeeinflußt blieb. Es kann also durchaus davon ausgegangen werden, in diesen beiden Medien die Sprache des untersuchten Zeitraumes zu finden.

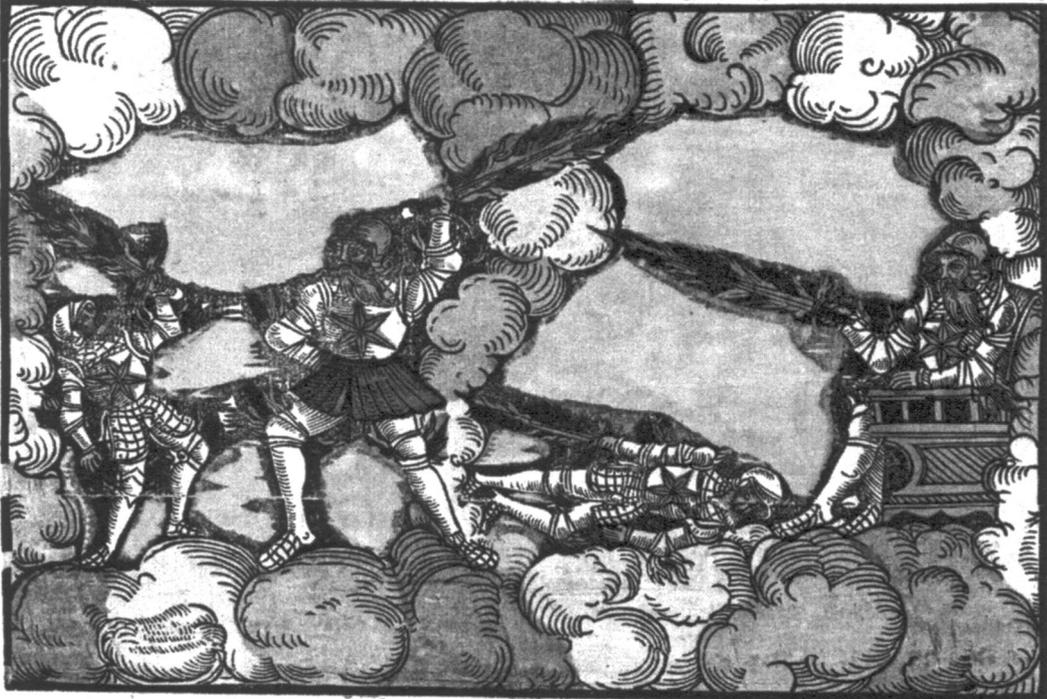
Die Bedeutung speziell dieser Textsorten für die Kommunikationssituation Nürnbergs ist evident: Mit der Hilfe von Briefen war es möglich, z.B. die oft beruflich bedingte, meist längere Abwesenheit von der Heimatstadt zu überbrücken. Das Flugblatt kann wohl als eines der wichtigsten Massenmedien des Mittelalters bezeichnet werden, das vor allem in den Städten große Verbreitung fand. Die Gestaltung sowohl der Illustration als auch des Textes mußte daher in hohem Maße auch auf die Attraktivität für die potentiellen Käufer ausgerichtet sein mußte. Nürnberg als der nach Augsburg bedeutendsten Druckerstadt kam für die Entwicklung und Verbreitung des Flugblattes eine besondere Bedeutung zu.

Ein Problem bei der Auswahl von Vergleichstexten stellt sicherlich für den hier betrachteten Zeitraum die zwangsläufige Lückenhaftigkeit des Textkorpus dar. Zu klären ist demzufolge auch, wie bei einem Vergleich mit den Texten der Fastnachtspiele vorzugehen ist, in welcher Form ein praktischer Vergleich der Textsorten durchgeführt werden kann bzw. muß, um zu aussagefähigen Ergebnissen zu gelangen. Vor allem ist das vorhandene und zur Untersuchung ausgewählte Textmaterial vor dem Hintergrund der Informationen über die historischen Gegebenheiten zu lesen. Wo z.B. für einzelne Bevölkerungsgruppen keine Vergleichstexte vorliegen - oder vorliegen können -, kann lediglich aus den Differenzen zwischen den einzelnen Sprachvarietäten bzw. aus ihrer Übereinstimmung, wie sie sich in der Darstellung der Fastnachtspiele zeigen, geschlossen werden, welche Sprachebene für relevant genug erachtet wurde, an ihrem Beispiel unterschiedliche Sprachschichten darzustellen. Abgesehen von dieser Erkenntnis ist jedoch recht eindeutig zu erkennen, daß die Inhalte der Texte sich zunehmend mit dem einzelnen Adressaten bzw. Leser befassen oder sich an ihn richten. Eine sprachliche Parallele wird, sofern dies möglich ist, aufzuzeigen sein.

Die Vollständigkeit des aus der Untersuchung sich ergebenden Bildes und die Möglichkeiten der Nutzung für weitergehende Forschungsvorhaben sollen am Ende resümiert werden.

L. N. 175

Ein erschröckliches vnd warhafftiges Wunderzeichen/ welches den XXIII. Julij dieses LIII. Jahrs/ am Himmel gesehen ist worden.



S Den 24. Julij des 1554. Jahrs/ ist umb 10. vhr in der nacht zu Waldeck auff einem Schloß/ bey Scattembach gelegen/ so zu der Churfürstlichen Pfalz gebürg/ am Himmel/ von vilen statlichen/ glaubwürdigen Adels personen/ vnd andern gemeinen leuten/ gesehen worden/ wo ein feurige gewapnete Manns personen/ doch vngleycher grösse/ hat yeder vom am leibe ein grossen Stern/ vñ in der hand ein feurig schwert gehabt/ haben nachmals zusamen geschlagen/ vnd der grösste den kleynern zu boden geschlagen/ der also liegend blieben ist/ Als bald ist der grösste in einem Sessel sitzend erschienen/ vnd hat doch dem liegenden mit gesuhten schwert stetig gedrohet/ sein darnach beide wider verloren worden. Solche vnd dergleichen erschröckliche Zeichen/ seynen an/ das Got endlich bey sich beschließen hab/ der welt böshheit mit feur vñ schwert

gen gespannet/ vnd ziele/ vnd hat darauff gelegt tödtliche geschoss/ seine Pfeyle hat er zugrucht zu verderben. Das ander Gerichte ist/ das Er vber alles fleisch wurde halten am jüngsten tag/ im seinem lieben Son Jesu Christo/ dem der Vater alles gericht vbergeben hat/ Darauff sich ja yederm an sol bereit machen/ Dann das Gottes Gerichte so schrecklich vnd eyland/ ja mit gewalt auff erden/ mit gewaltlichem morde/ auffbur/ rauben/ krieges/ vntrew vnd biennen angehet/ das ist ein gewis endlich seyhen/ das auch das ander bald hernach drucken werden/ Ja das erste das ander muß anzeygen/ ob sich noch edlich leut wolten beßern vnd zu Christo bekeren/ wo nicht vmb des zeitigen (dem sie villicht meynen zu entgehen) doch vmb des letzten Gerichts willen/ wie denn Paulus zu Achen predigt/ Acto. 17. vnd spricht: *Quid amar haec stultis peris?*

und alle böshheit der Menschen/ bey hohen vnd nidern Sünden/ wie zur/ er richten wil den/ zeit/ Loe vnd 2. vñ was der Sünd/

cher straff wil bleyben/ vnd würdig werden/ zu sitzen vor dem Gott den/

So laßt euch nun weysen jr Bönige/ vnd laßt euch züchtigen jr Richter auff erden/ Dienen dem HERREN mit forcht/ vnd streuet euch mit zimern/ Büßet den Son/ das er nicht zürne/ vnd jr vmbdomet auff dem wege/ daß sein zorn nicht bald ankommen. Aber wol allen/ die auff ihn trawen/.

Gedruckt zu Nürnberg durch Hans Blasch hinter S. Lorenzen auff dem Platz.

wird mit den Engeln seiner krafft/ vnd mit feur flammen/ wie S Paulus 2. Cor. 1. sagt/ noch zu geben vber die/ so Goe nicht erden vnd vber die/ so nicht gehorsam sind dem Euangelio vnseres HERREN Jesu Christi/ welche werden peyn leyden/ das ewige verderben von Angesicht des HERREN/ vñ von seiner herrlichen macht/ wenn er nun würde/ das er herrlich ersichere/ mit seinen heyligen/ vnd vnter mit allen glaubigen. Dann Gott der HERRE/ führt 3 wey erschickliche Gerichte/ eines heit auff erde/ wie David spricht in seinem 136. Psalm: *Gott ist ein rechter Richter/ vnd ein Got der rechtlich die/ was man sich nicht bekorn/ so hat er sein Schwert geweyh/ vnd sein*

Abbildung 1: Ein erschröckliches und wahrhaftiges Wunderzeichen/ welches den XXIII. Juli dieses LIII. Jahrs am Himmel gesehen ist worden

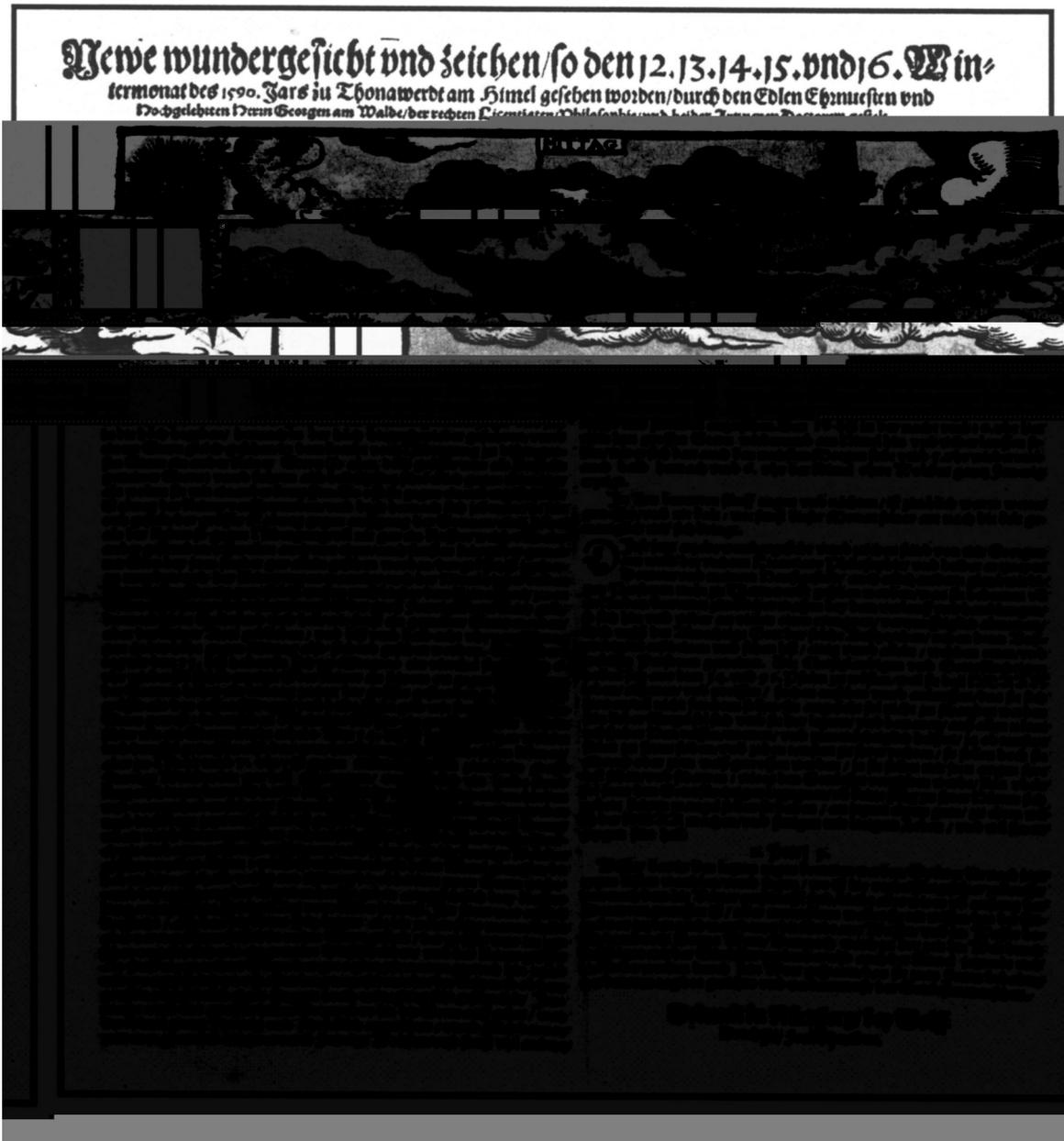


Abbildung 4: *Neues Wundergesicht vnd zeichen/ so den 12.13.14.15 vnd 16. Wintermonat des 1590. Jars zu Tonawerdt m Himel gesehen worden durch den Edlen Ehrmuessen vnd Hochgelehrten Herrn Georgen am Walde/ der rechten Licentiaten/ Philosophie/ vnd beider Artzneyen Doctorem gestellt. (E 4)*



Abbildung 5: *Erschreckliche Wunderwerck/ so abermal den 5. October/ im 1591. Jar/ in der Nacht zu Nuernberg ist gesehen worden. (E 5)*



Abbildung 6: *Neue Zeitung/ Von einem erschro^ocklichen Wunderzeichen/ welches sich in diesem 1605. Jahr/ den 7. Novembris/ zu abend vmb 6. vhrn/ vnnd folgendes die ganze Nacht u^eber am Himmel hat sehen lassen, da ich der Himmel Blut und Feuerroth/ mit scho^onen weissen hind vnd wider schiessenden Strahlen erzeugt hat. (E6)*

III Die sprachliche Analyse der untersuchten Texte

1. Chancen und Probleme einer Analyse

1.1 Die Möglichkeiten einer Analyse

Eine sprachliche Analyse der vorgestellten Fastnachtspiele, die im Vergleich mit nicht-literarischen Texten eine Annäherung an die natürliche gesprochene Sprache und eine Darstellung der soziologischen Schichtung der verwendeten Sprache zum Ziel hat, muß dieses Ziel am Beispiel von Texten verfolgen, die einen Vergleich ermöglichen, d.h. den Sprachgebrauch im Kontakt derselben sozialen Schichten in der Entwicklung der Fastnachtspiele zeigen und so Vergleich bzw. Kontrastierung ermöglichen. Doch ist nicht nur der Sprachgebrauch einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe darzustellen, es muß ebenso der Kontakt zwischen den Gruppen in seinem sprachlichen Ausdruck untersucht werden, wenn nicht nur einzelne Soziolekte herauszuarbeiten sind, sondern auch der sprachliche Kontakt und damit letztendlich auch die Rolle der Sprache selbst innerhalb einer Sprechergemeinschaft dargestellt werden soll.

The possibility of reconstruction within a sociolinguistic theory depends on the recovery of past events, as all forms of historical enquiry do. In other words, we attempt to reconstruct information that is not directly available or has been lost; in doing so, we are in a sense creating history. (Romaine, 1982, S. 1453)

Die Problematik eines unmittelbaren Vergleiches mit den ausgewählten Briefen und Einblattgedrucken wurde bereits aufgezeigt. Die wichtigsten Aspekte sind die durchgehende Schriftlichkeit des untersuchten Materials wie auch die Lückenhaftigkeit des untersuchten Textmaterials. Trotzdem sind von einem Vergleich wie dem geplanten zwei Ergebnisse zu erhoffen: Zum einen sind Aussagen über die Relation zwischen Sprache und Sprechern und ihre Entwicklung am Beispiel zeitlich und räumlich paralleler, aber von der Funktion her unterschiedlicher Texte möglich. Es läßt sich also über die Bedeutung der beobachteten sprachlichen Erscheinungen insgesamt eine Aussage machen. Zum anderen kann so dargestellt werden, ob im Untersuchungszeitraum innerhalb einer räumlich relativ begrenzten, stark hierarchisch gegliederten Sprechergemeinschaft auch eine sprachliche Schichtung wirklich bestanden hat und in welchem Bereich der Sprache die Differenzen zwischen den Sprachvarietäten zu orten sind. Nicht zuletzt wird hierbei wichtig sein, wie sehr die zum Vergleich ausgewählten Textsorten z.B. über die Autorschaft mit einer speziellen sozialen Schicht verbunden sind, so daß eine textsortenspezifische Sprache als für eben diese soziale Schicht charakteristisch gelten kann. Auch aus diesem Grund war es wichtig, zunächst auf die speziellen formalen und inhaltlichen Eigenschaften der jeweiligen Textsorte näher einzugehen. Wieweit die Hoffnung berechtigt ist, mit Hilfe dieser Untersuchungsmethode eine Annäherung an die gesprochene Sprache einer historischen Epoche zu erreichen, wird die Konkretheit des Ergebnisses erweisen.

Nach einer Begründung für die Auswahl der Vergleichstexte und nachdem auf ihre sprachlichen Besonderheiten, aber auch auf ihren Bezug zur Alltagssprache eingegangen wurde, soll im folgenden die Vorgehensweise bei dem zu erstellenden praktischen Vergleich erläutert werden. Am notwendigsten bedarf wohl einer Klärung die Frage nach dem tertium comparationis, das einen Bezug zwischen den Vergleichstexten und den Fastnachtspielen ermöglicht. Ausgangspunkt für einen Vergleich der Texte muß eine Betrachtung der einzelnen sprachlichen Ebenen unter dem Aspekt ihrer Bedeutung für eine soziolinguistische Untersuchung sein.

Zu einer Analyse gesprochener Sprache gehört zunächst eine genaue Beschreibung des Codes. Die Funktion einzelner Merkmale kann jedoch sinnvoll nur bei einer Einbeziehung der situativen und interaktionellen Bedingungen eines Gesprächs bestimmt werden (vgl. S. 225). Für einen vollwertigen Vergleich Bühnendialog - gesprochene Sprache wä-

ren ferner genauere Einsichten in den sprachlichen Niederschlag von Dialogsteuerungsprozessen, Einführung und Behandlungsarten von Themen, Austragungen von Inhalts- und Beziehungskonflikten, Argumentationsstrategien, Entstehung und Ausbreitung von Mißverständnissen, Herstellung von Verständigung u.a.m. nötig, die aber auch für die Analyse spontaner Gespräche noch nicht oder erst ansatzweise geleistet sind.

(Betten, 1980, S. 209)

Anne Betten bezieht sich an dieser Stelle auf eine Untersuchung von Peter von Matt und Harald Burger, die im Rahmen einer Analyse des dramatischen Dialogs bei F.X. Kroetz eine Angabe zu den Elementen machen, die eine Dialoganalyse mindestens zu berücksichtigen habe:

- die situativen randbedingungen;
- thema des dialogs;
- lebensgeschichtliche voraussetzungen der partner, soweit sie für die interaktion präformativ wirken;
- den sozialen bezug zwischen den partnern (vorgegebene verteilung bzw. dialoginterne definition der rollen);
- den (linguistisch-)pragmatischen ablauf (aufbauend auf mikroeinheiten wie sprechaktsequenzen oder kommentierungseinheiten, bis hin zu makrotextstrukturen, für die noch kein instrumentarium zur verfügung steht);
- die verwendeten codes und ihre eventuelle modifizierung im hermeneutischen prozeß.

Für den dramatischen dialog wäre als weiteres konstitutives moment der intendierte zuschauer / leser miteinzubeziehen, mindestens dort, wo der dialog aus sich heraus auf das publikum verweist. (Burger / von Matt, 1974, S. 286)

Um diese Forderung in den Rahmen dieser Untersuchung einzuordnen, ist eine Klärung der Anwendungsmöglichkeit auf eine historische Sprach- und Sprechsituation nötig. So zeigt sich, welche der Sprachebenen so analysiert und dargestellt werden können, daß sie eine Annäherung an den Sprachgebrauch, vielleicht sogar eine Aussage über seine Entwicklung zulassen.

Zunächst ist festzuhalten, daß ein solcherart intensives Eingehen auf die Umstände eines Gespräches, wie es von Burger/ von Matt gefordert wird, für historische Texte kaum möglich ist. Im Fall von Theatertexten wären dann weiterreichende Aussagen möglich, wenn genaue Angaben zur dargestellten Figur gemacht würden, z.B. was Alter, Bildung u.ä. angeht. Da die Figuren der Fastnachtspiele aber erst im Verlauf der Entwicklung und auch nur sehr bedingt eine Charakterisierung erfahren - und eine naturalistische oder gar psychologisierende Darstellung weder intendiert ist noch von den Zuschauern erwartet wird -, läßt sich lediglich eine mehr oder weniger vage Aussage über die Umstände des Gespräches und die Beziehung zwischen den Gesprächspartnern machen. Ein Eingehen auf den «intendierten Zuschauer/ Leser», wie es von Burger/ von Matt für die Analyse eines dramatischen Dialogs gefordert wird, muß wohl im Hinblick auf die Form des jeweiligen Theaters erfolgen. Was die Analyse von Privatbriefen und Einblattgedichten unter dem Aspekt des Vergleiches mit der Sprache der Fastnachtspiele angeht, so können nur die über die Verfasser und die Empfänger bekannten Informationen in die Untersuchung einbezogen werden. Insgesamt lassen sich also sowohl die in den Fastnachtspielen dargestellten Figuren wie die Verfasser und Empfänger von Briefen bzw. die Rezipienten von Einblattgedichten nur als Vertreter der dargestellten Gesellschaft - und Sprechergemeinschaft - betrachten. Dies muß bei einer Auswahl der zu analysierenden und zu vergleichenden Sprachelemente einbezogen werden.

Anne Betten führt Phonetik, Morphologie, Lexik und Syntax als die vier für die Beschreibung sprachlicher Codes relevanten Ebenen an (Betten, 1980, S. 209). Andreas Weiss vertritt die Auffassung,

daß alle Bereiche der formalen Kodierung (Lexik, Syntax, Phonemik) daran beteiligt sind, wenn diatopisch regionale Dialekte unterschieden werden oder syntopisch Dialekt, Umgangssprache, Standardsprache bzw. Soziolekte oder Register usw. Die einzelnen Kodierungsbereiche werden zwar jeweils unterschiedlich für die Differenzierung von Varietäten herangezogen, aber in keinem Fall ist eine ausschließlich auf einen Bereich beschränkte Zuordnung anzunehmen. Es sind also weder die verschiedenen regionalen Dialekte ausschließlich über die Unterschiede in der Phonemik zu definieren, noch eine Differenzierung von Soziolekten oder Situationsstilen nur über die Lexik oder durch die Syntax, wenn man realitätsbezogene Varietäten definieren will.
(Weiss, 1984, S. 109)

Weiss ordnet die Morphologie der Lexik bei und geht von drei Sprachebenen aus, die für die Bildung einer bestimmten sprachlichen Varietät - und demzufolge auch für ihre Beschreibung - relevant sind. Welche Bereiche der Sprache aber sind es, deren Gestaltung durch die Zugehörigkeit des Sprecher zu einer bestimmten sozialen Schicht motiviert und daher auch auf dieser Ebene zu deuten ist?

Soziolektale Bewertung findet grundsätzlich auf vier verschiedenen Ebenen statt: auf phonetisch-morphologischer, stilistischer, paralinguistischer und pragmatischer Ebene. Die phonetisch-morphologische Ebene unterscheidet sich von den anderen drei Ebenen in charakteristischer Weise. Soziolektale Markierungen - die Signale auf dieser Ebene - sind stärker an einen bestimmten geographischen Raum gebunden. Während dialektale Signale wertneutral lediglich die regionale Herkunft eines Sprechers indizieren, transportieren soziolektale Markierungen die sozialen Informationen, die innerhalb eines mehr oder weniger einheitlich geprägten dialektalen Raumes vermittelt werden und für den betreffenden Raum typisch sind.

Anders verhält es sich mit den Informationen auf stilistischer, paralinguistischer und pragmatischer Ebene. Die sozialen Signale auf diesen Ebenen sind weitgehend unabhängig von bestimmten dialektalen Regionen. Ihre Normen (und Normabweichungen) sind an das Wertesystem einer ganzen Gesellschaft gebunden, ja können teilweise sogar für mehrere ähnliche Gesellschaften, wie z.B. für die westlichen Industrienationen, gelten.
(Steinig, 1976, S. 96)

Steinig sieht durch die älteren Grundschüler, also Kinder im Alter von etwa 9 - 10 Jahren, die Schichtverhältnisse der Bundesrepublik repräsentiert und führt seine Untersuchung deshalb mit dieser Gruppe Jugendlicher durch.

Warum, so könnte man fragen, sind keine jüngeren Kinder ausgewählt worden? [...] Der unmittelbare Einfluß der in der primären Sozialisation erworbenen Sprache wäre bei jüngeren Kindern eindeutiger zu erfassen. Wir meinen, daß diese Vermutung falsch ist.

In der sekundären Sozialisation wird das Kind neben dem Elternhaus mit weiteren Bereichen des gesellschaftlichen Lebens vertraut gemacht. Neben dem Freundeskreis, der 'peer group', lernt das Kind die Institution Schule kennen. Der ehemals homogene Bereich der Familie wird durch die beiden Sozialisationsagenten <peer group> und Schule erweitert. Wir nehmen nun nicht an, daß einer der drei Einflußfaktoren das gesamte Sprachverhalten des Kindes in eine Richtung lenkt, sondern daß vielmehr das Kind lernt, sein Sprachverhalten situationspezifisch zu modifizieren, d.h. mit den Eltern, mit den Freunden und in der Schule in unterschiedlicher Weise zu kommunizieren lernt.
(Steinig, 1976, S. 41)

Auch auf die Problematik der Analyse schriftlich fixierter gesprochener Sprache wird von Steinig hingewiesen, wenn er auf die praktische Durchführung der Untersuchung der Texte eingeht:

Wir wollen nun erörtern, welche Merkmale beim Sprachverhalten von Kindern Träger sozialer Informationen sein können. Da schon einige Erzählungen abgedruckt wurden, konnte man bereits Vermutungen anstellen, welche Merkmale wohl die Lehramtsstudenten bei ihrer Bewertung beeinflußt haben mögen. Man wird zurecht einwenden, daß die phonetischen Realisationen und paralinguistischen Elemente in den Texten nicht transkribiert wurden und es deshalb für den Leser schwierig ist, sich eine Vorstellung von der gesprochenen Realisation zu machen, die zu sozioktalen Bewertungen führte. Aber selbst wenn man alle Transkriptionsmöglichkeiten ausschöpfen würde, könnte man den noch nicht den unmittelbaren Höreindruck ersetzen. Dieser Einwand wiegt umso schwerer, da es sich bei den sozioktalen Signalen teilweise nur um wenige, meist schwer zu isolierende Elemente handelt. (Steinig, 1976, S. 73)

Weiter unten geht Steinig konkret auf die untersuchten Sprachebenen der Texte ein:

Wir glauben nicht, daß sozioktale Signale ausschließlich als minimale Einheiten auf Phonem- und Morphemebene erscheinen. Man kann vermuten, daß neben den Signalen auf den Phonemebene, die die amerikanischen Soziolinguisten vornehmlich interessieren, auch auf der Textebene <textuelle> sozioktale Signale vorhanden sind. Diese Signale kann man nur elizieren, wenn man längere Texte in einem Experiment verwendet.

(Steinig, 1976, S. 75)

Natürlich kann es im Zusammenhang dieser Untersuchung nicht um ein Referieren der Untersuchungsergebnisse gehen, die Steinig und seine Mitarbeiter herausgearbeitet haben. Aufzuzeigen war jedoch, wo soziologisch motivierte Unterschiede von Sprachvarietäten angesiedelt werden und welche Argumente es für die Analyse auch schriftlich fixierter Texte in diesem Zusammenhang gibt. Sie auf eine historische Sprechsituation zu übertragen, soll in der Folge versucht werden.

Insgesamt also sind die verschiedenen Schichten des Sprachgebrauches aufzudecken und für den speziellen Fall zu analysieren. Auf diese Weise soll ihre Bedeutung für eine soziolinguistische Untersuchung aufgezeigt, aber auch geklärt werden, welche Möglichkeiten im Fall einer sprachgeschichtlichen Analyse bestehen bzw. wo Voraussetzungen gegeben sind, die heute nicht mehr herrschen und deshalb Beachtung finden müssen. Zu betrachten sind die Bedeutung der Sprachebenen und die Möglichkeiten ihrer Analyse im Rahmen einer historisch ausgerichteten soziolinguistischen Untersuchung. Auf diese Weise soll gleichsam ein Raster erstellt werden, das später die Darstellung der Sprache einer bestimmten Bevölkerungsschicht ermöglicht.

Bei einer Analyse gruppen- oder schichtenspezifischer Sprache in Zusammenhang mit dem vorliegenden Textmaterial ist, mehr noch z.B. als im Zusammenhang mit der Analyse der Anredeformen, zunächst der Mangel an aufgezeichneter spontaner Sprache einzubeziehen. Und auch die schriftlich überlieferten Texte, die eine Vergleichsmöglichkeit bieten können, decken nicht das Spektrum aller in einer Stadt wie Nürnberg lebenden Bevölkerungsgruppen ab. Auf diese Problematik wurde bereits in den Überlegungen hingewiesen, die zur Sammlung eines Korpus von nicht-literarischen Vergleichstexten angestellt wurden. Die Arbeiten z.B. von Anne Betten, die sich unter verschiedenen Aspekten mit dem Vergleich von Dramensprache und spontaner gesprochener Sprache befaßt hat, zeigen, daß die sprachwissenschaftliche Untersuchung literarischer Texte immer mehr an Bedeutung gewinnt, daß aber im Einzelfall die Möglichkeiten neu ausgelotet werden müssen. Sie weist darauf hin, daß die analysierten Textsorten auf die Möglichkeit des Vergleiches mit gesprochener Sprache hin untersucht werden müssen. Auch ist immer neu die Frage zu stellen, welche Einzelaspekte des Systems Sprache eine soziologisch orientierte Betrachtung des Sprachgebrauchs einer bestimmten Epoche zulassen und welche im speziellen Fall für eine Untersuchung ausscheiden, da wegen mangelnder Textgrundlagen keine oder nur unzureichende Vergleichsmöglichkeiten bestehen. Bei der

Analyse von Theaterstücken kommt hinzu, daß nur eine vergleichbare dargestellte Situation bzw. Figurenkonstellation Aussagen über das Vorhandensein und die Entwicklung einer schichten- oder gruppenspezifischen Sprache und die Kommunikation zwischen den verschiedenen Gruppen einer Sprechergemeinschaft ermöglicht - eine ideale Konstellation, die im Fortschreiten der Kunstform Theater wohl nicht immer zu erreichen sein wird.

1.2 Die Sprache im Spiegel der Zeit - die Grammatiken von Laurentius Albertus und Valentin Ickelsamer

Auf die Bedeutung von Grammatiken speziell bei der Untersuchung historischer Sprachstufen wurde und wird immer wieder, so etwa von Penzl¹¹, hingewiesen. Dabei ist es wichtig, anhand einer - wenn möglich zeitgenössischen - objektiven Beschreibung die Abweichung bzw. Übereinstimmung einzelner in den untersuchten Texten auftretender Varianten im Hinblick auf die in der Grammatik beschriebene Form von Sprache einzuordnen. Dabei muß möglichst eine synchronische Betrachtungsweise gewählt werden. Bisherige Untersuchungen stützen sich vor allem auf die «Grammatik der Nürnberger Mundart» von Gebhardt aus dem Jahr 1907. Doch Gebhardt selber erklärt in der Einleitung zu seinem Werk, sich vor allem auf die gegenwärtige Sprache zu konzentrieren:

Zur Vermeidung von Irrtümern mag hier besonders darauf hingewiesen werden, dass nach dem Plane der Sammlung nur die *lebende* Nürnberger Mundart dargestellt werden sollte, dass also vor allem eine mehr als gelegentliche Heranziehung der Sprache der Chroniken und der Mundartanklänge bei HANS SACHS grundsätzlich ausgeschlossen waren. (Gebhardt, 1907, S. IX)

Im folgenden sollen daher diejenigen beiden Grammatiken vorgestellt werden, die im Untersuchungszeitraum entstanden sind und deren Verfasser darüber hinaus aus dem ostfränkischen Dialektgebiet stammen. Ziel einer Betrachtung der beiden vorgestellten Grammatiken kann im Rahmen dieser Untersuchung nicht ihre genaue Beschreibung sein oder der Versuch, sie in der Reihe deutscher Grammatiken einzuordnen.¹² Auch sollen sie nicht mit einer neueren Grammatik verglichen werden. Denn nur auf diese Weise gelingt es, die Sprache mit den Augen derer zu sehen, die sie gesprochen oder sich auf einer theoretischen Ebene damit befaßt haben. Und nur durch eine Konzentration auf den die Untersuchung betreffenden Aspekt, die soziologisch motivierte Schichtung von Sprache und die Bedeutung von Sprache innerhalb einer bestimmten Sprechergemeinschaft, gelingt es, die Bedeutung einer Grammatik für eine sprachhistorische Untersuchung herauszuarbeiten.

1.2.1 Die «Teutsche Grammatick» des Laurentius Albertus aus dem Jahr 1573

Über den Lebenslauf des Laurentius Albertus ist nur sehr wenig bekannt. Gesichert ist seine Herkunft aus dem Thüringer Wald, ebenso seine Immatrikulation an der Universität in Wittenberg im Jahr 1553. Es fällt also auf, daß der latinisierte Beiname *Ostrofrancus*, mit dem er sich bezeichnet, nicht seinen Geburtsort, sondern einen seiner Wohnorte bzw. die Region, in der er lebte, benennt. Sein Lebensweg führte Albertus über Würzburg und Augsburg nach Wien. Diese Tatsache scheint besonders in bezug auf seine Darstellung der Dialektgeographie des deutschen Sprachraumes von Interesse, da er ja auf diese Weise wahrscheinlich einige Gebiete aus eigener Anschauung bzw. Anhörung gut gekannt haben muß.

Die von Laurentius Albertus in Würzburg im Jahr 1573 verfaßte «Teutsche Grammatick oder Sprach-Kunst» ist eine der drei ersten Grammatiken, die sich mit der deutschen

¹¹ Penzl, 1984, a.a.O.

¹² Jellinek, 1914, a.a.O.

Sprache befassen. Gewidmet ist sie dem apostolischen Pronotar und herzoglichen Hofrat Johann Aegolf von Knöringen, der ihn offenbar durch sein Interesse und seine Bildung, auch was Sprachen anbelangte, letztendlich zum Verfassen der Grammatik anregte. Aber auch dem damaligen Bischof Friedrich von Würzburg war er für seine Förderung sehr dankbar, wie seine Widmung ausweist.¹³ Ein wichtiges Signal ist das Erscheinen dieser Grammatik zu einer Zeit, als die deutsche Sprache immer mehr zur allgemein genutzten Sprache wurde. Albertus verfaßt seine Grammatik in lateinischer Sprache, sein Ziel ist es, dem Leser und Benutzer eine Beschreibung des Bestandes und der Möglichkeiten der deutschen Sprache zu geben. Was zunächst als Widerspruch erscheinen mag, erklärt sich aus der Tatsache, daß Latein am Ende des 16. Jahrhunderts allgemeine Unterrichtssprache war, man über diesen Weg auch den Schülern Zugang zu den alten Sprachen ermöglichen wollte. Auffällig ist jedoch, daß Albertus immer wieder ganz bewußt im Verlauf seiner Darstellung des Deutschen Verbindungen zu den alten Sprachen herstellt, über Vergleiche mit Worten oder Phonemen aus den fremden Sprachen das Deutsche dem Leser und Benutzer seiner Grammatik näherzubringen sucht.

Für das Verfassen einer Grammatik der deutschen Sprache nennt Albertus in seiner Einleitung «De Grammatica» mehrere Gründe, etwa den, daß eine solche Grammatik auch im Hinblick auf die fremdsprachigen Nachbarländer erstellt werden müsse:

In tanto namque omnium linguarum ac disciplinarum cultu et incremento apud Germanos, quaerunt exteri, vtrum nos et quibusnam in locis linguam nostratam excoamus, an verò ea situ et puluere obsita, spreta, et inculta prorsus delitescat? Hic respondendum: quod apud doctos literatosque viros, et in summorum excellentissimorumque hominum aulis atque familias, summa cura diligentia et industria linguae nostrae excolendae adhibeatur, quorum in archiuis, tablinis, et Cancellarijs (ut vocant) actiosa, luminosa et grauissima verba inuenire, aut à veteribus inuenta et composita eruere, atque collocare, et rebus commodè applicare studiosissimè annituntur. (Albertus, 1573, 1895, S. 2f.)

Bei einer so großen Pflege und Vermehrung gerade auch beim Unterricht in allen Sprachen bei den Deutschen, fragen die Auswärtigen, ob wir denn auch unter diesen Umständen unsere eigene Sprache kultivieren oder ob sie sich wirklich daselbst begraben und mit Staub bedeckt, verachtet und ungebildet verbirgt? Hierauf ist zu antworten: Was bei den gelehrten und belesenen Männern, ebenso an den Höfen und in den Familien der höchsten und besten Männer, die höchste Sorge, Aufmerksamkeit und der höchste Fleiß bei der Vervollkommnung unserer Sprache gewendet wird, in ihren Archiven, und Kanzleien (wie sie sagen) die lebendigen, glänzendsten und gewichtigsten Worte ausfindig zu machen, oder von den Alten gefundene und zusammengesetzte zu ermitteln, und zu sammeln, dies auch genau in der Gegenwart anzuwenden, geben sie sich die größte Mühe. [Übs. D.M.]

Das korrekte Beherrschen der Landessprache sei aber nicht zuletzt Grundlage für das Bekleiden eines öffentlichen Amtes:

Deinde sicut ridiculum valde est peregrinis et exoticis linguis summam curam et diligentiam impendere, nostram vero interim neglectam spretam, incultamque relinquere, ita quoque multi hactenus, dum latini Graeciae esse studebant, et in Germania nati germani non essent, à summis dignitatibus, et praeclaris in republica functionibus abstinere coacti sunt, cum Germanis enim germanicè agendum est: Experientia uerò testatur, ut quo quis Latinè Graecè, Hebraiceue doctior est, eo peius germanicè loquatur. Sed qua ratione demum iuuentus nostra, disceret maternae linguae verum vsum prononciationem, proprietatem et copiam, cum hactenus nulla eius extiterint fundamenta?

(Laurentius Albertus, 1573, 1895, S. 15)

Sodann ist es gleichsam sehr lächerlich, auf die fremden und ausländischen Sprachen die

¹³ Genaueres, auch zu den Plagiatsvorwürfen, ist in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Band 24, S. 301 nachzulesen.

höchste Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu wenden, unsere dagegen unterdessen vernachlässigt, verachtet und ungepflegt im Stich zu lassen. So sind jetzt viele, während sie sich bemühen, Lateiner und Griechen zu sein, und die in Deutschland geborenen keine Deutschen sind, gezwungen, sich von den höchsten Würden und den wichtigsten Funktionen im Staat fernzuhalten, weil sich die Deutschen nämlich deutsch benehmen müssen: Durch Erfahrung wird bezeugt, daß, wo jemand in Latein, Griechisch oder Hebräisch gelehrt ist, dort schlechter Deutsch gesprochen wird. Aber nach welcher Methode soll schließlich unsere Jugend den rechten Gebrauch der Muttersprache beurteilen, ihren Reichtum und ihre Fülle, da ja bis jetzt noch keine Grundlagen vorhanden sind?

[Übs. D.M.]

Diese Aussage zeigt auch, daß der deutschen Sprache zwar keine Priorität vor den in den Schulen unterrichteten alten Sprachen Latein, Griechisch oder Hebräisch eingeräumt wurde. Im Gegenteil: Man war noch weit entfernt von Sprachpurismus und Sprachpflege. Eher war es Albertus um den möglichen Austausch, die Gleichstellung der Sprachen zu tun - unter denen das Deutsche keine schwächere Position einnahm als die anderen, in den Schulen unterrichteten. Die souveräne Beherrschung des Deutschen wurde jedoch offenbar auch als durchaus wichtig für einen Einwohner des deutschen Reiches angesehen. Überhaupt war die Kunst der sinnvollen, nicht ausschweifenden, aber dennoch wohlgesetzten Rede ein Ziel Albertus'. Darüber hinaus sah er durchaus die Sprache auch in ihrer Veränderung, weshalb auch aus diesem Grund ein Überblick über die Sprachgestalt wichtig sei.

Seine Grammatik betrachtete Albertus als Grundlage nicht nur für das richtige Schreiben, sondern auch für den richtigen mündlichen Gebrauch der Sprache. Ihm ist der Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache durchaus bewußt. Für beide Arten des Gebrauches von Sprache sollte seine Grammatik ein Hilfsmittel sein:

Grammaticam esse constat, certam quendam loquendi et scribendi rationem: Dann sie ist ein solche kunst/ die ohne mangel / fehl und irthumb nach jrer art und fürgeschribnem brauch reden / und die wo^erter mit jren gebu^erlichen b^uch^ustaben vo^elligklich schreiben leret. (Albertus, 1573, 1895, S. 19)

So Albertus in seiner Einleitung. Er will eine Hilfestellung für den richtigen Umgang mit Sprache geben und den Benutzer anregen, ihre Möglichkeiten voll auszuschöpfen - auch im Hinblick auf den Gebrauch als Literatursprache. Der Weg, den Albertus wählt, ist der einer beschreibenden, nicht einer normierenden oder gar reglementierenden Darstellung. Dies führt dazu, daß in einigen Punkten seiner Ausführungen durchaus ein bestimmter Sprachgebrauch auch gewertet wird. Es ist sinnvoll, die konkreten Beispiele, an denen Albertus seine Kritik festmacht, im Zusammenhang mit einer Betrachtung der einzelnen Untersuchungsergebnisse anzuführen. So kann das Vorgehen Albertus' nachvollzogen werden. Unterschiede im Sprachgebrauch ergeben sich für Albertus

- aus einer Weiterentwicklung der Sprache,
- aus dem Vorhandensein von Dialekten, deren Gebrauch zu einer unterschiedlichen Sprechweise führen kann, und nicht zuletzt
- aus dem schichtenspezifischen Gebrauch von Sprache.

Zum einen ist also einzubeziehen, wieweit Albertus im Verlauf seiner Darstellung auf die soziolinguistische Gliederung der Sprache eingeht. Ein weiteres Augenmerk muß, wo eine Annäherung an die gesprochene Sprache gesucht wird, sicher auch auf die Frage der dialektologischen Betrachtung von Sprache gelegt werden. Ist sie für Albertus von Bedeutung, gar Anlaß für eine kritische Bewertung von Dialekt oder Dialektsprechern? Zu beiden Punkten äußert sich Albertus zwar nicht ausführlich, doch ist immer wieder aus seinen Ausführungen herauszulesen, daß er auch sie bei seiner Darstellung von Sprache zumindest als bedeutsam erkennt. Auch die Ausführungen zu historischen Formen scheinen bedeutsam, zeigen sie doch, daß nicht nur eine sprachliche Norm angestrebt,

sondern auch die Entwicklung der Muttersprache in die Darstellung einbezogen werden sollte.

In der Widmung an Johann Aegolf von Knöringen und in der Einleitung über Nutzen und Ziel seiner Grammatik legt Albertus ausführlich seine hier nur in Kürze wiedergegebenen Gedanken dar. Die Darstellung der Sprache erfolgt unter vier Aspekten: «Partes grammaticae, velut in omnibus linguis, ita enim in nostra quatuor sunt: Orthographia, Prosodia, Etymologia et Syntaxis.» (Albertus, 1573, 1895, S. 22)

Die Stellung der Prosodie schwankt. Wie von Melanchthon wird sie von Albertus und Clajus an zwei Stellen behandelt, aber der Gegenstand der Erörterung ist ein verschiedener: nach der Orthographie die die Akzent-, nach der Syntax die Verslehre. (Jellinek, 1914, S. 5)

Den ersten Teil der Grammatik bildet eine Beschreibung der einzelnen Buchstaben und Laute, schließlich der Silben - womit hier offenbar Affigierungen gemeint sind. Auch eventuell gebrauchte Abkürzungen behandelt Albertus. Auf eine Einteilung der deutschen Dialekte folgen Beobachtungen zur Rechtschreibung, anschließend wird auf den Akzent der Silben eingegangen.

Im nächsten größeren Teil der Grammatik behandelt Albertus die Etymologie. Diese Ausführungen zur Wortbildung des Artikels, der Nomina, der Verba und der Adverbien bilden den größten Teil der der Grammatik.

Im folgenden Kapitel über die Syntax behandelt Albertus die möglichen Konstruktionen innerhalb eines Satzes und geht dabei von den einzelnen Bestandteilen aus.

Den Schluß der Grammatik bildet der zweite Teil der Ausführungen über Prosodie. Albertus bietet hier eine Verslehre der deutschen Sprache, gefolgt von praktischen Beispielen.

Abschließend ist die «Teutsche Grammatik» unter dem Aspekt der vorliegenden Untersuchung zu betrachten. Kann sie unmittelbar als Quelle für den Sprachgebrauch zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort betrachtet werden, oder ist sie nicht vielmehr ein «objektives Hilfsmittel» zur Verifizierung oder einer Relativierung der Untersuchungsergebnisse? Insgesamt zeigen die untersuchten Texte den praktischen Gebrauch von Sprache, und zwar in einer Kommunikationssituation, die der der zu untersuchenden Sprechergemeinschaft entspricht. Sie bewegen sich einerseits auf einer fiktionalen, andererseits auf einer nicht-fiktionalen Ebene. Die Grammatik des Laurentius Albertus dagegen möchte eine Grundlage für den richtigen Gebrauch von Sprache bieten, setzt sich sehr analytisch mit der Sprache ihrer Zeit auseinander. Das heißt, daß der Zustand der Sprache beschrieben wird, andererseits auch Aussagen über die Bedeutung, die Rolle von Sprache gemacht werden. Die Angaben jedoch, die Albertus konkret zum Sprachgebrauch einer bestimmten Schicht oder eines bestimmten Dialektgebietes macht, ermöglichen nicht eine Nutzung als unmittelbare Quelle. So scheint es sinnvoll, an eine Darstellung der Untersuchungsergebnisse eine Gegenüberstellung mit den von Albertus gemachten Beobachtungen anzuschließen, wo dies möglich ist. Vor diesem Hintergrund wird wahrscheinlich eine genauere Einschätzung der in den untersuchten Texten gewählten Sprache möglich.

1.2.2 «Ein Teütsche Grammatica// ...» von Valentin Ickelsamer aus dem Jahr 1534

Auch über das Leben des Lesemeisters Valentin Ickelsamer ist nur wenig Konkretes bekannt. Die folgenden Bemerkungen diesbezüglich stützen sich auf die Untersuchung von Sigrid Painter, die in ihrer Einführung zu den Werken vierer Lesemeister auch die wichtigsten biographischen Daten zusammengetragen hat.¹⁴

¹⁴ Painter, 1988, S. 12ff.

Geboren wurde Ickelsamer etwa im Jahr 1500 wahrscheinlich in Rothenburg ob der Tauber. Sein Studium, begonnen 1518 an der Universität Erfurt, führte er nach dem Erreichen des Grades eines Baccalaureatus, seinem Interesse für theologische Fragen und beeindruckt vom Wirken Martin Luthers und Philipp Melanchthons, in Wittenberg fort. Ende 1524 kehrte er als Prediger nach Rothenburg zurück und wirkte dort als «tewt-scher schu^oImaister». Enttäuscht von Martin Luther, der sich nach anfänglichem Einsatz für die Bewegung der Bauernkriege mit einer Schrift gegen die für ihre religiösen und sozialen Rechte kämpfenden Bauern gewandt hatte, verfaßte Ickelsamer im Jahr 1525 seine «Clag etlicher brüder» und mußte daraufhin aus Rothenburg fliehen. Seines Bleibens in Erfurt, wo er in der Folge als Lehrer an einer deutschen Schule wirkte und wo er auch sein erstes grammatisches Werk («Die rechte weis auff's kürzist lesen zu lernen», 1527) veröffentlichte, war jedoch nicht sehr lange: Seine religiöse Betätigung fand Ablehnung bei den strengen Lutheranern, so daß Ickelsamer wiederum die Stadt verlassen mußte. Ab 1530 erteilte er bis zu seinem Tod etwa 1540 in Augsburg Privatunterricht und widmete sich seinen Studien. In diese Zeit fällt wahrscheinlich auch die Entstehung seines zweiten grammatischen Werkes, «Ein Teütsche Grammatica // Darauß einer von jm selbs mag// lesen lernen/ ... ».

Die Entscheidung, die Grammatik Valentin Ickelsamers an zweiter Stelle zu behandeln, obwohl sie das ältere von beiden Werken ist, rührt von mehreren Gründen her. Ickelsamers Darstellung der deutschen Sprache ist vor allem durch das Bestreben geprägt, den Lesern des Werkes grundlegende praktische Fähigkeiten für den Umgang mit Sprache zu vermitteln. Er behandelt zunächst die Schriftzeichen und ihre Umsetzung in den jeweiligen Lautwert. Auf diesen Punkt wird weiter unten (Kap. 2.2.1.2) näher eingegangen werden. Auch mit der Etymologie, d.h. mit der Herkunft und dem Aufbau der Wörter setzt er sich auseinander. Eines der wichtigsten Mittel hierbei ist das Zerlegen der Worte in ihre Silben. Ebenso behandelt er die einzelnen Interpunktionszeichen und ihre Bedeutung für die Gliederung der Rede.

Disem Bu^ochlein hab ich ainen namen geben/ Grammatica/ darumb das es die besten und fürnemesten stuck der Grammatic handelt/ Na^omlich den verstand der B^uchstaben/ des lesens vnd der Teütschen wo^orter/ Wer aber maint, es sey kain Grammatica/ die nit alles kinderwerck lere/ das in der Lateinischen Grammatic ist/ Darzù sag ich/ das der vns noch lang kain Teütsche Grammatic geben oder beschriben hatt/ der ain Lateinische für sich nymbt/ vnd verteütscht sy/ wie ich jr ettwa wol gesehen/ [...] der die teütschen leren will/ wy sy sagen vnd reden sollen/ der Hans/ des Hansen / Ich schreib ich hab geschrieben / Das lernen die kinder besser von der müter/ dann auß der Grammatic/ [...]
(Ickelsamer 1534, 1895, S. 120)

Ickelsamer bezieht sich auf die aktuell in seinem Umfeld gesprochene und geschriebene deutsche Sprache, die - und hier ist er einer Meinung mit Albertus - im Vergleich mit den anderen Sprachen geringgeschätzt und zu wenig gepflegt wird: «Ja billich ist es allen Teütschen ain schand und spott/ das sy anderer sprachen m^oister wo^ollen sein/ und haben jre aigne geborne müter sprach noch nye gelernet oder verstanden/ ...». (Ickelsamer 1534, 1895, S. 131)

Das beinhaltet auch, daß er weder auf die unterschiedlichen (Schrift)Dialekte noch auf den früheren Zustand der Sprache eingeht. Dadurch bestehen keine Möglichkeiten des Vergleichs oder gar einer Wertung. Ickelsamer geht es nicht um eine grundlegende Darstellung der Sprache, die zum eigenen kreativen Umgang mit diesem Medium führen würde. Für ihn ist die Möglichkeit der Rezeption von niedergeschriebenem Gedankengut und die Reflexion darüber vorrangig. Auch soll der Lernende soweit eine Einsicht in den Aufbau der Sprache gewinnen, daß er aus diesem Verständnis heraus beispielsweise bei der Niederschrift eines Textes Buchstaben richtig gebraucht oder einen Text durch die

Interpunktion sinnvoll gliedert und daher auch für Zuhörer attraktiv macht. Kann aber dieses Werk Ickelsamers als Grammatik bezeichnet werden?

1.2.3 Gegensätze und Übereinstimmungen der Grammatiken von Laurentius Albertus und Valentin Ickelsamer

Möchte man diese beiden Werke für eine Bewertung der Untersuchungsergebnisse nutzen, so sind sie in ihrer Verschiedenheit, aber auch in den Punkten der Übereinstimmung kurz zu charakterisieren. Worin gleichen sich das Bestreben Valentin Ickelsamers und Laurentius Albertus', worin bestehen Unterschiede? Bildet Ickelsamers Grammatik ein «Komplementärwerk» zu der Albertus', verfaßt für die, die «nur» Deutsch lesen und schreiben lernen möchten?

Beide sind der Überzeugung, daß das Erlernen grundlegender Kenntnisse der deutschen Sprache vernachlässigt wird. Beide sehen, daß hierin ein Unterschied zu fremdsprachigen Nationen besteht. Der Unterschied zwischen beiden Grammatiken besteht jedoch im Eingehen auf offenbar unterschiedliche Bedürfnisse des Lernenden. Während Ickelsamer - der ja, nicht zu vergessen, Lehrer an einer deutschen Schule ist! - seinen Schülern den praktischen Umgang mit der deutschen Sprache vermitteln möchte, geht es Albertus darum, den Aufbau der deutschen Sprache grundlegend darzustellen. Das bedeutet nicht nur, die einzelnen sprachlichen Ebenen zu behandeln. Albertus möchte auch den Blick des Lesers auf die Möglichkeiten literarischen Schaffens lenken.

1.3 Vorgehensweise bei der Analyse

Wie bereits ausgeführt wurde, kann von einer Untersuchung, die sich alleine auf schriftlich überlieferte Dokumente stützen muß, keine authentische Wiedergabe der gesprochenen Sprache einer historischen Epoche erwartet werden. Registriert werden kann jedoch der Grad der Übereinstimmung zwischen den Textsorten, ebenso die sprachliche Entwicklung der Textsorten im Verhältnis zu ihrer Funktion innerhalb der Sprechergemeinschaft. Aufgezeigt werden können also etwaige Unterschiede in der sprachlichen Gestaltung der Texte und auch, auf welcher Ebene sie angesiedelt sind. Übereinstimmungen zeigen den durchgängigen Gebrauch einer bestimmten sprachlichen Variante an. Kontraste im Sprachgebrauch zeigen an, daß eine bestimmte Variante entweder von den Sprechern tatsächlich unterschiedlich eingesetzt wird oder aber, daß ein bestimmtes Bild von einer sozialen Schicht vermittelt werden soll. Wo also sind die Ergebnisse als Sprachgebrauch einer bestimmten sozialen Schicht zu deuten, wo zeigen sie einen individuellen Sprachgebrauch an? Es muß versucht werden, die dargestellten sprachlichen Spezifika unter dem Aspekt der Untersuchung einzuordnen. Entscheidend ist, wo sie auftreten und wer sie einsetzt.

Rekonstruiert werden kann auch die «authentischste» Sprechsituation, will sagen: in welcher Situation und, was noch wichtiger sein kann, wem gegenüber die Sprecher/ Verfasser sich in ihren sprachlichen Äußerungen am wenigsten nach einer eventuell bestehenden Norm richten - die sie vielleicht gar nicht beherrschen, wodurch die Sprache unnatürlich wird und auf den Leser/ Zuhörer wirkt.

Von einem Vergleich wie dem geplanten sind zwei Ergebnisse zu erhoffen: Zum einen sind Aussagen über die Relation zwischen Sprache und Sprechern und ihre Entwicklung am Beispiel zeitlich und räumlich paralleler, aber von der Funktion her unterschiedlicher Texte möglich. Es läßt sich also über die Bedeutung der beobachteten sprachlichen Erscheinungen insgesamt eine Aussage machen. Zum anderen kann so dargestellt werden, ob im Untersuchungszeitraum innerhalb einer räumlich relativ begrenzten, stark hierarchisch gegliederten Sprechergemeinschaft auch eine sprachliche Schichtung wirklich bestanden hat und in welchem Bereich der Sprache die Differenzen zwischen den Sprachvarietäten zu orten sind. Nicht zuletzt wird hierbei wichtig sein, wie sehr die zum

Vergleich ausgewählten Textsorten z.B. über die Autorschaft mit einer speziellen sozialen Schicht verbunden sind, so daß eine textsortenspezifische Sprache als für eben diese soziale Schicht charakteristisch zu gelten hat. Auch aus diesem Grund war es wichtig, zunächst auf die speziellen formalen und inhaltlichen Eigenschaften der jeweiligen Textsorte näher einzugehen.

Wo kein direkter Vergleich möglich ist, können die Charakteristika einer bestimmten Sprachvarietät dargestellt und den anderen Ergebnissen gegenübergestellt werden. Wie aber können diese Analysen und Betrachtungen über eine bloße Spekulation und Deutung hinauswachsen? Zu klären ist also auch der Umgang mit dem Material dort, wo man keine authentischen Zeugnisse hat. Das heißt, die dargestellte Sprache ist ein mehr oder weniger verzerrtes Bild der Realität. Es gilt dies vor allem für zwei Arten von Figuren, die in den Fastnachtspielen auftreten: zum einen für «reale» Figuren, hier Bauern und Vertreter der Geistlichkeit, aber auch für allegorische Figuren, wie sie etwa im Fastnachtspiel von Jakob Ayrer auftreten. Im ersten Fall entspricht die sprachliche Gestaltung der Figuren nicht nur, aber auch einem Bild, das von der betreffenden Schicht gezeichnet werden soll. Im Vergleich mit der Sprache der anderen Figuren und der Zeugnisse der anderen Textsorten kann dieses Bild eingeschätzt werden. Es kann aufgezeigt werden, auf welcher sprachlichen Ebene beispielsweise Überzeichnungen stattfinden. Im Fall der allegorischen Figuren ist es schwierig, die Sprache als eigenständiges Idiom dem der anderen dargestellten Figuren gegenüberzustellen. Wichtig ist also zum einen, daß allegorische Figuren im direkten Kontakt mit Vertretern der Realität gezeigt werden. Aus welchem Bereich diese Figuren stammen, zeigt eine bestimmte Sicht auf die Welt, das Leben und die Religion. Die sprachliche Gestaltung der Figuren, die von den Gesprächspartnern gewählte Sprache, bringt die Haltung der «realen» Figuren zum jeweiligen Bereich zum Ausdruck.

Die sprachliche Gestaltung der Texte ist anhand einer Analyse der einzelnen sprachlichen Ebenen zu untersuchen. Diese Analyse soll eine vor allem synchronisch durchgeführte sein. Das bedeutet, daß nach Möglichkeiten gesucht werden muß, Wortbedeutungen, aber auch phonetische und syntaktische Spezifika unter historischem Blickwinkel zu betrachten. In der Praxis kann dies durch Belege in etymologischen Wörterbüchern erreicht werden, die den Stand der Sprache im Untersuchungszeitraum widerspiegeln, oder aber durch das Einbeziehen einer zeitgenössischen Grammatik, wie die oben eingeführte des Laurentius Albertus. Der Aspekt der Synchronie scheint vor allem deshalb von Bedeutung zu sein, da ja nicht die Entwicklung von Sprache dargestellt werden soll, sondern ihre soziale Schichtung zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt.

Eine durchgängige formale Eigenschaft der Fastnachtspiele ist ihre Gestaltung in Paarreimen. Es ist wichtig, dieses Kriterium dort bei der Analyse zu berücksichtigen, wo es um die Untersuchung des Gebrauches bestimmter Bezeichnungen und Begriffe geht. Zu prüfen ist, ob die analysierten Formen, Wörter, ... lediglich am Ende eines Verses eingesetzt werden oder ob sie in diesen und den Vergleichstexten auch im Verlauf eines Satzes gebraucht werden. Denn es ist nicht auszuschließen, daß sie zumindest zum Teil um des Reimes willen ausgewählt wurden. Zu analysieren sind also vorrangig die Beispiele, bei denen z.B. der zu untersuchende Begriff im Verlauf des Satzes bzw. des Verses gebraucht wird. Trotzdem ist jedoch darzustellen, daß diese sprachlichen Erscheinungen, die eventuell zu den anderen einen Kontrast bilden, existieren und von wem sie eingesetzt werden. Sie müssen auf ihr durchgehende Verwendung in den verglichenen Textsorten bzw. Texten hin untersucht werden. Ein Vergleich mit der Darstellung der Sprache der Grammatik von Albertus kann zeigen, wie stark die Sprecher sich an dieser Norm orientieren, wie sehr die Sprachvarietäten übereinstimmen oder in welchem Punkt sie gegebenenfalls differieren.

2. Sprachliche Analyse

2.1 Graphematische und phonematische Untersuchung

Im Verlauf einer umfassenden Analyse gesprochener Sprache ist nicht zuletzt eine Betrachtung der phonologischen Ebene nötig. Was sagt eine phonologische Analyse von Sprache generell in Bezug auch auf eine soziologische Untersuchung aus und wie ist sie zu bewerkstelligen, wenn lediglich schriftlich fixierte Texte überliefert und für eine Untersuchung greifbar sind?

Eine generelle Methode, mit Hilfe derer man aus den alphabetischen Sequenzen gleich welcher Sprache und gleich welcher historischen Stufe die entsprechenden Lautgestalten völlig zweifelsfrei ermitteln könnte, gibt es bislang nicht, und es bestehen berechtigte Zweifel, ob sie überhaupt jemals entwickelt werden kann. (Kohrt, 1984, S. 516)

Der Zusammenhang zwischen geschriebener und gesprochener Sprache ist offensichtlich zu verschiedenen Zeiten ein jeweils unterschiedlicher. Man könnte im Extremfall also von einer «mündlichen» und einer «schriftlichen Sprachkultur» sprechen. Die unterschiedliche Form der Nutzung von Sprache hängt sicher von den äußeren Möglichkeiten - also den technischen Möglichkeiten der schriftlichen Fixierung und Verbreitung von Sprache wie auch dem Grad der Alphabetisierung der Sprecher - und damit von der Kommunikationssituation ab. Nicht zuletzt ist aber auch die sprachhistorische Situation zu berücksichtigen, wenn man den Versuch unternehmen will, eine Parallele zwischen schriftlich niedergelegter und mündlicher gesprochener Sprache zu ziehen.

Unsere Untersuchung von Texten zwischen der zweiten Hälfte des 14. Jhs. und dem Anfang des 18. Jhs. hat ergeben, daß in dieser Zeit das hochdeutsche Sprachgebiet verschiedene Schriftdialekte aufweist, die im großen und ganzen noch mundartliche Verschiedenheiten des hochdeutschen Sprachraums deutlich widerspiegeln. Erst die Einigung dieser Schriftdialekte in *einer* Schriftsprache gegen die Mitte des 18. Jhs. bedeutet auch das wirkliche Ende der frühneuhochdeutschen Periode. (Penzl, 1984)

So resümiert Herbert Penzl abschließend in seiner Darstellung der frühneuhochdeutschen Sprache.

Das mögliche Nebeneinander von unterschiedlich bedingten sprachlichen Varianten anstelle einer einheitlich verwendeten «Normal»form - dies ist ein besonders charakteristischer Zug der fnhd. Sprache, der auf allen ihren Ebenen beobachtet werden kann. [...] Daß allerdings die fehlende Schreibregelung im allgemeinen keineswegs mit einer Regellosigkeit im einzelnen identisch sein muß, konnte durch entsprechende graphematische Detailuntersuchungen hinreichend erwiesen werden. Die dabei herangezogenen fnhd. Texte folgen in ihrer Schreibweise jeweils eigenen, in sich weitgehend stimmigen Leitlinien und zeigen einen relativ überschaubaren Variantenbestand. (Philipp, 1980, S. 23)

Die sehr frühzeitige Festlegung einer bestimmten Form der Schreibung kann dazu führen, daß eine spätere Entwicklungsstufe der Sprache große Differenzen zwischen Aussprache und Schreibung aufweist, wie dies etwa bei der englischen Sprache der Fall ist:

Es ist ein offenes Geheimnis, daß im heutigen Englisch Aussprache und Schriftbild weit voneinander entfernt sind, d. h., daß die Buchstaben den Lauten nur wenig entsprechen. [...] Die Ursache für diese heutigen Verhältnisse liegen in erster Linie in der frühen Fixierung der englischen Orthographie. Obgleich diese erst im 17. und 18. Jahrhundert endgültig geregelt wurde, hat sie doch schon am Ende der mittelenglischen Zeit (im 15. Jahrhundert) aufgehört, mit den lautlichen Veränderungen des Englischen Schritt zu halten. Die heutige englische Schreibweise gibt denn also die Laute etwa so wieder, wie sie vor fast 600 Jahren gesprochen wurden, und wer immer vom heutigen englischen Schriftbild zur heutigen englischen Aussprache vordringt, muß gleichsam deren Entwicklung durch mehr als fünf Jahrhunderte nachvollziehen. [...] Daß die Schreibung nicht nur altertümlich, sondern auch in sich inkonsequent ist, hängt ebenfalls mit dem

frühen Datum ihrer Fixierung zusammen, da ganz allgemein frühere Texte weniger folgerichtig geschrieben sind als spätere. (Leisi, 1999, S. 36f.)

Es folgt aus diesen Gedanken, daß ganz sicher nicht in jedem Fall der Annäherung an gesprochene Sprache eine Untersuchung der Orthographie sinnvoll ist. Ebenso wenig können - auch dort, wo nur schriftliche Dokumente überliefert sind - für eine derartige Betrachtung alle Textsorten unterschiedslos herangezogen werden. Offizielle Verlautbarungen etwa, in schriftlicher Form verbreitet, werden sich generell nach einer bestehenden Norm richten und nicht die von der Bevölkerung im alltäglichen Leben gesprochene Sprache wiedergeben.

Natürlich wird sich aus rein schriftlich überliefertem Material nie eine vollends authentische Darstellung der Aussprache einer historischen Epoche gewinnen lassen. Doch ist es wichtig, eine als relevant erkannte Auswahl von literarischen und nicht-literarischen Texten auch auf die Beziehung zwischen Orthographie und Phonologie hin zu untersuchen, die mehr oder weniger direkte schriftliche Wiedergabe von Phonemen zu klären und auf diese Weise zumindest eine Annäherung an die Aussprache zu erreichen. Besonders aufschlußreich wird in diesem Zusammenhang die Analyse von Privatbriefen sein, da sie eine Sonderstellung zwischen mehr oder weniger zweckgerichteter und völlig «ungeschönt» eingesetzter Sprache einnehmen.

Mit den soeben gemachten Einschränkungen, die in gewissem Sinne Graphemsystem «als eigene[n] Objektbereich» (Straßner 1977, 1) erscheinen lassen, ist es angemessen und gerade für die Geschichte der dt. Sprache auch bedeutsam, das «Graphem» in seiner Abhängigkeit vom «Phonem» zu sehen, wenngleich dieser Zusammenhang je nach schreibsprachlicher Ebene und/ oder Funktiolekt enger oder lockerer sein kann, weil sich eben «bei dem den Kultursprachen eigenen Nebeneinander von gesprochener und geschriebener Sprache autonome Entwicklungen ergeben» (Althaus 1980, 144). (Wolf, 1985, S. 1306)

Wolf hält es, wie er weiter ausführt, für «prinzipiell möglich», das Phonemsystem aus dem Graphemsystem zu rekonstruieren, wobei «philologische Kenntnisse sowie unsere Kenntnisse der rezenten Dialekte» mit heranzuziehen seien. Der Verweis auf einen unterschiedlichen Zusammenhang zwischen Graphem und Phonem deutet jedoch an, daß eindeutige Aussagen nicht ohne Probleme zu machen sind.

Sollen die Ergebnisse einer zunächst graphematischen, dann auch phonematischen Untersuchung schließlich auch unter soziolinguistischem Aspekt interpretiert werden, so ist vor allem von einer Analyse der gefundenen Varianten auszugehen. Vor allem zwei Aspekte sind hierbei bedeutsam: Wie häufig sind sie? Treten sie in demselben Text auf, oder erscheinen sie nur in Beispielen jeweils einer Textsorte, was letztlich auch heißen kann: Werden sie von einer unterschiedlichen Verfasserschicht gebraucht? Diese Fragestellung gilt sowohl für die graphematische wie auch für die phonologische Untersuchung der Texte. Einer Darstellung der Varianten soll eine Interpretation dieser «Bestandsaufnahme» folgen. Diese muß getragen sein von einem «Korrektiv», in diesem Fall der Grammatik des Laurentius Albertus, an deren Vorgaben die Ergebnisse zu messen sind. Wie können diese Ausführungen eine Analyse der ausgewählten Texte unter phonologischem Aspekt stützen? Albertus macht sehr konkrete Angaben über den Einsatz und den Lautwert einzelner Buchstaben - die ja aus heutiger Sicht zunächst nur als Grapheme gelesen werden können. Bezieht man die Angaben, die er zur Aussprache einzelner Buchstaben macht, auf einen konkreten Text, so läßt sich daraus die Differenz zwischen Schreibung und mündlicher Sprache ableiten und, im Falle einer Wertung, letztendlich auch eine soziale Zuordnung vornehmen. Auf die untersuchten Textsorten insgesamt bezogen, kann auf diese Weise auch aufgezeigt werden, ob - und dies war einer der Ausgangspunkte der Untersuchung - die Texte der Fastnachtspiele der mündlichen gesprochenen Sprache

letztendlich wirklich so nahe sind, wie dies zunächst den Anschein hat. Diese Problemstellung wirft schließlich auch die Frage auf, ob eventuell eine unterschiedliche Gewichtung von lautlicher Ebene und Wortschatz vorgenommen wird, ob also beispielsweise auf der Ebene des Wortschatzes sich eine schichtenspezifische Gliederung ergibt, die eventuell in dieser Form auf der lautlichen Ebene nicht nachzuweisen ist.

Um die Unterschiede einordnen und interpretieren zu können, wird auch in diesem Zusammenhang noch einmal in Kürze auf die Eigenschaften der ausgewählten Textsorten und ihre Beziehung zu den Verfassern verwiesen werden, soweit das für diesen Teil der Untersuchung von Belang ist. Dies scheint nicht nur in Bezug auf die gebrauchte Sprache an sich bzw. ihre Wiedergabe wichtig, sondern auch, um einen eventuell unterschiedlichen Einsatz von Sprache mit der Entwicklung einer Textsorte in Verbindung bringen zu können. Die untersuchten Texte repräsentieren nicht die Autoren und ihr Werk, sondern sollen für eine Sprachstufe resp. für eine bestimmte Haltung zur Sprache oder einen bestimmten Sprachgebrauch stehen. Zunächst aber soll die Beziehung zwischen Schrift und Laut in den Grammatiken von Laurentius Albertus und Valentin Ickelsamer im Vordergrund stehen, um die Schreib- bzw. Sprechgewohnheiten aus der Sicht des Zeitgenossen beurteilen zu können.

2.1.1 Die Behandlung von Orthographie und Phonologie in den Grammatiken von Laurentius Albertus und Valentin Ickelsamer

Den auf die Widmung, die Einleitung und allgemeine Ausführungen zu Ziel und Nutzen folgenden Teil seiner «Teutsch Grammatik oder Sprachkunst» widmet Laurentius Albertus der Darstellung der einzelnen Buchstaben. In diesem Zusammenhang geht er sowohl auf die korrekte Schreibung - das heißt auch den Einsatz im Anlaut, im Inlaut und im Auslaut eines Wortes - wie auch auf ihren Lautwert ein. Er stellt nicht nur Vergleiche mit der Bedeutung eines Buchstaben in den alten Sprachen an und behandelt einen in der Geschichte eventuell unterschiedlichen Einsatz, sondern macht auch Angaben zu seiner Aussprache in einzelnen Dialekten oder zu einem eventuell fehlerhaften oder nachteiligen Gebrauch. Die Vokale scheidet Albertus von den Konsonanten. Im Zusammenhang mit den Vokalen bemerkt Albertus, daß «quarum doctrina pernecessaria est.» (Albertus, 1573, 1895, S. 28) Den Konsonanten jedoch schenkt er keine weitere Beachtung: «Dividuntur literae nostrae Latinorum more, in vocales et consonantes, de consonantibus dicere non est opus.» (ebda.) Berechtigt scheint diese Aussage insofern, als Albertus in seiner Beschreibung der einzelnen Buchstaben teilweise Angaben über die Intensität macht, mit der sie ausgesprochen werden bzw. wie sie an den unterschiedlichen Stellen im Wort klingen - oder klingen sollten. Sie läuft jedoch der ansonsten akribischen Behandlung von Sprache und ihrer Umsetzung in Wort und Schrift zuwider.

Die Einteilung der Laute [...] lässt alle in den griechischen und lateinischen Grammatiken übliche Genauigkeit ausser acht, namentlich betreffs der Consonanten; [...] Dafür werden die Diphthonge [...] in einer Breite besprochen, die keine der älteren Grammatiken zeigt. (Müller-Fraunreuth, 1895, S. V)

Zu folgern ist aus dieser unterschiedlichen Behandlung der Grapheme eine unterschiedliche Bewertung ihrer lautlichen Kraft und damit unterschiedlichen Bedeutung im Zusammenhang mit der Behandlung gesprochener Sprache. Aufschlußreich ist, daß Albertus die Beschreibung der einzelnen Buchstaben mit dem Beispiel von Wörtern unterfüttert.

Eine Einteilung der Dialekte gibt Albertus noch vor allgemeinen Betrachtungen zur Rechtschreibung im Anschluß an die Behandlung der einzelnen Buchstaben und ihrer Lautwerte. Das läßt darauf schließen, daß er offenbar auch sie als eine spezielle Verbindung von Form und Lautgestalt sieht.

Insgesamt sieht Albertus also offenbar einen sehr engen Zusammenhang zwischen der

Gestalt der Buchstaben und ihrem Lautwert. Eine korrekte Orthographie besteht für ihn folglich in der richtigen schriftlichen Umsetzung eines Lautes. Dies wird z.B. aus seinem Unwillen über einen seiner Ansicht nach in der schriftlichen Umsetzung unnötig verdoppelten Konsonanten ersichtlich:

Geminatio non omnibus contigit, atque interdum inutiliter duplicari videntur, als wider *contra*, der widder *aries*. Iam si dico der wider (simplici d) sties den bock: omnes facile de ariete, nec de praepositione illud dictum esse intelligent. Sed sint orthographiae sua iura, quibus nos nihil adiuuemus. (Albertus, 1573, 1895, S. 40)

An dieser Stelle ist noch einmal auf Sinn und Zielsetzung zu verweisen, die Albertus mit seinen grammatischen Unterweisungen verbindet. Er wollte nicht nur zu einer korrekten Schreibung, sondern eben auch zu einer richtigen Aussprache der Sprache «nach jrer Art und fürgeschriebnem brauch» anleiten. Deutlich wird also, wie wichtig es daher in der Folge sein wird, auf die Möglichkeiten der Darstellung des Phonemsystems durch die Schreibung einzugehen. Denn daß nicht nur die Qualität, sondern auch die Quantität eines Lautes dem Leser kenntlich gemacht werden konnte, wird aus den Ausführungen Albertus' ersichtlich. Er zieht im Verlauf seiner Darstellung nicht nur Vergleiche zu den alten Sprachen, sondern zeigt auch den aktuellen Gebrauch auf und stellt ihn der früheren Gestalt der Sprache gegenüber - wobei er seine Kenntnisse nicht absolut setzt, sondern sie gegebenenfalls auch relativiert: «Veteres (*quod sciam*) non vtebantur hac vocalium repetitione, ...» (Albertus, 1573, 1895, S. 29; Hervorhebung D.M.)

Gerade auch solche Äußerungen zeigen das ernsthafte Bemühen Albertus' um einen möglichst umfassenden, dabei jedoch keinesfalls überheblichen Blick auf seine Muttersprache - wiewohl er sich des Wertes seiner Arbeit durchaus bewußt ist.

Einen entscheidenden Unterschied zu den Ausführungen Albertus' macht Valentin Ickelsamer in bezug auf die Behandlung der Buchstaben. Er geht nicht nach der Reihenfolge des Alphabets vor, sondern betrachtet sie ausgehend von ihrer Lautgestalt. So unterscheidet er zwischen den «Laut Bùchstaben», den «mitlautenden Bùchstaben oder mitstymmer[n]» und den «gantz haimlichen oder stumm bùchstaben». Als letztere führt er b und p sowie d und t auf; als drittes Lautpaar stellt er q und nicht g und die Fortis k gegenüber.

Das /b/ und /p/ sein auch gleich/ allain das p herter ist dann das /b/ Also auch das /t/ dann das /d. Das /k/ vnd /q/ sein so gleich das auch vor zeyten/ wie auß dem Quintiliano zu^ouermerken/ jre form vnd gestalt sein vast gleich gewest/ ist darumb das /q/ gantz vnno^otig vnd vnno^otiz/ (Ickelsamer 1537, 1969, S. 130)

Ickelsamer unterscheidet also lediglich die Verschußlaute von den anderen Konsonanten, die er jedoch nicht nach Artikulationsart oder Artikulationsort gesondert betrachtet. Die Beschreibung der einzelnen Laute durch Valentin Ickelsamer gibt sehr wichtige Hinweise auf die Artikulation einzelner Laute. So beschreibt er etwa das /r/ als «Hundts bu^ochstab/ wann er zornig die zene blickt vnd nerret/ so die zung kraus zittert.» (Ickelsamer 1537, 1969, S. 128) Varianten, mögen sie auf dialektalen Unterschieden oder auf einer sprachlichen Entwicklung beruhen, erwähnt Ickelsamer nur punktuell. Trotzdem ist es nötig, diesen Lesemeister und sein Werk auch in diesen Teil der Untersuchung einzubeziehen, um die Sicht auf die Sprache in ihrer Zeit möglichst umfassend darzustellen. Ickelsamer bietet gerade durch seine genauen Angaben zur Produktion der betreffenden Laute an dieser Stelle eine wertvolle Ergänzung zu Albertus' Grammatik, ist jedoch sicher nicht für alle Fragestellungen, die mit dieser Untersuchung verbunden sind, in gleichem Maße aussagekräftig und als «Kontrollinstanz» zu befragen.

Viel umfangreicher noch als Laurentius Albertus befaßt Ickelsamer sich mit der Beziehung zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache. Er nennt diese beiden

Formen meist in einem Atemzug, so etwa in seinen zwei Regeln «Teütsche wort recht Bu^ochstábisch zu^oschreiben oder zu^o reden ...»:

Die Erst/ Das ainer der ain wort reden oder schreyben will/ fleyssig auffmerckung hab auff die bedeütung vnd Composition desselben worts/ das ist/ Er soll wissen was es haisse/ [...] Die ander/ Das er das selbig wort oder seine tayl/ das ist/ die bu^ochstaben vor in seine oren neme/ vnd frag seine zungen wie es kling/ hart oder waich/ vnd was es aigentlich für laute hab/ dann solches würdt der leichtlich thu^on künden/ der der bu^ochstaben vnd des lesens berichtet/ wie in disem bu^ochlin geleret würt/ dem würdt pater nit haissen bader/ noch noster noßder/ oder scribo scribo/ auch teufel nitt teüffel/ würdt jm auch nit aines sein den vnd denn/ vnd des vil. (Ickelsamer 1537, 1969, S. 131 f.)

Ein ganzes Kapitel seiner Grammatik widmet Ickelsamer einem «Bericht von der Orthographia allain/ sampt ainer Regel/ wie vnnd wa man die bu^ochstaben dupeln oder ainen zweymal setzen vnd gebrauchen soll.» Es wird hieraus deutlich, daß die Häufung vor allem von Konsonanten, die dem heutigen Leser den Zugang zu frühneuhochdeutschen Texten erschwert, bereits damals ein Thema für Sprachtheoretiker war, das jedoch vorwiegend in Verbindung mit der Umsetzung von gesprochener Sprache behandelt wurde. Eine willkürliche und daher falsche Schreibung sollte vermieden werden.

Auch unter diesem Aspekt also wird der Unterschied zwischen den beiden Darstellungen von Sprache deutlich: Wiewohl Laurentius Albertus sich durchaus mit der Beziehung zwischen Schreibung und Aussprache auseinandersetzt, geht es ihm darum, auch bei dieser Gelegenheit dem Leser einen umfassenderen Einblick in die deutsche Sprache zu geben. Valentin Ickelsamer dagegen möchte seinen Schülern möglichst rasch praktische Fähigkeiten im Umgang mit ihrer Sprache vermitteln. Er möchte dabei helfen, geschriebene Texte selbst lesen und andererseits selbst Sprache korrekt schriftlich niederzulegen zu können und die Aufmerksamkeit auf den Aufbau der Worte und der Texte lenken. Diese beiden Ziele werten zu wollen, wäre verfehlt: In einer Zeit, als lediglich ein geringer Prozentsatz der Bevölkerung überhaupt lesen und schreiben konnte, war es wohl die vordringliche Aufgabe, einen Beitrag zur Alphabetisierung zu leisten und auf diese Menschen auch neue Ideen vermitteln zu können, die sie dann ohne fremde Hilfe aufnehmen und weiterverfolgen konnten. Ohne die Grammatik des Laurentius Albertus jedoch wäre es nicht möglich, umfassend den Zustand und die Entwicklung von Sprache mit den Augen des Zeitgenossen zu sehen. Auch läßt sich an diesem Beispiel verfolgen, welche Entwicklung die Sicht auf Sprache in dieser Zeit des allgemeinen Umbruchs nahm.

2.1.2 Die graphematische Gestaltung der untersuchten Texte

Ziel dieses Teils der Untersuchung ist es, die Nutzung der graphematischen Zeichen zur Umsetzung gesprochener Sprache darzustellen. Auf die untersuchten Texte bezogen heißt dies, auch einen eventuellen Unterschied zwischen den im Druck erschienenen Texten, also Einblattgedrucken und Fastnachtspielen, und den handschriftlich niedergelegten Texten der Briefe aufzuzeigen. Erweisen muß sich auch ein eventueller Unterschied zwischen den von literarischen Texten und den als «Gebrauchstexten» konzipierten Texten der Einblattgedrucke. Nach einer Erklärung ist darüber hinaus in den Fällen zu suchen, wo sich, wie dies etwa am Beispiel Albrecht Dürers zu zeigen sein wird, die Schreibung innerhalb der Texte eines Autors ändert. Hat dies mit den unterschiedlichen Adressaten zu tun, oder ändert sich die Schreibung mit fortschreitender Zeit? Drei Aspekte sollen im folgenden im Vordergrund stehen, die beim Umgang mit geschriebener Sprache zum Tragen kommen: die Varianz der Schreibung, wieweit die Orthographie korrekt war und welche Bedeutung das Schriftbild beim Verfassen eines Briefes hatte. Erstrebenswert schien m. E., dem Leser durch leichte Erreichbarkeit der Quellen ein Nachvollziehen des Gesagten zu ermöglichen. Gerade jedoch was die graphematische

Gestaltung der untersuchten Texte angeht, ist eine Darstellung authentischer Ergebnisse an dieser Stelle sicher beeinträchtigt. So muß zumindest auf die Anmerkungen der jeweiligen Herausgeber zur Textgestalt ihrer Editionen hingewiesen werden. Vor allem die Briefe wurden, um für den Leser ein angenehmeres Bild zu schaffen, durch die Herausgeber gerade in bezug auf die Groß- und Kleinschreibung vereinheitlicht: Meist wurde die Kleinschreibung gewählt. Die Interpunktion wurde, da sie meist nicht von den Verfassern ausgeführt war, nach geltenden Regeln eingeführt. Am ausführlichsten gibt Dieter Wuttke seiner Ausgabe der Fastnachtspiele Auskunft zu seiner Vorgehensweise:

Bei Texten, die nach einer Handschrift ediert wurden, ist durchgängig Kleinschreibung hergestellt; nur Versanfang, Anfang der Überschriften und Regieanweisungen sowie Eigennamen werden groß geschrieben. Spiele, die nach einem Druck ediert wurden, bewahren dagegen, mit Ausnahme dessen Groß- und Kleinschreibung (Anm. d. Verf.in: Dies gilt etwa für die Texte des Hans Sachs, die für diese Untersuchung ausgewählt wurden.) Die Rechtschreibung wird in folgenden Fällen normalisiert: v und w erscheinen in vokalischer Funktion als u; u in konsonantischer Funktion als v; y und i in konsonantischer Funktion als j, j in vokalischer Funktion als i. [...] Abkürzungen sind aufgelöst worden. [...] Übergeschriebenes Umlaut-e und -o wird beibehalten; ebenso Längung anzeigendes übergeschriebenes e. [...] Die Textvorlagen weisen entweder keine oder nur spärliche Zeichensetzung auf. Zur Erleichterung der Lektüre ist daher ohne allzugroße Strenge moderne Zeichensetzung eingeführt worden. (Wuttke, 1994, S. 318f.)

Diese Vorgehensweise wird auch von den anderen Herausgebern gewählt, daher scheint es wenig sinnvoll, diese noch ausdrücklich zu zitieren. Was jedoch die Wiedergabe der einzelnen Grapheme angeht, so wurde im Sinne einer möglichst authentischen Edition von den Herausgebern allgemein die Schreibung der Originale beibehalten. Gerade im Fall der Briefwechsel sieht man darin eine Möglichkeit, dem Leser ein stimmiges Bild des Verfassers und seiner Zeit zu vermitteln.

2.1.2.1 Groß- und Kleinschreibung

Im Laufe der frühhd. Zeit wird die Wahl von Großbuchstaben (Majuskeln, Versalien) statt Kleinbuchstaben (Minuskeln) zu einem charakteristischen Merkmal der Texte. [...] Zuerst finden wir die syntaktische Großschreibung: das erste Wort eines Satzes oder Satzgefüges, auch eines Satzteils, vor dem ein Satzzeichen steht (§ 23 oben), wird groß geschrieben.[...]

Als nächste Phase finden wir die Großschreibung von Gott, von Eigennamen, besonders bedeutender Personen, auch von Ländern, Ortsbezeichnungen, später von Titeln der Texte. Andere Substantive werden groß geschrieben, wenn sie hervorgehoben werden sollen.

Die letzte Phase ist die regelmäßige Großschreibung aller Substantive. (Penzl, 1984, S. 37)

Bei der Beantwortung der Frage, ob sich innerhalb der untersuchten Texte, die in diesem Punkt authentisch ediert wurden, eine Entwicklung der Groß- und Kleinschreibung feststellen läßt, ist eine Quantifizierung der Häufigkeit der mit Versalien begonnenen Nomina aufgrund des unterschiedlichen Umfangs kaum möglich. Es soll jedoch der Versuch unternommen werden, aus der inhaltlichen Seite dieser Nomina eventuell auf einen Bedeutungswandel der umgebenden Welt geschlossen werden. Zunächst sollen wieder die zeitgenössischen Grammatiker in diesem Punkt befragt werden. Dabei zeigt sich, daß Laurentius Albertus in seiner Grammatik zwar die Form der Versalien aufzeigt, mit ihrer Verwendung aber keine bestimmte Bedeutung verbindet. Auch Valentin Ickelsamer macht keine gesonderten Anmerkungen zur Regelung der Groß- und Kleinschreibung. «Ickelsamer gibt keine Regeln für Großschreibung. Er selbst schreibt Wörter am Satzanfang, *Gott*, Eigennamen und im Satz besonders betonte Substantive groß...» (Rössing-Hager in Müller, 1969, S. 12) Auch wenn man die anderen Texte auf ihre Groß- und Kleinschreibung hin untersucht, so ergibt sich der Eindruck, daß die Verfasser - und

Drucker? - in diesem Punkt sehr subjektiv vorgegangen sind. So zeigt sich in den von Wuttke angesprochenen Texten der Fastnachtspiele des Hans Sachs keine eindeutige Vorgehensweise, doch scheinen neben Namen vorwiegend die mit dem Hausstand, der Ehe und der Produktion von Lebensmitteln bzw. der Verkaufstätigkeit auf dem Markt zusammenhängenden Nomina im Vordergrund zu stehen. So etwa *Man, Ayr, Ku, Hauß, Marck* - daneben aber auch *marck* -, *Bulschafft, Eyfer*. Auch Verben, etwa *Heitzen*, werden uneinheitlich klein und groß geschrieben.

In den Einblattdrucken sind es zunächst neben den Eigennamen und den Namen von Gott - der z.T. durchgehend in Versalien gesetzt ist - und Christus vor allem mit Religion und Glauben zusammenhängende Nomina, aber auch Adjektive, die groß geschrieben werden. So etwa *Busse, Jüngstes Gericht, Engel, Gottes Gericht* (E1), *der Jüngste tag, die Gotlosen verächter, des menschen Son, Buß* (E2). Später dann werden daneben auch die Worte für real zu beobachtende Gegenstände, etwa *Erdbebungen, Soñ vnd Mon vnd Sternê, Thewre zeit, Adler* (E3), *Wolcken, heller Himel, Windt, Sturmwindt* (E4) oder Gefühle, etwa *Zweiffel* oder *Zuversicht* (E5) mit Versalien begonnen.

Es wird also deutlich, daß neben wenigen festen Regelungen, etwa Großschreibung für den Satzbeginn oder Eigennamen, die Vorgehensweise eine doch sehr unterschiedliche ist und mit von der Intention des Autors bestimmt zu sein scheint.

2.1.2.2 Interpunktion

Ickelsamer betrachtet in seiner Grammatik die Interpunktion als Möglichkeit zur Gliederung der vorgtragenen bzw. niedergeschriebenen Gedanken.

Wie ain leib hat seine gelencke vnd glider/ dadurch alles ordenlich vnd vnterschiedlich an einander hangt/ Also hat die rede jre fo^rmliche ordnung vnnd taylung/ dadurch sy bestehet vnnd auffainander gefu^eegt würd/ welches wie kunstlich es durch die Syntaxin vnd Construction/ der acht reden tail/ geschehen mag/ wil ich yetzt nit von schreiben/ allain wil ich mit ain wort/ aufs ainfeltigst/ dem teütschen anzaygen/ wie sy so sy schon gemacht vnd zu^osamen gesetzt ist/ durch zaichen vnnd punct/ die man darzu^o brauch/ vnterschaiden würd/ dann solches geschicht vnd nutzt ser zu^overstehen der reden synn. (Ickelsamer 1537, 1969, S. 157f.)

Laurentius Albertus gibt in seiner Grammatik die Form der Satzzeichen, geht aber nüchterner auf ihre Bedeutung ein:

Note dictinctionum cum latinis fermè conueniunt, punctum enim comprehendit integram periodum. Virgula vero transuersa hoc modo / nobis pro colis seumembris, et pro comatibus est. Signum interrogationis à Latinis accepimus, sicut et parenthesis inclusionem. Et cum colis seu duobus punctis ea membra signentur, ubi aliud quiddam, sequi necessum est. Idcirco usus eorum, hodiè in Calcographias accersitus est. Plures autem distinctiones lingua nostra nescit. (Albertus, 1573, 1895, S. 41f.)

Im Fall der Interpunktion sind eindeutige Aussagen lediglich über die Einblattdrucke zu machen. Gewählt werden hier vor allem die Virgel, der Punkt und vor Zitaten, beispielsweise aus der Bibel, der Doppelpunkt. Das folgende Beispiel soll für viele stehen und das Gesagte verdeutlichen.

Neben dem Cometen/ so den fünfften tag Marthj allhie zu^o Constantinopel gesehen ist worden/ mit ainem sehr langen schwantz/ welcher bey zwolff tagen geschinen/ waiß ich euch glaubwürdig anzuzaygen/ Das sich in vergangnem Monat Aprilis/ in ainer Statt Rossanna genañt/ in Astopia gelegen/ ain sehr grosser vnd erschrecklicher Erdbidem erhaben hat/ der faßt durch die ganze Statt/ vñ dariñ vil menschen verdorben vnd abkomen seind/ hat auch von gemelter Statt auß gewehret/ faßt in die dreissig oder viertzig meyl wegs. (E 2)

Die Virgel übernimmt also, wie von Albertus angegeben, nicht nur die Funktion eines Kommas bei der Kennzeichnung eines Nebensatzes, etwa eines Relativsatzes, sondern wird überall dort eingesetzt, wo ein jeweils neuer Gedanke geäußert wird.

2.1.2.3 Rein graphematische Varianten

Erwähnt werden müssen an dieser Stelle solche unterschiedlichen Schreibungen, die für den Untersuchungszeitraum allgemein gültig sind, die aber Bedeutung lediglich für die äußere Gestaltung der Texte, nicht jedoch für die Wiedergabe gesprochener Sprache haben. Wichtig ist in solchen Fällen die Position innerhalb des Wortes. Anzuführen wäre hier beispielsweise die Schreibung eines <v> für ein <u> im Anlaut oder, umgekehrt, die Schreibung eines <u> für ein <v> oder eines <w> für ein <u> im Inlaut. Auch die Schreibung eines <j> für ein <i> oder, im Diphthong, der Ersatz des <i> durch ein <y> sind hier zu nennen. Auch die Schreibung des /s/ variiert, wie sich zeigt, nach der Position im Wort.

Unter einem «Graphem» eines Textes (also «homographisch») verstehe ich alle Varianten desselben Buchstabens mit gleichem Lautwert: also alle «graphotaktischen» Varianten wie Anlauts-, Inlauts- und Auslautsform, Majuskel und Minuskel, Fraktur- und Antiqua-form im Druck usw. Was als der gleiche Laut zu lesen ist, ist dasselbe Graphem. Deutliche Stellungsvarianten zeigte z.B. das deutsche «s»: das «runde» Schluß-s im Auslaut und das «lange» s im Anlaut und Inlaut. (Penzl, 1984, S. 35)

Nachvollziehen läßt sich das Gesagte am eindeutigsten an den originalen Beispielen der Einblattdrucke. Festzuhalten ist an dieser Stelle, daß die genannten graphischen Varianten in allen Beispielen durchgängig ausgeführt sind. Auf die Verbindung zwischen Graphem- und Phonemsystem ist im Anschluß an die Behandlung der Orthographie und des Schriftbildes in einem zweiten Schritt einzugehen.

2.1.2.4 Korrekte und fehlerhafte Orthographie

Ein weiterer Aspekt der Orthographie ist im Zusammenhang mit einer letztlich soziolinguistischen Untersuchung zu behandeln, wiewohl er nicht in direktem Bezug zu einer phonologischen Analyse eines Textes steht: Wie korrekt ist die Orthographie? Lassen sich hier Differenzen erkennen, die auf einen soziologischen Unterschied zurückzuführen sind? Es geht hierbei nicht um Varianten der Schreibung, sondern um eindeutig festzumachende Fehlleistungen wie etwa vertauschte Buchstaben.

Die Analyse des Schreibungsmaterials vom graphischen Standpunkt aus sollte es ermöglichen, rein graphische, schreibungsbedingte Veränderungen oder Varianten als solche zu erkennen. Rein mechanische Verschreibungen oder Druckfehler sind meist linguistisch ohne Interesse. (Penzl, 1984, S. 45)

Wie stark richtete man sich eventuell auch im privaten Bereich nach einer zwar noch nicht offiziell normierten, aber doch durch die verschiedenen Druckersprachen zumindest regional vereinheitlichten Orthographie? Welche Bedeutung hatte die Rechtschreibung über den Erwerb grundlegender Fähigkeiten des Lesens und Schreibens hinaus? Albrecht Dürer beispielsweise gibt in seiner Familienchronik sehr genau Auskunft über seine Ausbildung:

Dieser mein lieber vatter hat großen fleiß auf seine kinder, die auf die ehr gottes zu ziehen. Dann sein höchst begehren war, daß er seine kinder mit zucht woll aufbrechte, damit sie vor gott und den den menschen angenehm würden. Darumb war sein täglich sprach zu uns, daß wir gott lieb solten haben und treulich gegen unsern nechsten handeln. Und sonderlich hate mein vater an mir ein gefallen, da er sahe, daß ich fleißig in der Übung zu lernen was. Darumb ließ mich mein vater in die schull gehen, und da ich schreiben und lessen gelernet, namb er mich wider aus der schull und lernet mich das goltschmied handtwerckh. Und da ich nun seüberlich arbeiten kund, trug mich mein lust mehr zu der mallerei dan zum goltschmidwerckh. Daß hielt ich mein vatter für. Aber er

was nit woll zu frieden, dann jhn reuet die verlorne zeit, die ich mit goltschmid lehr hete zugebracht. Doch ließ er mir nach, und da man zehlt nach Christi geburth 1486 an St. Endres Tag, versprach mich mein vater in in die lehr jahr zu Michael Wohlgemuth, drei jahr lang jhm zu dienen. In der zeit verlihe mir gott fleiß, daß ich woll lernete. Aber ich viel von seinen knechten mich leiden muste. Und da ich außgedient hat, schickt mich mein vatter hinweg, und bliebe vier jahr außen, biß daß mich mein vater wider fodert. (Dürer, 1524, 1956, S. 28)

In erster Linie war also im Fall eines Handwerkers offensichtlich für gewöhnlich der Erwerb von Grundkenntnissen im Lesen und Schreiben wichtig, unmittelbar daran schloß sich die praktische Ausbildung an, die durch die Wanderjahre des Gesellen abgeschlossen wurde. Erst jetzt hatte er die Möglichkeit, sich in der Heimatstadt niederzulassen, sein Meisterstück zu schaffen und eine Familie zu gründen. Ob jedoch eine mehr oder weniger gründliche Ausbildung das Niederschreiben eines Textes unter diesem Aspekt wirklich beeinflusste, wird zu untersuchen sein. Verschreibungen können also durchaus, und zwar im Verlauf einer soziolinguistischen Betrachtung von Sprache, von Interesse sein - dann nämlich, wenn eine bestimmte Sprecherschicht auffällig viele Fehler bei der Umsetzung von gesprochener in geschriebene Sprache macht. Die ausgewählten Texte unter diesem Aspekt zu untersuchen, die Art der Schreibfehler und ihre «soziale Herkunft» darzustellen, macht sich der folgende Teil der Untersuchung zur Aufgabe. Es ist zunächst davon auszugehen, daß diejenigen Texte, die im Druck veröffentlicht wurden - auch wenn sie parallel dazu für eine mündliche Verbreitung gedacht waren - und damit durch die Hände von «Experten» gingen, gegenüber den Briefen prinzipiell kaum, wenn überhaupt, orthographische Fehler aufweisen. Die Texte der Briefe sind dagegen in ungleich höherem Maße von der individuellen Persönlichkeit des Verfassers, etwa von seiner Ausbildung, geprägt. Aus diesem Grund wird der folgende Teil der Untersuchung hauptsächlich von diesen Texten bestimmt sein.

Für die Briefe der Margarete Behaim, der Schwester von Paulus Behaim, ist ein charakteristischer Fehler das Vertauschen von Buchstaben. Auffällig ist, daß sich diese Fehler durch die gesamte überlieferte Korrespondenz ziehen - also immerhin durch fast zehn Jahre, innerhalb derer normalerweise eine Verbesserung eventuell mangelhafter Kenntnisse zu erwarten wäre. Auch ist das Vertauschen von Buchstaben nicht an eine bestimmte Kombination von Schriftzeichen gebunden, sondern weist die unterschiedlichsten Formen auf.

... so wiß, lieber pruder, das sy schun hochzeit hat gehabt vnd ist schun zu irer *schiwger*, zu der dochter Locherin, gestern kumen; [...] (Brief Nr. 3, S. 79)

Ich wolt dir gern lenst haben geschriben, so west ich dir *nichst* news zu schreiben; ... (Brief Nr. 13, S. 90)

... Lieber pruder, wie du der mutter *schreibts*, dein herr wol nit haben, das du so vil priff her *schreibts*, so *darffts* du vns nit allen sriben; wen du dem mumlein oder mir *schreibts*, so ist es genug samem in ainen priff. [...] (Brief Nr. 20, S. 99)

... est ist eyn groß hyez hye, das man yn langer zeyt nit gedenkt, das ych hob *gorße* sorg, es wer wyder theuer werden. [...] (Brief Nr. 5, S. 16)

... Weyter wiß, lyeber pruder, das mumeleyn lest dych pytten, du wolst das zucker auf das erst her schycken, den wyr weren es yetzt *bedrufen*. ... (Brief Nr. 28, S. 52)

In den Briefen der Magdalena Paumgartner findet sich häufiger eine falsche Schreibung der Buchstabenkombination <sch>:

... Hans Christof, uber welgen das geschrei hie gros gewesen ist, er sey mit sampt etligen *welchsen* erdruncken am hinabfarn - [...] (Brief Nr. 12, S. 32)

... Und was mich, den Balthasla, aug das ander hausgesind angelant, sein wir Got lob ale *frichs* und gesund noch. [...] (Brief Nr. 88, S. 143)

... ist ein kurzschieckelts freilla, ist an Pfinzings hachzeit bei der Gabriel Scheirly an der praut *dichs* gesesen. [...] (Brief Nr. 90, S. 150)

Diese falsche Schreibung hängt ganz offensichtlich weder mit bestimmten äußeren Umständen - also etwa der Benutzung einer fremden Sprache - zusammen, noch bessert sie sich im Lauf der Zeit.

Zwei Ergebnisse sind festzuhalten: Zum einen sind es, was sich auch bei der allgemeinen Behandlung der fehlerhaften Orthographie andeutete, wieder die Frauen - jüngere wie auch Erwachsene -, die Fehler bei der Schreibung machen. Die Schreibvariante des Michel Behaim beruht auf einer offenbar akribisch eingehaltenen Rechtschreibvorlage. Sogar Hans, der jüngere Bruder Pauls, der insgesamt ein sehr schwieriger Junge gewesen zu sein scheint, macht an dieser Stelle keinen Fehler. Zweitens zeigt der spezielle Fall der Margarete Behaim, daß offenbar mit der Zeit die Fremdsprache besser erlernt wurde. Die spezifischen Formen der Schreibfehler jedoch finden sich immer wieder.

2.1.2.5 Schönschrift?

Abschließend soll in Kürze eine Ebene der schriftlichen Sprache behandelt werden, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit einer einheitlichen oder uneinheitlichen, einer fehlerhaften oder korrekten Orthographie steht, aber dennoch ein bestimmtes Verhältnis zu Sprache insgesamt und speziell zu schriftlichen Äußerungen andeutet: das Schriftbild an sich. So bittet etwa Albrecht Dürer seinen Freund und Gönner Willibald Pirckheimer:

... Lest den priff noch dem sin, ich hab geeilt. (WP Brief Nr. 3, S. 46)

Auch seinem Kunden Jakob Heller gegenüber macht er eine ähnliche Bemerkung:

... Vnd lest nach dem sin, ich hab geeilt. (JH Brief Nr. 19, S. 73)

Auch Margarethe Behaim bittet ihren Bruder:

Vnd pit dich, du wolst mein schreiben vergut nemen; ich kunt dir auff dis mal nit besser schreiben, ich must eylen. Damit pis Got dem almechtigen bevolhen. (Brief Nr. 23, S. 101)

An anderer Stelle heißt es nur:

Lieber pruder, nym mein boß schreyben vergut vnd schreib mir auff est, ob dir die briff syn worden. (Brief Nr. 66, S. 151)

Einen anderen Grund hat sein Vetter Michael Behaim:

... Ich hab dir auff dismal nit mit meinem zewg schreyben mogen, darumb hab also vergut. Datum in eyl ut supra. (Brief Nr. 60, S. 144)

Magdalena Paumgartner entschuldigt sich gar mehrfach bei ihrem Gatten für ihre schlechte Schrift:

Und welst mit meinem gar besen krumen schreiben und kindichsen vergut haben. (Brief Nr. 4, S. 17)

Und hab mir halt, mein herzlichster schaz, mein böses schreiben virgutt: ich hab ser geeilt. (Brief Nr. 33, S. 70)

Un bit, welst mir mein heileses schreiben vergut haben. Ich hab heid kein richtige fetern kinen erwachsen. (Brief Nr. 75, S. 121)

Auch der Sohn Balthasar bemüht sich offenbar um eine Verbesserung seiner Schrift:

Ich will gar frum sein und flucks lernen und nim mitt dem schreibn vergutt; ich wils bald busser lernen. Dattum in eill. (Brief Nr. 67, S. 111)

Dieser Vorsatz, den er in einer dem Brief der Mutter beigefügten Nachricht an den Vater äußert, zeigt, daß im Zuge der Ausbildung im Lesen und Schreiben offenbar auch auf ein ansehnliches Schriftbild Wert gelegt wurde.

Insgesamt zeigt sich, daß durchgehend dieser Punkt den Briefautoren - und zwar Männern wie Frauen, älteren wie jüngeren, in der Ausbildung befindlichen - wichtig ist, vor

allem dort, wo man sich dem Adressaten auch privat verbunden fühlt. In den Fällen, in denen private Briefe einen bestimmten Zweck verfolgen, wurde offenbar so viel Zeit und Mühe auch auf die äußerliche Gestaltung verwandt, daß dies von vornherein keiner Erwähnung bedurfte.

2.1.2.6 Zusammenfassung

Eine Zusammenfassung dieses Teils der Untersuchung muß zunächst sicher auf die Bedeutung der Schriftlichkeit generell eingehen. Die Kenntnis, selber lesen und schreiben zu können, wird offensichtlich immer wichtiger genommen - wiewohl man im Untersuchungszeitraum von einer allgemeinen Alphabetisierung oder gar Schulpflicht noch weit entfernt ist - ebensoweit wie von einer allgemeinen Regelung der Orthographie. Gerade das angeführte Beispiel Albrecht Dürers zeigt, daß auch die Ausbildung eher am Nutzen für den Lernenden orientiert war als um der Sache selbst willen betrieben wurde. Gerade die Briefliteratur zeigt, in welchem Maße das Schreiben immer mehr zu einer Privatangelegenheit nicht nur der qua Stand bevorzugten, sondern auch der «normalsterblichen» Menschen wurde.

Obwohl zwischen Graphem und Phonem immer ein Bezug besteht, ist die Frage nach einem Unterschied der Schreibung, die sich nicht auf die unterschiedliche Wiedergabe von Lauten bezieht, sondern an eine bestimmte Position im Wort gebunden ist oder, im Fall der Groß- und Kleinschreibung, die Bedeutung eines Inhalts widerspiegelt, durchaus sinnvoll. Sie macht vor allem im Fall des Vorhandenseins eine zeitliche Einordnung des Textes möglich, sofern nicht, wie im vorliegenden Fall der Briefliteratur, der Text in diesen Punkten durch den Herausgeber vereinheitlicht wurde.

Die Interpunktion, die augenfälligste Gliederung eines Textes, wird, folgt man den Herausgebern der Briefliteratur und Fastnachtspiele, noch sehr wenig beachtet. Umso eher ist aus der «offizielle» Sprache der Einblattdrucke die Motivation für die Verwendung bestimmter Satzzeichen zu erkennen. Deutlich wird, daß hier auch nach der Gedankenführung und nicht nur nach syntaktischen Gesichtspunkten Satzzeichen eingeführt werden.

Die Schreibfehler, die in den Briefen gemacht werden, ermöglichen einen weiteren Einblick in den Umgang mit Sprache und die Verschiedenheit der Ausbildung. Die Tatsache, daß im Untersuchungszeitraum vor allem Frauen in ihren Briefen Schreibfehler machen, deutet darauf hin, daß sie zwar durchaus in den grundlegenden Fertigkeiten des Alltags wie Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet wurden. Dies war auch nötig, nachdem in Nürnberg der Handel blühte und dazu führte, daß Frauen nicht nur als Angehörige eines höheren weltlichen Standes oder eines Klosters, sondern auch im alltäglichen Leben fähig sein mußten, «ihren Mann zu stehen», also beispielsweise als Kaufmannsgattin den auf einer Messe weilenden Ehemann zu vertreten. Trotzdem wurde ganz offensichtlich nicht dieselbe Sorgfalt auf den Unterricht von Mädchen wie von Jungen verwendet.

Was die äußere Gestaltung speziell von Briefen angeht, so zeigt sich dagegen, daß Schönschrift sowohl für Männer bzw. Jungen wie auch für Frauen bzw. Mädchen von Bedeutung war. Die angeführten Beispiele zeigen auch, daß dies vor allem zu der Zeit der Fall war, als weniger offizielle Schreiben als vielmehr immer mehr private Briefe verfaßt wurden.

2.1.3 Phonologische Untersuchung der Texte

2.1.3.1 Grundlagen und Möglichkeiten

Im Fall der phonologischen Analyse wird auf die Reime der Fastnachtspiele als Ausgangspunkt der Untersuchung und die Überprüfung der anderen ausgewählten Texte vor dem Hintergrund dieses Ergebnisses einzugehen sein. Festzustellen ist jedoch, daß die folgende Analyse nicht die Darstellung einer systematischen Phonologie zum Ziel haben kann. Dargestellt werden sollen die Herangehensweise bei der mehr oder weniger direkten Wiedergabe gesprochener Sprache und die - durch die Textsorte oder die sozialen Schichten der Verfasser bedingten? - möglichen Hintergründe für diese unterschiedliche Umsetzung. Die untersuchten Texte weisen eine zum Teil sehr unterschiedliche Schreibung auf. Das ist, worauf bereits eingegangen wurde, für die untersuchte sprachgeschichtliche Epoche ein durchaus gewöhnlicher Befund. Im folgenden soll nun betrachtet werden, wo diese unterschiedliche Schreibung auch ein Zeichen für eine unterschiedliche Haltung der Autoren der gesprochenen Sprache gegenüber ist, will sagen: wo gesprochene Sprache mehr oder eben weniger direkt wiedergegeben wird. Auf der einen Seite sind also die in der Zeit üblichen Mittel zu sehen, die Qualität und Quantität eines Lautes wiederzugeben, auf der anderen Seite ist die tatsächliche Wahl dieser Mittel durch den Verfasser bzw. die Verfasserin eines Textes aufzuzeigen. Eine Untersuchung des Graphemsystems und seiner Nutzung durch die Sprecher war die Voraussetzung für eine Untersuchung der Lautgestalt der Sprache.

Wir beginnen mit dem Lautsystem, der Phonologie. Die wichtigste, oft einzige Quelle der historischen Phonologie sind die Schreibungen, also müssen wir zuerst die «Graphematik» der Texte untersuchen. Im Frühnhd. sind ja Orthographie als System (§22) und die individuellen, d.h. gelegentlichen und «umgekehrten» Abweichungen oft die charakteristischsten Merkmale der verschiedenen Schriftdialekte. Schreibungen und ihre Veränderungen ermöglichen uns die Erkenntnis der Lautwandlungen (§ 37ff.). Weitere Beobachtungen zu Lautsystem und Lautwandel liefern uns die orthoepischen Zeugnisse der Grammatiker (§42) und die Reime in der Poesie (§ 43). (Penzl, 1984, S. 33)

Erst in der Folge einer Schreibungsanalyse, so führt Penzl an anderer Stelle aus,

kann die phonologische Deutung erfolgen, also z.B. ob der Zeichenwandel (Schreibungswandel) einem Phonemwandel entspricht und zeitlich frühere (Prägraphien, z.B. mhd. <uo>) und zeitlich spätere Schreibungen (Postgraphien, z.B. nhd. <u>) diese Annahmen stützen. «Panchronische», d.h. zeitlich nicht beschränkte Nebenformen sind natürlich nicht beweiskräftig: z.B. wenn, denn neben *wann*, *dann* bedeutet keinen Lautwandel. (Penzl, 1984, S. 45)

Daß der Verfasser bzw. die Verfasserin eines Textes direkt «vom Mund in die Hand» die Gedanken schriftlich niederlegt und auf diese Weise auch phonologische Spezifika dokumentiert, ist wohl in den meisten Fällen zu bezweifeln, vor allem dort, wo mit einem bestimmten Ziel geschrieben wird. Eine besondere Wirkung dieses auf eine Anpassung an die prestigeträchtigere Sprachvarietät bedachten Umgangs mit Sprache wäre etwa eine Verschriftlichung von hyperkorrekter Aussprache. Eine graphematische Untersuchung der Texte zeigt also im Idealfall auf, in welchem Maße die Schreibung genutzt wird, um die Lautgestalt wiederzugeben. Auch hier können gravierende Unterschiede bestehen. Zunächst soll im folgenden kurz die Möglichkeit einer phonologischen Untersuchung nur schriftlich überlieferter Texte betrachtet werden.

Die Analyse von Reimen, aber auch das Einbeziehen zeitgenössischer Grammatiken kann als Grundlage für eine derartige Untersuchung dienen.

Außer den orthoepischen Anmerkungen geben uns die Reime frühneuhd. Dichter und die Regeln der Poetiken der Zeit (vgl. § 14) phonologisches Beobachtungsmaterial. Das trifft für ein prosodisches («suprasegmentales») Merkmal, nämlich Wort- und Satzaccent, zu,

auch für die Verteilung der Phoneme in Wortformen und sogar für das Phoneminventar der Vokale. [...] Phonologische Interpretation von Reimen muß die Absicht des Dichters in Betracht ziehen, ob er nämlich unbedingt reine Reime schaffen will oder ein gewisser Verschiedenheitsgrad bei den Lauten, etwa ein Unterschied der Quantität ([a]:[a:]) bei gleicher Qualität, ihm noch tragbar schien. Für die mhd. klassische Periode ergab die angestrebte Reinheit der Reime die Möglichkeit, auf die Mundart des Dichters zu schließen [...] Im Frühnhd. gibt es im allgemeinen auch diese theoretische Forderung nach absoluter Gleichheit der Aussprache (aber vgl. Moser 1929, S. 71) der Reimvokale. Opitz (1624) betonte in einer oft zitierten Stelle die Wichtigkeit der Aussprache selbst bei gleicher Schreibung der Reimvokale (§186). Die Gleichheit bezieht sich aber nicht auf irgendeine überlandschaftliche Norm, sondern auf die individuelle Aussprache des Dichters. Nur für die Rechtschreibung, nicht für die Reime wird die Unterdrückung landschaftlicher Eigenheiten gefordert. [...] Der Schluß vom Reimgebrauch auf die Laute des Dichters wird durch unreines Reimen und allgemeine oder außerdialektische Nebenformen erschwert. (Penzl, 1975, S. 48f.)

Reime werden bzw. wurden offenbar vom Dichter ebenso wie vom Zuhörer als in ihrer Lautgestalt gleichwertig empfunden. So können sie, wie gezeigt wurde, durchaus ein Kriterium für die Aussprache eines Lautes zu einer bestimmten Zeit sein. Ein konkretes Beispiel für die akribische Verschriftlichung auch kleiner lautlicher Unterschiede, die Verschriftlichung der zwei - zu Shakespeares Zeit distinktiver - [i]-Laute, behandelt Albert C. Baugh in seiner Darstellung der «History of the English Language»:

Shakespeare's pronunciation, though not ours, was much more like ours than has always been realized. He pronounced [e] for (i) in some words just as Pope could still say *tay* for *tea*. The falling together of *er, ir, ur* (e.g. *herd, birth, hurt*) was under way but not yet completed. As explained in § 175, ME was sometimes open, sometimes close: [e:] and the two sounds were still distinct in Shakespeare's day, [e:] and [i:] respectively. Consequently *sea* [se:] does not normally rhyme with *see* [si:], *heap* with *keep, speak* with *seek*, etc. Toward the close of the fifteenth century an attempt was made to distinguish between them by the spelling. The closer sound was often spelled with *ee* or *ie* (*deep, field*) while the more open sound was as often written *ea* (*sea, clean*). But the practice was not consistently carried out. Although the two sounds are now identical, this variation in spelling is a reminder of the difference in pronunciation that long existed. (Baugh, 1993, S. 229)

Die Bedeutung von Reimen als Mittel zur Untersuchung der Aussprache bestimmter Laute zu einer bestimmten Zeit ist jedoch zu klären. Welche Schlüsse lassen sich aus dem Vorkommen von Reimen ziehen, worüber können sie keine Auskunft geben? Diese Frage muß noch vor der eigentlichen Analyse der Texte behandelt werden.

Eine Untersuchung der lautlichen Ebene eines Textes kann sich jedoch nicht nur auf Reime als Beispiele für mündliche gesprochene Sprache stützen. Einbezogen werden sollen daneben auch zwei andere Elemente der Sprache, die zumindest eine Nähe zur gesprochenen Sprache erkennen lassen: zum einen Kontraktionen, zum anderen phonotaktische Einschübe. Unter dem Begriff der Kontraktion sollen in der Folge, in Anlehnung an Rein (1983), diejenigen Erscheinungen zusammengefaßt werden, die auf der morphophonematischen Ebene zu einer Zusammenziehung der Sprachlaute eines Wortes oder auch über mehrere Worte hinweg zu einer größeren Ausspracheeinheit führen. Im Fall der phonotaktischen Einschübe muß eine Analyse immer auch im Hinblick auf ihre Beziehung zur Graphemik erfolgen. Von Bedeutung ist also ihr Auftreten in den untersuchten Texten überhaupt, eventuell in den Reimen, ebenso wie ihre Verteilung. Erst in der Folge einer Auswertung der Untersuchungsergebnisse wird schließlich die Frage zu beantworten sein, welche Textsorte am nächsten nicht nur in Schreibung und Wortschatz, sondern auch in ihrer lautlichen Gestalt der Sprache der untersuchten Zeit ist und vielleicht sogar den Sprachduktus einer bestimmten Sprecherschicht wiedergibt. Dabei ist die

grundlegende Frage die nach der - sicher teilweise nur individuell zu bestimmenden - Nähe zwischen Schriftsprache und der Verschriftlichung gesprochener Sprache, das heißt, auf welche Weise die VerfasserInnen - als Individuen oder als Vertreter einer bestimmten sozialen Schicht - Schrift für die Wiedergabe von Aussprache nutzten. Auf die Behandlung der Schreibung eines Buchstaben und seines Lautwertes in der Grammatik des Laurentius Albertus wurde bereits eingegangen. Diese Angaben werden von Bedeutung sein, wenn es darum geht, die Wiedergabe eines bestimmten Lautes auf ihre Authentizität hin zu beurteilen: Wo Aussagen zum Gebrauch einer bestimmten lautlichen Form gemacht werden oder gar eine Wertung vorgenommen wird, sollen diese in die Interpretation des Befundes einfließen.

Im folgenden soll nicht eine spezielle Erscheinung auf ihr Auftreten in den Texten hin untersucht werden, sondern die Textsorten sollen in ihrer Eigenheit beschrieben und am Ende kontrastiert werden. Die Texte der Fastnachtspiele bilden die Grundlage der Untersuchung, daher soll ihre Analyse zunächst im Mittelpunkt stehen. Ausgehend von den in den Fastnachtspielen gebrauchten Reimen, soll dann in der Folge aufgezeigt werden, ob auch die anderen untersuchten Texte dieselben Varianten aufweisen, oder ob jeweils nur eine der Formen gebraucht wird. Ist dies der Fall, so ist dieser Befund unter dem Aspekt der Untersuchung zu interpretieren. Die Ergebnisse aus der Analyse der Fastnachtspiele sollen jeweils direkt den Analysen der anderen ausgewählten Texten bzw. Textsorten gegenübergestellt werden. Vorausgesetzt wurde eine große Nähe der Fastnachtspieltexte zur gesprochenen Sprache aufgrund ihrer Aufführungssituation und der dargestellten Figuren. Nicht außer acht gelassen wurde jedoch auch die Entwicklung dieser literarischen Gattung. Hinterfragt wurden auch die zum Vergleich ausgewählten Textsorten in bezug auf die Möglichkeit, in ihnen die gesprochene Sprache wiedergegeben zu finden - jeweils in unterschiedlichem Kontext des Sprachgebrauchs. Besteht also der Grund für eine Übereinstimmung bzw. einen Kontrast zwischen den Texten lediglich in der gleichen bzw. unterschiedlichen Entstehungszeit, oder sind dafür andere Faktoren verantwortlich? Diese Frage betrifft alle Bereiche der sprachlichen Ebene, so auch die phonologische Analyse. Vor allem Differenzen in der Wiedergabe der Lautgestalt von Sprache müssen im Vordergrund stehen. Welche lautlichen Erscheinungen, die in den Fastnachtspielen deutlich werden, geben die Briefe einerseits, die Einblattdrucke andererseits wieder? Wiederum ist es wichtig, sich die Entstehung der Texte vor Augen zu halten, um Kontraste bzw. Übereinstimmungen richtig einschätzen zu können.

Die untersuchten Einblattdrucke sind erst ab etwa der Hälfte des Untersuchungszeitraumes greifbar. Trotzdem ist auch auf der lautlichen Ebene durchaus eine Vergleichsmöglichkeit gegeben. Die Schicht der Produzenten von Einblattdrucken kann wohl als relativ homogen bezeichnet werden, doch stellt sich die Frage, woher eventuelle Unterschiede in der Schreibung bzw. der Wiedergabe von Lauten kommen und auch, ob Unterschiede zu den ebenfalls gedruckten Fastnachtspielen bestehen.

Was kann, angesichts der Unvollständigkeit des Textmaterials, eine Untersuchung der Briefe aussagen? Wo lediglich einzelne Briefe ohne den Zusammenhang eines Briefwechsels vorhanden sind, ist aus der Bestandsaufnahme und dem Vergleich der Briefe ein Schluß auf die Wiedergabe von Sprache zu ziehen. Wo mehrere Briefe eines Verfassers vorhanden sind, ist auf eine eventuell unterschiedliche Sprache gegenüber den verschiedenen Adressaten das Augenmerk zu legen. Das läßt auch auf einen allgemeinen Umgang mit Sprache, auf ihre Bedeutung schließen. Nicht nur die individuelle Persönlichkeit scheint hier zum Tragen zu kommen. Wo mehrere Briefe an einen Adressaten vorhanden sind, läßt sich zum einen eine eventuell unterschiedliche Beziehung herausarbeiten. Zum anderen lassen sich unter Berücksichtigung des Hintergrundwissens Aussagen über eine unterschiedliche Beziehung der VerfasserInnen zur Sprache machen. Sind die soziologi-

schen Daten eindeutig, so läßt sich dieses Ergebnis - unter Berücksichtigung der speziellen Situation - noch klarer aufzeigen. Das heißt, in dem Maße, in dem die Briefe individueller gestaltet werden, werden soziologisch motivierte Unterschiede umso deutlicher. Das kann als erste These gelten. Denn die Ausbildung der Personen, die überhaupt lesen und schreiben konnten, fand zunächst vor einem ähnlichen Hintergrund statt. Später konnte, wie das Beispiel Dürers zeigt, eine Ausbildung offenbar individueller gestaltet werden.

2.1.3.2 Reim und Versmaß im Fastnachtspiel

Auf die formale Entwicklung vom Reihen- zum Handlungsspiel und auch auf inhaltliche Aspekte, etwa die Änderung der Figuren und ihrer Darstellung und die Verlagerung der Handlung vom Land in die Stadt vor allem in den Stücken Jakob Ayrers, wurde bereits eingegangen. Im folgenden soll nun betrachtet werden, welche Auswirkungen diese Entwicklung auch auf die Gestaltung der Reime und des Versmaßes hat. Zu klären ist an dieser Stelle, wie stark das Fastnachtspiel in der Künstlichkeit der Gestaltung dieser literarisch-dramatischen Gattung befangen ist.

Reime geben durchaus einen Hinweis auf das Phoneminventar auch einer historischen Epoche. Eine Untersuchung der Reime der Fastnachtspiele wird sich jedoch zunächst mit deren Reinheit befassen müssen. Denn eine literarische Gattung, die in einer bestimmten Phase unreine Reime zuläßt, zeigt sehr viel eindeutiger die Vielfalt der Alltagssprache als dies eine Form kann, die eventuell um der Reinheit des Reimes willen ein bestimmtes Wort wählt oder die Lautgestalt eines Wortes verändert wiedergibt - was sich wiederum nur im Vergleich mit dem gesamten Text des Fastnachtspiels oder den anderen ausgewählten Texten nachweisen läßt. Nur vor diesem Hintergrund läßt sich die Bedeutung der Varianten bzw. ihr Auftreten in dieser letztlich doch literarischen Gattung bewerten. Was die Gestaltung der Reime angeht, so spricht eine größere Reinheit ganz offensichtlich für eine größere «Künstlichkeit» der Gestaltung. Die Formen müssen daher im Anschluß auch auf ihr Vorkommen auch innerhalb des gesamten Textes oder im Verlauf von Prosatexten hin überprüft werden. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch, zu untersuchen, welche Grapheme zur Verschriftlichung bestimmter Laute genutzt werden konnten bzw. genutzt wurden. Eine soziolinguistische Untersuchung der phonologischen Gestaltung eines Textes am Beispiel von Reimen ist jedoch nicht möglich. Hierzu ist ein Vergleich mit den Texten nötig, über deren Verfasser genügend Informationen vorhanden sind, so daß eine Kontrastierung Aufschluß über den soziologisch motivierten Gebrauch einer bestimmten Lautform gibt.

In welchem Maß richtet sich der Aufbau der Verse nach der Form des Knittelverses oder im Gegenteil nach der gesprochenen Sprache, folgt also dem «natürlichen» Wortakzent? Zum Tragen zu kommen scheint hier wiederum die Geschichte des Fastnachtspiels: daß nämlich der letzte große Nürnberger Fastnachtspielautor, Jakob Ayrer, nicht aus der Bevölkerungsschicht stammte, deren «Privileg» das Verfassen dieser Theaterstücke war, aus der der Handwerker. Führte also ein nachweislich anderes Ziel der Texte - noch mehr als bei Hans Sachs nicht mehr bloße Unterhaltung des Publikums, sondern auch die Vermittlung einer Moral, die jetzt nicht mehr auf das Verhalten im Kontakt mit dem oder den anderen einwirken, sondern den einzelnen zu einer Überprüfung seiner Haltung und Handlungen führen soll - über eine veränderte Darstellung der Figuren auch zu einem anderen Umgang mit Sprache?

Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß der Knittelvers eine durchaus unterschiedliche Form annehmen kann. Der Knittelvers ist ein

vierhebiger Vers des 15./16. Jh., entweder alternierend-akzentuierend (strenger K., 8-9silbig, bei H. SACHS u.a.) oder mit freier, unregelmäßiger Senkungsfüllung (freier K., 6-16silbig, bei ROSENPLÜT u.a.), teils auch quantitierend und stets im Paarreim mit männl.

oder weibl. Kadenz; [...] da infolge fehlenden rhythm. Feingefühls die Hebung nicht mit der sinntragenden zusammenfällt, von e. gewissen schwerfälligen Holprigkeit, die ihm in der Poetik des 17./18. Jh. den abschätzigen Namen einbrachte.
(Wilpert, 1989, S. 460)

Die Vermutung liegt nahe, daß bei einer freieren Gestaltung des Verses eine größere Nähe zur gesprochenen Sprache gegeben ist, da ja die Hebung mit größerer Wahrscheinlichkeit mit der sinntragenden Silbe zusammenfällt.

An dieser Stelle ist auf die Ausführungen des Laurentius Albertus über Prosodie im letzten Kapitel seiner Grammatik einzugehen. Was die Reime angeht, so fordert er eindeutig reine Reime: «Et quia per Hoaeoteleuta aut Homaeoptota in fine, semper vel cum proximis, vel etiam remotioribus (quod plerumque in cantilenis fit) conuenire, eodem sono exire, et iisdem syllabis ac literis finiri debent.» (Albertus, 1573, 1895, S.150)

Albertus setzt sich auch sehr ausführlich mit dem Aufbau von Versen auseinander, gibt Beispiele für den Aufbau von Versen mit einer bestimmten Silbenzahl. In der Folge geht Albertus auf die Länge der Silben auch im Hinblick auf einen Vortrag ein. Was die Redefiguren angeht, so sieht er durchaus einen Unterschied bei ihrer Verwendung in Versen oder in freier Rede: «Supra de figuris dictionum quedam dicta sunt, quae hoc loco repetantur, in versibus enim saepius occurrunt, quam in oratione soluta.» (Albertus, 1537, 1895, S. 157). Daraus folgt, daß auch rhetorische Mittel durchaus im Rahmen einer eventuell unterschiedlichen Verwendung gesehen wurden.

Direkt und ohne Vergleich können die Verse und Reime der Theaterstücke also nicht als Beispiel für die Aussprache bestimmter Laute in einer historischen Epoche übernommen werden - sie können lediglich der Ausgangspunkt für eine phonologische Untersuchung sein. Trotzdem sollen die Reime der Fastnachtspiele, in engem Bezug zu den anderen Texten, die Grundlage des folgenden Teils der Untersuchung bilden. Ergibt sich bei einem Vergleich in diesem Punkt eine Übereinstimmung oder ein Kontrast? Dies ist vor allem im Fall lautlicher Varianten von Bedeutung. Unterschiede zu definieren und sie zu interpretieren, ist nur durch eine Gegenüberstellung möglich. So auch im Fall einer phonematischen Analyse der untersuchten Texte. In welcher Häufigkeit und Verteilung treten die lautlichen Varianten in den untersuchten Texten auf? Zeigen sie eine dialektale Variante, die die SprecherInnen bzw. VerfasserInnen in größerem oder geringerem Umfang wählen, oder spiegeln sie eine Entwicklung der Sprache wider, weisen also die BenutzerInnen als fortschrittliche oder eher konservative Sprecher aus? Eine Zusammenschau dieser Aspekte kann auch einen eventuellen Zusammenhang zwischen beiden Ergebnissen aufzeigen. In der Folge soll dargestellt werden, wie die Autoren der Fastnachtspiele ihre Verse und Reime gestalten.

Die Reime in den Hans Rosenplüt zugeschriebenen Fastnachtspielen sind rein, sowohl was die Lautung als auch was den Akzent angeht. Sie zeigen einen einheitlichen Einsatz jeweils einer Form, es finden sich kaum Varianten innerhalb des Reimes. Das Versmaß wird relativ frei gestaltet.

Auch Hans Sachs bildet reine Reime, das Versmaß wird streng beachtet. Doch werden im Gegensatz zu den früheren Fastnachtspielen die Sätze zum Teil über den Reim hinaus weitergeführt. Das bedeutet auch: Ein Vers entspricht nicht mehr automatisch einem Satz.

Bei Jakob Ayrer werden unreine Reime gebildet, die Varianten werden offenbar als phonetisch gleichwertig empfunden. Aber auch hier wird das Versmaß streng beachtet.

Die späteren Autoren scheinen sich also, im Gegensatz zu der Gestaltung der Verse streng nach Versmaß, doch insgesamt allmählich von einer starken Künstlichkeit einer - relativ gesehen - freien Gestaltung der Verse zuzuwenden.

2.1.3.3 Möglichkeiten der Kennzeichnung des Lautwertes

Jeder Laut besitzt eine bestimmte Qualität, das heißt bestimmte Eigenschaften beispielsweise bezüglich des Artikulationsortes, des Öffnungsgrades und der Rundung. Wieweit diese Eigenschaften bei der Verschriftlichung berücksichtigt wurden, ob differenziert wurde zwischen zwar ähnlichen, aber doch nicht gleich artikulierten Lauten, soll in einem zweiten Schritt untersucht werden. Bei der phonologischen Analyse eines Textes ist jedoch nicht nur die Qualität eines Lautes von Bedeutung, sondern auch seine Quantität. Wichtig ist dabei erstens die sprachgeschichtliche, zweitens die dialektologische Bedeutung lautlicher Entwicklungen bzw. Gegebenheiten. Insgesamt ist im Fall schriftlicher Überlieferung die Nutzung der Möglichkeiten der Wiedergabe beispielsweise der Länge oder Kürze eines Vokales oder die Kennzeichnung eines Konsonanten als Lenis oder Fortis durch die einzelnen Autoren zu beschreiben, um dieses Ergebnis auch unter soziolinguistischem Aspekt interpretieren zu können. Dieser Teil der Untersuchung sucht also die Frage zu beantworten, wo eine vereinheitlichte Form der Schreibung vorherrscht oder wo, offenbar subjektiv, eine unterschiedliche Lautqualität bzw. -quantität empfunden und schriftlich wiedergegeben wird.

Was den Vokalismus angeht, so bestehen verschiedene Möglichkeiten zur Kennzeichnung der Länge bzw. Kürze eines Vokals. Zum einen kann er zur Kennzeichnung seiner Länge mit einem Akzentzeichen versehen werden. Aber auch die Doppelschreibung oder ein eingefügtes <h> deuten die Länge des betreffenden Vokals an. Dies gilt auch für die Buchstabenkombinationen <th> oder <rh>, wobei in diesem Fall der nachfolgende oder der vorangehende Vokal bezeichnet sein kann. Im Fall des /i/ kennzeichnet auch ein eingefügtes <e> seine Länge. Die Kürze eines Vokals wird meist durch die Verdoppelung des Folgekonsonanten bezeichnet.

Den Konsonantismus betreffend ist generell zu berücksichtigen, daß die im Frühneuhochdeutschen übliche Doppelschreibung keine sinnlose Häufung von Konsonanten darstellt. Sie deutet entweder seine Aussprache als Fortis oder die Kürze des vorangehenden Vokals an. Es ist jedoch nicht immer beispielsweise von einer Verdoppelung auf die härtere Aussprache des Lautes zu schließen. Denn diese Schreibung wird auch durch die Position des Graphems innerhalb des Wortes verursacht. So etwa im Fall des <t>: «Sunt quaedam vocabula quorum in medio duplum fit, als vatter *pater*, mütter *mater*, in fine absque laesione orthographiae duplicatur, wie volggt pro wie volgt, *ut sequitur*.» (Albertus, 1573, 1895, S. 26) Aber auch die härtere Aussprache des /d/ wird, etwa im Fall der Auslautverhärtung, häufig durch die Erweiterung des Buchstaben <d> auf die Graphemkombination <dt> gekennzeichnet: «Etsi autem haec et his similia accedit t ut fortius pronuntiatio sonet, d enim absorbet adhelium, quem t clarius propellit.» (Albertus, 1573, 1895, S. 26) Albertus gibt also deutliche Hinweise, welche Funktion mit dem Einsatz des Graphems <t> an welcher Stelle verbunden sind.

Die folgende Darstellung der Wiedergabe der Konsonanten in den untersuchten Texten ist zum einen nach den Textsorten, zum anderen nach deren Entwicklung im Untersuchungszeitraum gegliedert. Im Anschluß folgen, sofern dies für die Erklärung oder eine Interpretation vorteilhaft oder nötig erscheint, Anmerkungen zu einzelnen Erscheinungen, die so innerhalb der Tabelle nicht aufgezeigt werden könnten. Auf dieselbe Weise soll bei der Darstellung des Konsonantismus vorgegangen werden. Abschließend soll die eventuell unterschiedliche Nähe zwischen Schriftzeichen und Lautwert hinterfragt werden.

2.1.3.4 Die Wiedergabe des Lautwertes

2.1.3.4.1 Die Wiedergabe der Vokale

Seit ahd. Zeit sind die Vokalzeichen des lateinischen Alphabets mit ihren traditionellen Werten ein Teil der deutschen Rechtschreibung. Wir finden also <i e a o u y>. [...] Die Zeichenvermehrung im Ahd. und Mhd. beruhte auf Modifizierung von fünf Grundzeichen und auf deren Verbindung. <y>, ein griechischer Fremdling im lateinischen Alphabet, wurde vor dem Frühnhd. nur gelegentlich verwendet. Die Bezeichnungen, auf die es ankommt, sind die von Lang- gegenüber Kurzvokalen, von Umlautsvokalen, von Diphthongen. (Penzl, 1984, S. 37 f.)

Die folgenden Tabellen sollen in dieser Abfolge einen Überblick über die in den untersuchten Texten verwendeten Schreibungen vermitteln. Auf diese Weise ergibt sich auch ein erster Hinweis auf differierende Schreibungen, die im Anschluß an die Darstellung des Konsonantismus behandelt werden sollen.

Fastnachtspiel	Phase I	Phase II	Phase III
Langvokale			
i:	i ie ye	i, ie	ih, ie
e:	e	eh	e, eh
a:	a	a/ o	a/ ah/ oh
o:	o	o	o/ Kons. + h + o
u:	u	Kons. + h + u	Kons. + h + u
Kurzvokale			
i	i, y/ i + Dop.-kons.	i/ i + Dop.-kons.	i/ i + Dop.-kons.
e	e/ e + Dop.-kons.	e/ e + Dop.-kons.	e/ e + Dop.-kons.
a	a/ a + Dop.-kons.	a/ a + Dop.-kons.	a/ a + Dop.-kons.
o	o/ o + Dop.-kons./ o [°]	o/ o + Dop.-kons.	o/ o + Dop.-kons.
u	u/ u + Dop.-kons.	u/ u + Dop.-kons.	u/ u + Dop.-kons.

Einblattdruck	Phase I	Phase II	Phase III
Langvokale			
i:	i/ ie/ j/ y	i/ ie	ih/ i
e:	e	e	eh
a:	a	a/ aa/ ah	a/ ah
o:	o/ a	Kons. + h + o, o [°]	o
u:	u [°] / u	u [°] / u/ u ^e	u
Kurzvokale			
i	i/ i + Dop.-kons.	i/ i + Dop.-kons.	i/ i + Dop.-kons.
e	e/ e + Dop.-kons.	e/ e + Dop.-kons.	e/ e + Dop.-kons.
a	a/ a + Dop.-kons.	a/ a + Dop.-kons.	a/ a + Dop.-kons.
o	o/ o + Dop.-kons.	o/ o + Dop.-kons.	o/ o + Dop.-kons.
u	u/ u + Dop.-kons.	u/ u + Dop.-kons.	u/ u + Dop.-kons.

Die sprachliche Analyse

Brief	Phase I	Phase II	Phase III
Langvokale			
i:	i/ ie/ y	i/ ÿ/ ie/ ye/ j	i
e:	e	e	e/ ee
a:	a/ Kons. + h + a	a	a
o:	o	o ^e	o
u:	u/ Kons. + h + u	u/ ue	u
Kurzvokale			
i	i, y/ + Dop.-kons.	i/ j	i
e	e/ e + Dop.-kons.	e	e
a	a/ a	a / a + Dop.-kons	a/ a + Dop.-kons
o	o/ o + Doppelkons./o ^e	o/ o + Dop.-kons	o
u	u ^o	u/ o	u/ u + Dop.-kons

Die Offenheit bzw. Geschlossenheit der unterschiedlichen /e/ - Laute wird im Untersuchungszeitraum nur durch wenige graphische Varianten gekennzeichnet - <a^e> und <e>-, zumeist werden jedoch die «eindeutigen» Vokale /a/ und /e/ wiedergegeben. Auch Albertus gibt als einzige akzeptable Form ein «klares» /e/:

E est fere hebraeum, recht ius, alij pronunciant ut diphthongum a^e, sed malè et rarius.
(Albertus, 1573, 1895, S. 23)

Die Wiedergabe des Schwa-Lautes erfolgt durch Auslassung. Dies geschieht generell vor allem in den Texten, die sich an der gesprochenen Sprache orientieren, nicht jedoch in den Einblattgedrucken. Ein besonders eindringliches Beispiel hierfür sind die Briefe Balthasar Paumgartners. Er variiert die Wiedergabe des Schwa-Lautes mit der vollständig ausgeschriebenen Form, so etwa *Abl Unttrholtzer* vs. *Abel Untterhöltzers* (Brief Nr. 172, S. 282f.).

2.1.3.4.2 Die Diphthonge

Fastnachtspiel	Phase I	Phase II	Phase III
ei	ai/ ay/ ey / ei/ y	ay/ ey/ ei	ei/ ey
eu	eu	eu	eu
au	au	au	au
Einblattgedrucke	Phase I	Phase II	Phase III
ei	ai/ ay/ ey/ e/ y	ay/ ey/ ei	ei, ey
eu	ew	ew	eu
au	aw	au	au
Briefe	Phase I	Phase II	Phase III
ei	ai/ ay/ ey / ei/ y	ay/ ey/ eÿ/ ei	e/, ey
eu	eu	ew/ eu	eu/ ei
au	au ^o	aw/ au	au

Zur graphematischen Variation des Diphthongs /ei/ schreibt Laurentius Albertus :

Duo puncta a literae imposita ä uel vsitatius ai, valet a et i, blaich *pallidus*, non est admodum vsitata. Saepè autem fit quod diphthongus ei mutetur in ai, ab ijs qui potius a quam e litera delectantur. Sic, quod nos dicimus fleisch *caro*, bleich, illi dicunt flaisch, blaich. Non autem mutatur in deriuatis, als flaischlich carnaliter, flaischern, carnem olere. [...]

Ey saepenumero pro ei ponitur, sicut y pro i als eilen/ vnd eylen festinare. Etsi autem omnibus syllabis inseratur, attamen propriam sedem in ultima habet, als Cantzellei *Cancellaria*. In quo loco forte non ypsilon, sed duplex iota est, ut supra ostendi.

(Albertus, 1573, 1895, S. 31, S. 33)

Zu beachten jedoch auch die Entwicklung des Lautes in der Sprachgeschichte: mittelhochdeutsches. <î> wird zu <ei> bzw. mittelhochdeutsches <ei> wird zu <ai>. Wo sich jedoch ein Sprecher bzw. Verfasser an dieser Lautgeschichte orientiert und wo eine Variation scheinbar wahllos erfolgt, läßt sich nicht abschließend und mit letzter Sicherheit klären. Ein eindruckliches Beispiel für den Variantenreichtum bei der Schreibung dieses Diphthongs bietet der Brief Michel Beheims an seinen Vetter Paulus:

...das hest dw mir langst sollen anzaygenn, hab es aber in deinem schreybenn khainem befunden. (Brief Nr. 29, 26. November 1533)

Es zeigt die große Varianz bei der Wiedergabe dieses Diphthongs, die in diesem Punkt nicht nur bei den Briefen, sondern auch bei den Einblattgedrucken besonders deutlich wird. Daß sich hier alle vier möglichen Varianten der Schreibung finden, zeigt, daß offenbar doch grundlegende Uneinigkeit über die Wiedergabe dieses Diphthongs herrschte.

2.1.3.4.3 Die Umlaute

Fastnachtspiel	Phase I	Phase II	Phase III
ä	e	e	e/ a ^c
ö	o/ o ^c	o ^c	o ^c
ü	u/ ie	u ^c /	u ^c / ie

Einblattgedruck	Phase I	Phase II	Phase III
ä	e/ a ^c	e	e
ö	o/ o ^c	o ^c	o ^c
ü	u/ u ^c / ü	u/ u ^c / i	u ^c

Brief	Phase I	Phase II	Phase III
ä	e	e	ä
ö	o/ o ^c	o ^c	ö/ e
ü	u/ u ^c	ü/ u/	ü/ üe/ i

Zur unterschiedlichen Auszeichnung der Umlaute muß angemerkt werden, daß

Noch im Fnhd. [...] längst nicht jeder umgelautete Vokal überall eigens als solcher bezeichnet [wird][...] Wo der Umlaut im Schriftbild wiedergegeben wird, erfolgt dies meist durch diakritische Zeichen, die man dem Buchstaben des jeweiligen umgelauteten Vokals hinzufügte: ein übergeschriebenes e (a^c), zwei übergeschriebene Punkte (ö) bzw. Striche (õ) oder - seltener - ein Akut. (Philipp, 1980, S. 26)

Die Auszeichnung von Umlauten wird also nicht nur in den untersuchten Texten, sondern generell uneinheitlich gehandhabt.

2.1.3.4.4 Die Wiedergabe der Konsonanten

Insgesamt bilden die Lautwerte der Buchstaben des lateinischen Alphabetes die Grundlage für die Wiedergabe der deutschen Laute: «Während der mhd. und frühnhd. Periode konnten fast alle, die auf deutsch schrieben, gleichzeitig auch lateinisch schreiben, also bleiben wie im Ahd. Die Lautwerte der lateinischen Buchstaben der Ausgangspunkt für die Wiedergabe der deutschen.» (Penzl, 1984, S. 40) Die folgenden Tabellen sollen einen Überblick über die in den untersuchten Texten wiedergegebenen Konsonanten vermitteln.

Fastnachtspiel	Phase I	Phase II	Phase III
Verschlusslaute			
b	b/ p	b	b
p	p	b/ p	p
d	d/ t	d/ t	d/ t
t	t/ tt	t/ dt	dt/ t
g	g	g	g
k	k/ c	k/ ck	k/ ck
Reibelaute			
f	v/ f/ ff	f/ ff	ff
w	w	w	w
s z	s/ ß	s/ ß	ß
ss sz	ß	ss/ ß	ss/ ß
sch	s	sch	sch
z	tz	z/ zt	z/ tz
ch	g	ch	ch
j	j	j	j
Sonorlaute			
n	n/ nn	n	n
m	m	m	m/ mb
ng	nck	ng	ng
l	l/ ll	l/ ll	l
r	r/ rr	r/ rr	r/ rr
Einblattdruck			
Verschlusslaute			
b	b/ p	b	b
p	p	p	p
d	d/ dt	d	d/ dt
t	t/ tt	d/ t/ tt	t/ tt
g	g	g/ ch	g
k	k, c	k/ ck	ck

Die sprachliche Analyse

Reibelaute

f	v, f, ff	ff	f/ ff
w	w	w	w
s z	s	ß	ß
ss sz	ss/ ß	ss/ ß	ss/ ß
sch	s	sch	sch
z	tz	z/ tz	c/ z/ tz
ch	ch	ch	ch/ g
j	j	i/ j	j

Sonorlaute

n	n/ nn	n/ nn	n/ nn
m	m/ mb + t / mp + t	m/ mm/ mb + t	m/ mm/ mb + f
ng	ng	ng	ng/ nck
l	l, ll	l/ ll	l/
r	r/ rr	r/ rr	r/ rr

Brief

Phase I

Phase II

Phase III

Verschlußlaute

b	b	b/ p	b/ p
p	p/ b	p	p
d	d/ t	d	d/ t
t	t/ tt	t/ tt	t/ tt
g	g	ch/ g/ gk	g
k	k, c	k	ck

Reibelaute

f	v, f, ff	ff	f
w	w/ b	w/ b	w/ b
s z	s/ ß	s/ z	s/ ß
ss sz	ss/ ß	ss/ ß	ss/ ß
sch	s	sch	sch
z	z	cz/ tz	z
ch	g	ch	ch/ g
j	j	i/ j	i

Sonorlaute

n	nn		
m	m/ mb + tmb + t bzw. Ausl.		
ng	ng	ng/ ngk	ng
l	l/ ll	l/ ll	l/ ll
r	r	r/ rr	r/ rr

Auf den phonotaktischen Wandel durch die Einführung von bzw. <p> bei <mt> wird weiter unten eingegangen werden.

Die Wiedergabe der Auslautverhärtung durch das diakritische Zeichen <dt> findet sich vor allem in den Einblattgedrucken.

Non raro *d* litera ipsi preponitur, propter cognitionem inter se habent, vel propter originem als *das bandt vom binden* [...] Etsi autem haec et his similia vocabula sine *t* scripta idem significarent, attamen accedit *t* ut fortius pronuntiatio sonet, *d* enim absorbet anhelitum, quem *t* clarius propellit. (Albertus, 1573, 1895, S. 26)

Albertus geht bei seiner Beschreibung des Buchstaben *t* also nicht nur auf die Ähnlichkeit mit dem Konsonanten *d* - wohl bezüglich des Ausspracheortes, was aber nicht erwähnt wird -, sondern auch auf die Auslautverhärtung ein.

Die Wiedergabe der Fortis /k/ durch <k> oder <c> bezeichnet offensichtlich eine rein graphematische Variante.

2.1.3.4.5 Ergebnisse: Phonem-Graphem-Korrespondenz

Ein Graphem-Phonem-System für die hier ausgewählten Texte mußte zwangsläufig unvollständig ausfallen. Eine Aufstellung am Beispiel von Texten, die doch stark auch von der Person und Persönlichkeit der Autoren bestimmt sind, kann naturgemäß lediglich einen Ausschnitt aus dem Spektrum einer orthographisch noch relativ unregelmäßigen Sprachstufe bieten. Trotzdem wurden Unterschiede und Entwicklungen sichtbar.

Die Nähe des schriftlich fixierten Textes zur mündlichen gesprochenen Sprache ist, wie ausgeführt wurde, im Verlauf der Sprachgeschichte eine unterschiedliche und nicht zuletzt von den äußeren Umständen wie Normierung der Orthographie, Alphabetisierung der Sprecher und Form der Verbreitung abhängig. Auf die untersuchten Texte bezogen, läßt sich festhalten, daß dort eine direktere Verbindung zwischen Laut und Schrift besteht, wo die Texte individueller verfaßt werden. Dies gilt vor allem für die später im Untersuchungszeitraum verfaßten Briefe und Fastnachtspiele. Was die Einblattgedruckte angeht, so geben sie relativ einheitlich gesprochene Sprache schriftlich wieder. Am Beispiel der Wiedergabe der Lenisierung wird jedoch die individuelle Gestaltung durch die Drucker erkennbar.

In der Folge soll die Varianz bei der schriftlichen Wiedergabe von Sprache hinterfragt werden.

Der Vergleich der Schriftzeichen (Grapheme) in historisch gleichen oder parallelen Wortformen der Texte ermöglicht diachronische Einsicht. [...] Der homographische Vergleich zeigt die Bedeutung der heterographischen Variation. (Penzl, 1984, S. 44)

Im Anschluß an die diachronische Varianz soll die dialektale Varianz der untersuchten Texte dargestellt werden.

2.1.3.5 Die Varianten

2.1.3.5.1 diachronische Variation

2.1.3.5.1.1 Die Diphthongierung

Im Untersuchungszeitraum war, wie das Beispiel der untersuchten Texte zeigt, die Diphthongierung bereits durchgehend eingeführt.

Die Forschung hat die Ausbreitung der Diphthongenschreibungen im deutschen Sprachraum genau untersucht. Die Schreibungen mit Digraphen erscheinen schon im 12. Jh. auf bairisch-österreichischem Gebiet, im 14. Jh. in Ostfranken, Böhmen, Schlesien, Schwaben, im 15. Jh. in Obersachsen, Ostthüringen, erst im 16. Jh. im Westmitteldeutschen. [...] Der Schreibungswandel in Druckereien, Kanzleisprache erfolgte auch dann, wenn die landschaftliche Mundart nicht mitmachte [...] (Penzl, 1984, S. 51)

Das Bild der bereits vollständig durchgeführten Diphthongierung ergibt sich auch am Beispiel der untersuchten Texte. Lediglich in den Briefen des Balthasar Paumgartner, also am Ende des Untersuchungszeitraumes, findet sich mehrfach die Form *gärtlin* oder *freudengärtlin* hat. So etwa

Der helff unns mitt freuden unnd gesundheitt in unnsrer *gärtlin* bald widerumb zusammen! (Brief Nr. 9, S. 27, Hervorhebung D. M.)

Auch im Zusammenhang mit der Behandlung des Diminutivs wird weiter unten darauf einzugehen sein, doch ist auch an dieser Stelle anzumerken, daß dies die einzigen Gelegenheiten für die Wahl dieser Form sind; sie sind wohl im Zusammenhang mit der speziellen Situation des schreibenden Paares am Beginn der Beziehung zu sehen und daher eher einer poetischen als rückwärts gerichteten Sprache zuzurechnen.

Auch für die Bewahrung des mhd. Diphthongs <iu> für einfaches <ü> findet sich ein Beispiel in dem Briefwechsel des Ehepaars Paumgartner, diesmal in einem Brief von Magdalena:

Ich wil es nimer thun, ich war halt eben zu selbigen zeit recht *kleinmiutig*. Ich dorft dir es nit schreiben, das der sterb in unser gasen oben bei dem becken in 3 heiser kumen war und ir 5 daraus gestorben waren, entsezt ich mich wol daron.
(Brief Nr. 4, S. 16, Hervorhebung D. M.)

Auch in diesem Fall ist das der einzige Gebrauch dieser Form und gerade deshalb auffällig. Wie im ersten Beispiel scheint auch hier die Verfasserin emotional stark beteiligt gewesen zu sein - eine mögliche Erklärung für den Rückgriff auf Formen, die stärker mit einer bewahrenden geistigen Haltung verbunden sind und daher auch den heutigen Leser stärker berühren als die «modernen» Formen.

2.1.3.5.1.2 Die Wiedergabe der Gaumenlaute

Die Wiedergabe der Gaumenlaute in den untersuchten Texten ist unter drei Aspekten zu untersuchen, die im folgenden behandelt werden.

Zunächst ist die Behandlung des Hauchlautes /h/ und seine Wiedergabe zu betrachten.

H communis aspiratio est. [...] Quibuscunqve vocalibus in medio additur illae quodammodo protrahendae sunt, ut aspiration audiatur, mehr *magis*, sehr *valde*... (Albertus, 1573, 1895, S. 23f.)

Soweit Laurentius Albertus in seiner Lautbeschreibung. Ickelsamer merkt zum Laut /h/ an:

Das / h / ist ain scharpffer athem/ wie man in die hende haucht.
(Ickelsamer 1537, 1969, S. 128)

Nur Albertus geht also von der Möglichkeit der Wiedergabe eines Langvokals durch eingefügtes <h> aus.

Im Fastnachtspiel wird der Laut /h/ im Inlaut, speziell auch in Reimen wie z.B. *secht - knecht*, häufig durch <ch> wiedergegeben. Das deutet an, daß diese Laute nicht mehr als oppositionell empfunden wurden, wie dies im Mittelhochdeutschen der Fall war. Der Hauchlaut /h/ wird also mit <ch> wiedergegeben, nicht aber der Reibelaut mit <g>.

Die Opposition <h>-<ch> ist nicht leicht zu belegen. Sie läßt sich aus Minimalpaaren vom Typ *sahen* (Prät. von *sehen*) *sachen* erschließen. «Die Frage, ob hinter medialem <h> und <ch> eine phonologische Opposition steht, muß allerdings offen bleiben.» (Moser, 1977, 123). In manchen Texten ist es wahrscheinlicher, daß es sich um zwei positionsbedingte Varianten eines Graphems handelt [...]. (Wolf, 1985, S. 1309)

Die Variation *billig - billich* im Einblattdruck zeigt dagegen offenbar sehr eindeutig die Wiedergabe des /g/ als Reibelaut, als welcher er ja von Valentin Ickelsamer beschrieben

wird: «Das /g/ so die zung das eüßerst des gu^omens beru^ert/ wie die Gens pfeysen wenns ainen anlauffen zu^obeyssen» (Ickelsamer, 1537, 1969, S.128)

In dem Briefwechsel mit ihrem Ehemann gibt Magdalena Paumgartner den Reibelaut /ch/ durchgängig mit <g> wieder, wohingegen Balthasar fast durchgängig die Variante <ch> wählt. Die Wiedergabe von /ch/ durch <g> findet sich jedoch auch in umgekehrter Richtung, d.h. teilweise wird /g/ durch <ch> wiedergegeben.

Êine Wiedergabe des /g/ durch den Buchstaben <j>, den «palatalen «Halblaut»», der «fürühhd. weitgehend geschwunden» ist (Penzl, 1984, S. 65), findet sich in den untersuchten Texten nicht.

2.1.3.5.2 dialektale Variation

2.1.3.5.2.1 Lenisierung

Die Lenisierung von /p/ bzw. /t/, die für den fränkischen Dialekt kennzeichnend ist, wird von keinem der beiden Grammatiker erwähnt.

In den ersten Fastnachtspielen wird die Lenisierung nicht wiedergegeben. Später jedoch wird sie von Hans Sachs wie auch im Fastnachtspiel des Jakob Ayrer wiedergegeben; dies läßt auf eine zunehmende Akzeptanz des Dialektgebrauches auch für die Kunstform Fastnachtspiel schließen.

Im Einblattdruck finden sich neben der Wiedergabe der Fortis auch im Inlaut lenisierte Formen: *seiden*, *hinden*. Es findet sich, allerdings nicht durchgehend, die Wiedergabe von <nd> anstelle von <nt>, auch wird <d> an Stelle von <t> gesetzt. Lenisierung, wie sie für den fränkischen Dialekt charakteristisch ist, wird also nicht eindeutig wiedergegeben.

2.1.3.5.2.2 Die Wiedergabe der Lippenlaute /w/ und /b/

Auf die Bedeutung der unterschiedlichen Wiedergabe der Lippenlaute /w/ und /b/ geht Ickelsamer in seiner Grammatik nicht ein.

Die Wiedergabe des Lippenlautes /w/ durch /b/ deutet auf bairische Schreibung hin. Diese graphematische Umsetzung findet sich sehr selten bei Albrecht Dürer, vor allem aber in den Briefen von Magdalena Paumgartner. Sie gibt beispielsweise durchgängig Formen mit <schb> wieder, während Balthasar die Form <schw> wählt. Das läßt darauf schließen, daß in erster Linie Frauen diese Art der Umsetzung wählen. Daß diese Form lediglich in den Briefen, nicht aber in den Fastnachtspielen und auch nicht in den Einblattdrucken wiedergegeben wird, deutet darauf hin, daß sie zwar durchaus auch ein Bestandteil der Sprache derjenigen sein kann, die diese Texte verfaßt haben, daß sie aber zumindest in der schriftsprachlichen Form nicht umgesetzt wird.

2.1.3.5.2.3 Monophthongierung

Der für den fränkischen Dialekt kennzeichnende Monophthongierung des Diphthongs /ei/ wird am deutlichsten im Brief Balthasar Paumgartners jun. an seinen Vater (s. S. 110).

2.1.3.5.2.4 Rundung

Rundung zeigt sich in Gestalt der Entwicklung von /o/ aus mhd./a/ bzw. /â/. Diese Variante zeigt nicht nur dialektale Rundung, sondern setzt zeitliche gegen räumliche Übereinstimmung.

In den Mundarten, z.B. bairischen, ostfänkischen, md., wurden [a] [a:] mit nichtdistinktiver Lippenrundung gesprochen. [...] Im Nürnberger Schriftdialekt wird o für a besonders in Privattexten, z.B. in Dürers Briefen, oft geschrieben Die Nebenformen da(r) (räumlich) und do (zeitlich) sind in frühneuhochdeutschen Texten zusammengefallen. (Penzl, 1984, S. 57)

Gerade in den Texten des Hans Rosenplüt wird der Übergang zu dem von Penzl angesprochenen Zusammenfall deutlich; die räumliche und die zeitliche Übereinstimmung werden hier offenbar noch getrennt gesehen:

*Da gieng sie pald mit mir auf ain ort,
Do leert ich sie den neuen plapphart,
Da gab sie mir zu lon disen tapphart* (Arzt, Z. 84 ff.)

Das Zitat Penzls aus der Grammatik des Laurentius Albertus, in dem dieser auf die Wiedergabe des Lautes *a* eingeht, soll hier in voller Länge wiedergegeben werden, da die untersuchten Texte doch eine sehr unterschiedliche Wiedergabe dieses Lautes zeigen - und damit auf ein sehr unterschiedliches Verhältnis der Verfasser zum heimatlichen Dialekt hinweisen.

A idem est cum Latinis et Graecis. Franci tamen et Misnenses, a obscurum plerunque rotundo ore enunciant, qualiter apud Hebraeos vox Kametz exprimitur ay et ae. Sueui verò a subtile purum et clarum, et Hebraei suum pasah efferunt.
(Albertus, 1573, 1895, S. 23)

Auch in den Texten Jakob Ayrers findet sich die Wiedergabe der Rundung.

2.1.3.5.2.5 Entrundung

Entrundung zeigen die untersuchten Texte in den Varianten /e/ vs. /ö/, /ei/ vs. /eu/ und /i/ vs. /ü/

In den Fastnachtspielen finden sich entrundete Formen nur zu Beginn in reinen Reimen, in der Zeile selber werden wenige entrundete Formen erst von Hans Sachs eingesetzt. In den Texten von Jakob Ayser schließlich stehen entrundete Formen gerundeten im Reim gegenüber. In der Zeile selber werden keine entrundete Formen eingesetzt.

In den Einblattgedichten werden zunächst gerundete Formen, etwa *erschrocklich*, gebraucht. Später variieren entrundete und gerundete Formen: *erschrocklich* versus *schrecklich/ erschrecklich*. Diese beiden Formen treten auch nebeneinander in demselben Text auf.

In den Briefen finden sich entrundete Formen vor allem in den späten Briefen, die von Frauen verfaßt wurden. Vor allem am Briefwechsel des Ehepaares Paumgartner, in dem sich gleiche Wortformen direkt gegenüberstellen lassen, zeigt sich diese Varianz am eindrucklichsten. Es fällt jedoch auf, daß in den späteren Briefen der Magdalena gegenüber denen aus der Zeit der Verlobung die Entrundungen deutlich abnehmen. Es scheint also eine Anpassung der zunächst sehr direkt wiedergegebenen Sprache an eine wenn man so will «schriftsprachlichere» Form stattgefunden zu haben.

2.1.3.5.2.6 Senkung

Die Variante /o/ gegen /u/ ist ein Ausdruck für die Senkung dieses Lautes, wobei jedoch die Ursache näher bestimmt werden muß:

Wenn Text A *kumen* aufweist und der spätere, gleichdialektische Text B *komen*, braucht es sich nicht um einen Lautwandel von *u* zu *o* vor Nasal zu handeln; es könnte auch *kumen* in A eine Entlehnung aus einem *u*-Dialekt oder *komen* in B eine Entlehnung aus einem *o*-Dialekt sein. Das übrige einschlägige Material mit mhd *u* (*sumer, sus, gunnen, mugen*) muß zur Lösung der Frage beitragen, ob hier Prägraphie mit *u* oder Postgraphie mit *o* die relative Neuerung darstellt. (Penzl, 1984, S. 45)

Ein besonders eindruckliches Beispiel für eine z.T. unterschiedliche Wiedergabe dieser Varianten durch verschiedene Sprecher ist der Briefwechsel des Ehepaares Paumgartner: Magdalena schreibt etwa *-kunft, -ung*, ihr Mann Balthasar dagegen hat *-konfft, -ong*.

2.1.3.5.2.7 Zusammenfassung

Im Zusammenhang mit der phonematischen Varianz der untersuchten Texte ist aufzuzeigen, wo sich diachronische und dialektale Varianten finden, ob eine Verbindung zwischen diesen beiden besteht und ob sie in Verbindung zu bringen sind entweder mit der zeitlichen Entwicklung der Textsorten oder aber mit der sozialen Schicht oder dem Geschlecht des Verfassers bzw. der Verfasserin.

Eingegangen wurde bereits auf die für das Frühneuhochdeutsche charakteristische Varianz. Besteht darüber hinaus Übereinstimmung, oder lassen sich gravierende Unterschiede innerhalb einer Textsorte oder zwischen den Textsorten feststellen? Werden einzelne Phoneme unterschiedlich umgesetzt, was ist der Grund hierfür? Der Gebrauch bestimmter Grapheme kann zum Beispiel die Zuordnung eines Textes zu einer historischen Epoche ermöglichen. Auf einzelne Textsorten bezogen, wird die Orientierung der Autoren an einer eventuell vorhandenen Norm deutlich. Auch deshalb kann die Verbindung einer Textsorte zu einer bestimmten Schicht von Verfassern für die Interpretation des Befundes von Bedeutung sein. «Man kann annehmen, daß die Variationsbreite desto geringer war, je höher die (Schreib)Sprachebene eines Textes war. Ein weiteres Problem ist der Zusammenhang von Phonem- und Graphemsystem [...]» (Wolf, 1985, S. 1306).

Läßt sich im Fall der untersuchten Texte eine soziologisch zu begründende Variationsbreite ausmachen, oder wird sie (auch) durch eine Vorgabe für korrekte Orthographie bestimmt?

Dennoch wären noch weitaus umfassendere, das Textkorpus genügend repräsentierende Vorarbeiten notwendig, bevor daran gegangen werden könnte, einen vergleichbaren Überblick über alle relevanten Schreibungen des Fnhd. samt ihren jeweiligen Varianten zu geben. Das solcherart zu erstellende *Graphemsystem* des Fnhd. müßte nicht nur die chronologisch regional, sozial und textsortenspezifisch unterscheidbaren Schreibtraditionen, sondern auch die vorkommenden individuellen Schreibgepflogenheiten möglichst vollständig registrieren. (Philipp, 1980, S. 23)

Die Frage, ob bei bestimmten Texten/ Verfassern oder aber bei einer der untersuchten Textsorten eine besonders variantenreiche oder aber einheitliche Schreibung zu registrieren ist, ob sich also die These von Wolf bestätigt, daß die Varianten der einzelnen Grapheme «[S]owohl als ausdrucksseitiges als auch inhaltsseitiges Phänomen [zu sehen sind]. Zudem kommen nicht in jedem Text alle denkbaren Allographen vor, sondern hier dürften regionale und soziolektale Regularitäten die Auswahl beschränken.» (Wolf, 1985, S. 1307). Vor allem zwei Faktoren, Uneinheitlichkeit der Ausbildung (die letztlich wiederum eine soziale Komponente beinhaltet) und fehlende Normierung der Sprache in bezug auf die Orthographie, führen zu einer Varianz der Schreibung, die zum Teil einerseits einen Bezug zwischen Schrift und mündlicher Sprache nicht erkennen läßt. Andererseits wird aber auch - und das wird in besonderem Maße im Fall der Briefliteratur deutlich - gerade dadurch die Hemmung genommen, nach dem (eigenen) Gehör und der (eigenen) Sprache zu schreiben. So werden Zustand und Gebrauch beispielsweise eines gesprochenen Dialektes auch für den heutigen Leser anschaulich.

Betrachtet man die untersuchten Texte auf ihre diachronische bzw. dialektale Varianz hin, so lassen sich zunächst zwei Hauptthesen formulieren, die in der Folge näher differenziert werden soll.

Zum einen ist festzustellen, daß diachronische Varianten kaum auszumachen sind. Die bedeutet auch, daß die Autoren in ihren Texten den «moderneren» Sprachstand berücksichtigen. lediglich im Fall Balthasar Paumgartner wird eine ältere Form, der noch nicht diphthongierte Diminutiv, eingesetzt - vor allem wohl der poetischen Wirkung wegen, die in diesen Briefen durchaus auch beabsichtigt ist.

Was den Gebrauch von Dialekt anghet, so zeigt sich hier ein weitaus vielschichtigeres Bild. Es wird deutlich, daß durchaus auch ein niedrigerer Stand der Ausbildung, vor allem aber die Ortsver- und, im Fall der Frauen, -gebundenheit zu einer weitaus umfangreicheren Wiedergabe diealektaler Element führt.

Insgesamt kann nicht der Schluß gezogen werden, daß Dialektsprecher auch einer «konservativeren», das heißt älteren Sprachform verhaftet bleiben.

2.1.3.6 Ergebnisse

Im folgenden soll zusammenfassend dargestellt werden, in welchem Maße sich der Lautwert, das heißt letztlich: die Nähe oder Distanz zur gesprochenen Sprache auf der phonologischen Ebene, aus den untersuchten Texten bzw. Textsorten ablesen lassen.

Im Fall der Fastnachtspiele zeigt sich insgesamt eine authentische Wiedergabe des Lautwertes. Varianten sind vorhanden, und zwar, in geringerem Umfang, solche, die eine sprachgeschichtliche Entwicklung nachvollziehen lassen wie auch solche, die den Gebrauch von Dialekt beweisen. Direkt im Reim gegenübergestellt werden solche Varianten jedoch erst in den späteren Fastnachtspielen. Dies läßt den Schluß zu, daß man sich der gesprochenen Sprache annähert, nicht mehr um eines reinen Reimes willen eine bestimmte Form wählt.

Die Einblattdrucke zeigen naturgemäß die stärkste Orientierung an der Schreibsprache. Das kommt in den häufig gewählten Abkürzungen, an der ausgeführten Interpunktion wie auch an den wenigen Varianten. Es werden vor allem wenige Varianten wiedergegeben, die ein Schwanken zwischen dem Gebrauch von Dialekt und Hochsprache andeuten würden. Aufschlußreich ist, daß Varianten nicht innerhalb eines Textes eingesetzt werden, sondern daß die Texte untereinander variieren. Das zeigt, daß die individuelle Sprache bzw. Sprachwiedergabe der einzelnen Drucker durchaus einen Einfluß auf die Gestaltung der Texte hatte.

In den Briefen zeigt sich insgesamt der unterschiedlichste Umgang mit der schriftlichen Wiedergabe des Lautwertes mündlicher gesprochener Sprache. Zeigen sich in der ersten Phase des Untersuchungszeitraumes nur geringe Unterschiede zwischen den Briefen der unterschiedlichen Verfasser, so zeigen die späten Beispiele der Briefliteratur die größte Differenz, die sich besonders an denselben unterschiedlich wiedergegebenen Wortformen nachweisen läßt. Charakteristisch für die Briefe Albrecht Dürers ist der Unterschied zwischen den Briefen an die verschiedenen Adressaten, also den eher privaten an seinen Freund Pirckheimer und den vorwiegend geschäftlichen an Jakob Heller und den Rat der Stadt Nürnberg. Was die unterschiedliche Lautwiedergabe in den Briefen an Paulus Behaim angeht, so erweisen sich Unterschiede in den Briefen von Männern und Frauen, weniger solche zwischen den Briefen von jüngeren und älteren Personen als charakteristisch. Dieser Unterschied manifestiert sich, wenn man den Briefwechsel des Ehepaars Paumgartner untersucht. Daß die Briefe über einen längeren Zeitraum hinweg versammelt sind und daß sie von jeweils einer einzigen Person verfaßt sind, macht diese Unterschiede umso deutlicher. Wo man sich, wie Balthasar Paumgartner, zu sehr an der geschriebenen Sprache orientiert, fehlt teilweise der Zusammenhang zwischen dem Lautwert und seiner schriftlichen Wiedergabe vollständig. So etwa im Fall von *hunderttausend*.

2.1.3.7 Phonotaktische Erscheinungen

Die Untersuchung phonotaktischer Einschübe bewegt sich in dem Grenzgebiet von Schreibsprache und gesprochener Sprache.

Die phonotaktischen Wandlungen sind am leichtesten durch die Schreibung zu erkennen, weil hier nie eine Änderung des Phoneminventars vorliegt, also Schriftzeichen stets verfügbar waren. Einschübe von *p b t* wie in *nimpt, frembde, meinetwegen, allenthalben*,

Hinzufügungen wie in *niemand, jemand, selbst* u. dgl. können graphisch («graphotaktisch») leicht bezeichnet werden. (Penzl, 1984, S. 47)

Der phonotaktische Einschub eines /b/ oder /p/ ist zunächst zu unterscheiden von dem Wandel mb - m. Die untersuchten Texte zeigen sowohl diesen in der Orthographie des Frühneuhochdeutschen erhaltenen Wandel wie auch den «bloß phonotaktischen Einschub eines labialen Verschlußlauts (p oder b) zwischen m und Zahnlauten, besonders vor /t/ ...» (Penzl, 1984, S. 67). Eingegangen werden soll im folgenden auf diese eben genannte Erscheinung.

Bei phonotaktischen Wandlungen handele es sich, wie Penzl weiter unten ausführt, «zum einen durch den Kontakt, die Gruppierung verursachten, oft nur sporadisch, d. h. nicht im ganzen einschlägigen Material durchgeführten Wandel, den ich von anderen, phonematischen Lautwandlungen als *phonotaktisch* unterscheide.» (ebda., S. 67)

Im Zusammenhang mit den phonotaktischen Einschüben ist auch der Sproßvokal zu behandeln. Untersucht man das Auftreten von Sproßvokalen, so ist vor allem eine Untersuchung der Prosatexte aufschlußreich, um auf einen allgemeinen Gebrauch zu schliessen.

An dieser Stelle ist auch die Assimilation als phonotaktische Erscheinung zu behandeln.

Assimilation ist die Umwandlung eines Lautes zu einem anderen Laut durch den Einfluß von Lauten der Umgebung. [...] Assimilation als lautliche Angleichung tritt je nach Sprechsituation, -absicht, -tempo vermindert oder verstärkt auf und ist eines der wichtigsten Kriterien zur Unterscheidung der Standardsprache von Umgangssprache und Dialekt. [...] Während die Auswirkungen von Assimilation als Lautersatz, Lautschwund und Kontraktion beobachtbar sind, können über die Ursachen der Assimilation keine eindeutigen Aussagen gemacht werden. Weitgehend spekulativ bleiben Hinweise auf das unbeußte Streben nach artikulatorischer Kraftersparnis, nach Ausspracheerleichterung als Ursache für Assimilation. (Guentherodt, 1983, S. 1139)

Wie wird die Frage, ob phonotaktische Elemente eine rein graphematische oder eine an der mündlichen Sprache orientierte Form darstellen, von den zeitgenössischen Grammatiken behandelt? Albertus äußert sich zu phonotaktischen Erscheinungen. So wird etwa, wie er schreibt, aus Gründen der «euphonia» der Laut /p/ in dem Wort «empfangen» eingefügt und gleicht die am Ende der ersten bzw. am Anfang der zweiten Silbe auftretenden Laute einander an: «litera p mutat n in m, componitur enim es syllaba en/vnd fangen: accedit autem p euphoniae gratia, [...] Si duae ex his concurrunt, prior acuitur [...]» (Albertus, 1573, 1895, S. 45)

2.1.3.7.1 Das Fastnachtspiel

Die ersten Fastnachtspiele zeigen keinen phonotaktischen Einschub. So wird etwa die Form *mynsten* gebraucht.

Bei Hans Sachs liest man etwa in den Regieanweisungen *kombt* oder *kumbt*, eine Form, die auch im Sprechtext erscheint:

Wie wirt mein Weyb nur schreien: Waffen!
Wens kumbt [...] (Kalb, Z. 58 f.)

Aber auch die Formen *verdampft*, *erflampt*, *scharpff*, *scharpfflistig*, *zusambrechen* oder *umbzug* zeigen phonotaktischen Einschub.

Auch in den Texten von Jakob Ayrer findet sich diese sprachliche Erscheinung, so etwa in *frembte*, *Ambt*, *umbzeich*, *umb drehn*, *vmbsunst*.

2.1.3.7.2 Die Einblattdrucke

In den Einblattdrucke findet sich in einigen Fällen phonotaktischer Einschub von /b/ bzw. /p/. Beispiele hierfür sind *sampt* (E2), ebenso in E 3, *kombt*, *zimbllich* (E 4) sowie *ymbfangen* in E 5.

2.1.3.7.3. Die Briefe

Auch in den Briefen werden phonotaktische Einschübe wiedergegeben.

Beispiele hierfür in den ersten Briefen sind *züsampt*, *mitsampt*.

Eines der wenigen Beispiele in den Briefe Albrecht Dürers bietet *verseumblich*.

Im Briefwechsel des Ehepaars Paumgartner zeigt sich, daß beide Eheleute phonotaktische Einschübe wiedergeben. So schreibt etwa Magdalena *frempter*, *kumpst*, *geriempt*, *sampt*, Balthasar hat *sambt*, *heimbkommen*.

Deutlich wird aus

2.1.3.7.4 Zusammenfassung

In den Fastnachtspielen treten phonotaktische Einschübe sowohl im gesprochenen Text als auch in den Regieanweisungen auf - was dagegen spricht, daß sie rein an einer Erleichterung der Aussprache orientiert sind. Es läßt sich auch, was die Autoren angeht, kein Unterschied in der Verwendung ausmachen. Das heißt zum einen, daß diese Form eine allgemein gültige war, zum anderen jedoch nicht auf Orthographie einerseits oder gesprochene Sprache andererseits einzuschränken ist.

Es finden sich, vor allem in den späteren untersuchten Einblattdrucke, phonotaktische Einschübe von /p/, aber praktisch keine phonotaktischen Wandlungen.

Die Briefe zeigen phonotaktische Einschübe wie auch phonotaktische Wandlungen. Obwohl phonotaktische Elemente also im Untersuchungszeitraum nicht eindeutig der gesprochenen Sprache zuzuordnen, sondern auch in den gedruckten Texten zu finden sind, werden sie doch in enger Verbindung zur gesprochenen Sprache gesehen. Dies beweisen auch die Äußerungen der Grammatiker.

Die Verbreitung der phonotaktischen Wandlungen ist insgesamt offensichtlich weder zeitlich noch auf bestimmte Textsorten beschränkt und damit auch nicht auf bestimmte Schichten von Verfassern zu beziehen.

2.1.3.8 Der Sproßvokal

Sproßvokale können als silbenbildendes Element vor Konsonanten eingefügt werden. Besonders im Fall der Fastnachtspiele liegt also die Vermutung nahe, daß sie eventuell lediglich zur Vervollständigung eines Verses eingesetzt werden.

Über ihren Einsatz in den Fastnachtspielen hinaus treten Sproßvokale vor allem in einer an der «Standard»form orientierten Sprache auf, das heißt in den Einblattdrucke und in den früheren Briefen bis etwa zur Mitte des Untersuchungszeitraumes. Geht man im letzteren Fall davon aus, daß die Verfasser zum größten Teil einer gehobenen sozialen Schicht entstammten und mit Angehörigen einer höheren sozialen Schicht kommunizierten, so läßt dies an dieser Stelle auch auf eine Orientierung an einer gehobenen (Schreib)Sprache schließen.

2.1.4 Ergebnisse

Eine Klärung der Methodik stand am Beginn des vorangegangenen Teils der Untersuchung. Bei der Untersuchung der Texte an sich war auf zwei Aspekte ein besonderes Augenmerk zu legen: Zunächst war, unter Berücksichtigung des sozialen Aspektes, die orthographische Gestaltung der untersuchten Texte zu klären. Hier standen rein graphematische Varianten - ohne Berücksichtigung ihres Lautwertes -, eine eventuell fehlerhaft-

te Schreibung und, zur Abrundung der rein graphematischen Betrachtung der Texte, die Bedeutung des Schriftbildes im Mittelpunkt.

In einem zweiten Schritt war aufzuzeigen, in welchem Maße bei der schriftlichen Fixierung eines gesprochenen oder auch für eine mündliche Verbreitung gedachten Textes der Verfasser sich an einer beispielsweise durch eine Grammatik festgelegten Norm orientiert, oder ob er die gesprochene Sprache direkt umsetzt, auch um den Preis einer eventuell fehlerhaften Schreibung. Wie eng ist also die nachgewiesenermaßen unterschiedliche Verbindung zwischen Graphem und Phonem? Eine Darstellung der wichtigsten lautlichen Entwicklungen und Gegebenheiten ermöglichte eine Einordnung zunächst der in den Reimen eingeführten Varianten, dann aber auch der in den anderen ausgewählten Texten wiedergegebenen Formen.

2.1.4.1 Zur Graphematik und Orthographie der untersuchten Texte

Eine graphematische Untersuchung der ausgewählten Texte zeigt eine relativ reichhaltige Varianz der Schreibung. Dabei stehen solche mit rein schriftsprachlichem Charakter solchen gegenüber, die einen lautlichen Unterschied, z.B. bei Dialektgebrauch, ausdrücken. Einige Varianten haben also ihre Ursache in der sprachlichen Umbruchszeit oder sind durch die Position des Graphems innerhalb des Worts bestimmt.

Was die korrekte Orthographie angeht, so erweist sich die Qualität der Ausbildung als maßgeblicher Faktor, und zwar in noch höherem Maße bei den männlichen wie bei den weiblichen Autoren. So machen etwa zum Ende des Untersuchungszeitraumes in erster Linie die Frauen Fehler in der Rechtschreibung beim Verfassen ihrer Briefe. Zu Beginn des Untersuchungszeitraumes schrieben dagegen überhaupt nur solche Frauen Briefe, die eine gehobene Ausbildung genossen hatten. Dies mag der Grund dafür sein, daß sich in dem Briefbeispiel aus dieser Zeit keine Fehler finden.

Das Thema Schönschrift dagegen ist für alle Briefautorinnen und -autoren, ob ganz jung oder bereits erwachsen, von Bedeutung, wo man sich nicht auf «offizieller Ebene» bewegte und daher von vornherein auf eine möglichst ansehnliche Gestaltung des Schreiben achtete.

2.1.4.2 Zur Phonematik der untersuchten Texte

Zu betrachten sind zwei Aspekte der Lautgestalt eines Wortes, die Lautqualität wie auch die Lautquantität. Daß es Möglichkeiten gab, beide Aspekte bei der schriftlichen Wiedergabe darzustellen, und daß sie sehr wohl von Bedeutung waren, zeigen die Angaben der Grammatik des Laurentius Albertus. Ein sinnvoller Weg führte über die Analyse der Reime der Fastnachtspiele. Ihre Reinheit zu untersuchen und die auftretenden Varianten zu untersuchen, war der erste Schritt in diesem Teil der Untersuchung. In einem zweiten Schritt sollten die Beobachtungen auf die anderen Texte übertragen werden: Finden sich auch hier Varianten von der Gestalt, wie sie in den Reimen der Fastnachtspiele auftreten? Sofern keine Varianten auftreten, ist die wiedergegebene Form unter dem Aspekt der Sprachgeschichte wie auch der Dialektologie einzuordnen.

Was die Fastnachtspiele angeht, so werden in den Hans Rosenplüt zugeschriebenen Texten in den Reimen in der Regel keine lautlichen Varianten wiedergegeben. Bei Hans Sachs finden sich nicht viele wiedergegebene lautliche Varianten. Es werden Kontraktionen zur Bildung von Reimen eingesetzt. Bei Jakob Ayrer finden sich sowohl lautliche Varianten wie auch Kontraktionen - genauer Assimilationen - zur Bildung von Reimen. Zu schließen ist aus diesem Ergebnis, daß eine Nähe zur gesprochenen Sprache dort vorliegt, wo keine Varianten wiedergegeben werden. Bei der Aussprache selbst wurde anscheinend kein Unterschied deutlich, sonst wäre eine Verbindung in einem Reim nicht möglich gewesen. Der Unterschied liegt also offenbar in der schriftlichen Wiedergabe.

Vielfach läßt sich der Gebrauch von Varianten auch unter soziologischem Aspekt interpretieren: Gerade z. B. daß nahezu ausschließlich - bis auf wenige Ausnahmen - Frauen an Stelle des <w> verwenden, zeigt daß der Gebrauch von Varianten nicht nur individuell erfolgt, also als Stilmittel eines einzelnen Autors zu werten ist.

2.1.4.3 Die Graphemik als Mittel zur Umsetzung der Aussprache in den untersuchten Texten

In diesem Teil der Untersuchung war darzustellen, in welchem Maße die schriftliche Umsetzung von mündlicher Sprache durch die Erscheinungen bestimmt ist, die die natürliche gesprochene Sprache einer bestimmten Epoche und eines bestimmten Gebietes prägen. Um die behandelten Erscheinungen richtig einordnen zu können, war es nötig, zur Orientierung zunächst auf die Darstellung der schriftlichen Sprache in der Grammatik des Laurentius Albertus einzugehen. So wurde ersichtlich, welche Gestalt bzw. welcher Lautwert eines bestimmten Graphems für den Untersuchungszeitraum als korrekt angesehen wurde und wo andererseits Abweichungen von dieser Norm registriert und gegebenenfalls auch gewertet wurden. Welche Aussagekraft haben die Varianten in den Reimen?

Die Fastnachtspiele zeigen insgesamt durchaus Elemente, die auf der lautlichen Ebene eine Einordnung nach Zeit und Ort zulassen. Dies ist nicht erstaunlich, waren sie doch am Ort für öffentliche Veranstaltungen verfaßt. Bei aller Verbundenheit mit den äußeren Umständen ist jedoch auf der lautlichen Ebene keine sozial motivierte Differenzierung erkennbar.

Im Fall der Briefe wird am deutlichsten ersichtlich, wie sehr eine Umsetzung gesprochener Sprache von der Persönlichkeit der VerfasserInnen, von ihrer Ausbildung, nicht zuletzt aber auch von dem Bemühen um eine korrekte äußerer Form des Schreibens abhängt. Vor allem diejenigen Briefe, die einen mündlichen Dialog mit nahestehenden Personen fortsetzen - oder ersetzen müssen -, setzen gesprochene Sprache sehr direkt um. Und dies in umso größerem Maße, je ortsverbundener die Verfasser leben, je weniger sie also veranlaßt sind, mit anderen, auswärts lebenden und arbeitenden Personen zu kommunizieren. Auch die Einblattdrucke zeigen solche Elemente in ihrer Sprache - mehr, als man bei einer angestrebten weiten Verbreitung, innerhalb der Gesellschaft und regional, erwarten möchte. Trotzdem richten sie sich in ihrer Graphematik, auch was die rein schriftsprachlichen Zeichen angeht, sehr an der Schreibung und weniger an der Aussprache.

Die zweite, entgegengesetzte Blickrichtung ist die des heutigen Lesers auf die überlieferten Texte. Ist es möglich, aus ihnen nicht nur den Gebrauch eines bestimmten Wortschatzes, sondern auch die lautliche Gestalt der Wörter abzulesen? An dieser Stelle sind die Untersuchungsergebnisse der drei Textsorten gegenüberzustellen. Denn es zeigt sich, daß in doch unterschiedlichem Maße eine Parallele zur Wiedergabe gesprochener Laute gesucht wird. Wichtig ist auch eine Beobachtung, ob dies etwa zu einer bestimmten Zeit in verstärktem Maße der Fall ist.

Was die Fastnachtspiele angeht, so ist, wie bereits ausgeführt wurde, eine soziolinguistische Interpretation der Untersuchungsergebnisse nicht möglich. Weder am Beispiel der Reime noch im Verlauf des Textes werden Personen/ Figuren mit Hilfe eines bestimmten Lautbestandes, der beispielsweise einen unterschiedlichen Gebrauch von Dialekt erkennen läßt, charakterisiert. Wohl aber zeigen vor allem die Reime das Phoneminventar auf, das sich dann auch in den Briefen wiederfindet, in den Einblattdrucke jedoch nicht.

Die Einblattdrucke nehmen in diesem Zusammenhang eine besondere Position ein: Produziert von einer gehobenen Mittelschicht mit solider Ausbildung und doch recht hohem Ansehen, können sie doch ihre regionale Herkunft nicht verleugnen. Wiewohl es um die

möglichst weitreichende Verbreitung allgemein gültiger Ideen geht, ist doch aus einigen graphematischen bzw. lautlichen Elementen ersichtlich, wo die Drucke ihren Ursprung haben. Wie lassen sich die in den Einblattdrucken wiedergegebenen Erscheinungen deuten?

Zunächst ist wichtig, daß Varianten auftreten. Sie lassen sich eher mit der sprachgeschichtlichen Situation als mit dem Gebrauch von Dialekt erklären. Auch läßt sich erkennen, daß die der gesprochenen Sprache nahestehenden Erscheinungen nicht zahlreich wiedergegeben werden. Daraus läßt sich folgern, daß man sich zwar sehr wohl bei der Auswahl der Bilder und Zitate, auf die weiter unten einzugehen sein wird, bei der Darstellung der Ideenwelt auf die Leser und Hörer einstellte, aber sich dabei doch einer an der Schrift orientierten Sprache bediente.

In den Briefen, vor allem in den späteren, ist die soziale Herkunft des Verfassers recht deutlich zu erkennen, vor allem in der direkten Umsetzung der Lautgestalt der Wörter oder einer Orientierung an einer bestehenden Norm der Rechtschreibung.

Was die Differenz zwischen Schreibung und der direkten Wiedergabe gesprochener Sprache insgesamt angeht, so ist sie in den Einblattdrucken am größten, in den späten Privatbriefen am geringsten. Die Texte der Fastnachtspiele zeigen eine Entwicklung nicht nur der Form an sich, sondern auch in bezug auf die Wiedergabe der Sprache und eine individuellere Gestaltung der Figuren. Es treten jedoch in den Briefen Elemente auf, die in den Fastnachtspielen nicht erscheinen, die auch bloß von einer bestimmten Schicht wiedergegeben werden. Das bedeutet offensichtlich, daß die Fastnachtspiele sehr wohl an der (Sprech)Sprache der Zeit und des Ortes orientiert sind, aber speziell auf der lautlichen Ebene die Sprache einer zumindest gehobenen Mittelschicht zeigen.

Was die phonotaktischen Elemente angeht, so zeigt sich hier vor allem in den Briefen eine Nähe zur gesprochenen Sprache, wiewohl alle drei Textsorten in unterschiedlicher Weise phonotaktische Einschübe bzw. Wandlungen wiedergeben.

2.2 Morphologie und Wortbildung

Eine Untersuchung der Morpheme als kleinste bedeutungstragende Einheit gibt Aufschluß über die Möglichkeiten der Wortbildung und ihre Anwendung durch die Sprecher und ermöglicht ebenso eine Analyse und Beschreibung der Flexion wie auch grammatischer Kategorien. Eine historisch ausgerichtete Untersuchung kann sich dabei z.B. auf die Analyse eventuell unterschiedlich gebildeter, aber inhaltlich gleichbedeutender Formen stützen.

Gerade am Beispiel der zeitgenössischen Grammatiken wird die Unsicherheit im Umgang mit Silben und Morphemen deutlich. Beide Elemente werden offensichtlich als Bestandteile von Worten erkannt, die auch bei der Trennung eines Wortes und nicht nur für die Bedeutungsanalyse zu beachten sind. Allerdings müssen auch, so Valentin Ickelsamer, phonologische Aspekte berücksichtigt werden. So lautet beispielsweise die siebte seiner Regeln «darauß auch/ was recht bûchstaben/ für ain nutz hab/ gemerckt mag werden»:

In den wo^rtern dingen/ trincken/ vnd andern/ da das/ ng vnd / nk/ in diser stymm stehn/ sollen sy allweg zûsamen in ain silben genommen werden/ dann sy haben da ainen mangel dauonn oben auß dem Cellio gesagt/ darumb sy nit getaylt mo^egen werden/ also din gen/ trin ken/ Vnd wiewol es auch also getaylt/ harte ende/ vnd widerumb harte anfang von den Vocalen in den andern silben gibt/ also ding en/ trinck en Wais ich doch nit/ ob mans also Bûchstaben mo^echt di ngen/ tri nken. (Ickelsamer, 1537, 1895, S. 145)

Laurentius Albertus behandelt in seiner Grammatik im Kapitel über die «Etymologia» akribisch die einzelnen Wortarten und ihre Flexion. Mit diesem Begriff von Etymologie bringt er also ein gänzlich anderes Verständnis von der Herkunft des Wortschatzes und den grammatischen Formen zum Ausdruck als das moderne:

Sic quoque Etymologia, de qua nunc agemus, per gradus, per genera, casus, tempora et modos, variè flectit deducit et dirigit vocabula, atque alterum alteri ita accomodat, ut tandem per Syntaxin quasi architectum, ordine decenter et artificiosè sibi inuicem coaptentur et construantur.

Requirat autem etymologia octo orationis partes à Graecis mutuatas, et sunt: Articulus, Nomen, Pronomen, Verbum, Aduerbium, Participium, Coniunctio, Praepositio.

(Albertus, 1573, 1895, S. 46)

Was den Bereich der Wortbildung angeht, so sind neben der Komposition von Worten die Derivation und der Wortartenwechsel das augenfälligste Zeichen für einen spezifischen Umgang der Sprecher mit ihrer Sprache.

Die folgende Darstellung wird sich auf diese Aspekte der Morphologie und Wortbildung beschränken, die im Zusammenhang dieser Untersuchung von Bedeutung sind. Zum einen sollen die gegebenen Möglichkeiten bzw. Varianten aufgezeigt, zum anderen aber auch Unterschiede bei ihrer Auswahl durch den jeweiligen Sprecher - oder eine Sprecherschicht - deutlich gemacht werden.

2.2.1 Morphologie

Welche Morpheme als kleinste bedeutungstragende Einheiten stehen einer Sprache - oder während einer bestimmten Entwicklungsstufe einer Sprache - zur Verfügung, um einen bestimmten Zweck, beispielsweise die Flexion eines Verbs, zu erreichen? Wo wird eventuell mit unterschiedlichen Mitteln dasselbe Ziel erreicht? Erst die Beantwortung dieser zweiten Frage macht eine Interpretation auch auf der soziolinguistischen Ebene möglich. Unterschiedliche Schreibungen sollen in diesem Zusammenhang keine Beachtung finden, da sie ja die Verwendung eines bestimmten Morphems an sich nicht beeinflussen.

2.2.1.1 Der unbestimmte Artikel *ein*

Laurentius Albertus macht einen Unterschied zwischen dem (unbestimmten) Artikel *ein*, der nicht flektiert wird und dem Zahlwort *einer, eine, eines*, das flektiert wird.

Ein/ est similiter adiectiuus. Omnis generis: Et conuenit cum greco articulo grauitono τῆς, *quidam uel aliquis*, de incerto vagoque indiuiduo loquens [...]

(Albertus, 1573, 1895, S. 47)

Diese Form wird durchgängig in den untersuchten Texten gewählt. Es läßt sich also keine Entwicklung hin zu eine flektierten Form des unbestimmten Artikels erkennen. Speziell in den Fastnachtspielen läßt jedoch nicht mit letzter Sicherheit sagen, wo es sich in der unflektierten Form eventuell um eine kontrahierte handelt.

2.2.1.2 Die Kasusbildung des Adjektivs

An dieser Stelle ist das Nullmorphem im Nominativ und Akkusativ Singular bei der Flexion des Adjektivs zu nennen, das sich in allen untersuchten Textsorten, also auch in den offiziellen Einblattgedichten, findet.

[...] So ist auch das hadrianopolitanisch *thor / vnnd ain grosser tail der Mawrn eingefallen/ [...]* (E 2)

Dies deutet darauf hin, daß hier nicht unbedingt von einer der gesprochenen Sprache zuzurechnenden Form gesprochen werden kann, sondern daß sie durchaus eine Alternative zur flektierten Form darstellte, die auch von Albertus in seiner Grammatik genannt wird (Albertus, 1573, 1895, S. 76)

Einen Unterschied zur neuhochdeutschen Kasusbildung des Adjektivs stellt die Flexionsendung *-es* im Genitiv Singular dar. So ist etwa *den vera^echtern Go^tlichs worts* (E 2) möglich.

2.2.1.2 Das Substantiv

Ein zentraler Aspekt der frühneuhochdeutschen Morphologie ist die Bildung des Plurals ohne Flexionsmorphem: «In frühnhd. Schriftdialekten ist endungsloser Plural wegen des *e*-Schwunds, der Apokope, nicht auf Neutra oder die nhd. Endsilbenregel beschränkt.» (Penzl, 1984, S. 98) Der endungslose Plural findet sich durchgängig in den untersuchten Texten.

2.2.1.3 Namen und Fremdwörter

Die Fremdwörter werden nicht der deutschen Flexionsmorphologie angepaßt. Dies gilt etwa für das frühe Fastnachtspiel:

Hie ist ain mayster in medicinis
Und kan die kunst des mayster Pliinis
Und des hohen maysters kunst originis
Und ku^mpft auß der hohen schul Athenis. (Arzt, Z. 3 ff.)

Ebenso finden sich Einblattdruck mit seinem religiösen und wissenschaftlichen Wortschatz Beispiele für eine Flexion in der fremden Sprache. So etwa *vnd in diesem ainigen Christo* (E 3), *viel Ecclipses* (E4). Deutlich wird im Vergleich zur Briefliteratur, daß vor allem beim Gebrauch alter Sprachen die fremdsprachige Flexion beibehalten wird.

2.2.1.5 Das Verb

2.2.1.5.1 Bildung des Partizips Perfekt

«Neben Partizipbildungen mit *ge*-(*e*)*t* [...] beim schwachen und *ge*-*en* [...] beim starken Verb finden wir frühnhd. noch Formen ohne *ge*-, wie sie auch das Mhd. bei «perfektiven» [...] Verben kannte.» (Penzl, 1984, S. 113). Dies deutet an, daß eine Sprachvarietät, die das Partizip Perfekt ohne das Flexionsmorphem *ge*- bildet, noch am Mittelhochdeutschen orientiert ist.

Hauptsächlich die Briefe Albrecht Dürers zeigen viele solcher Formen, sonst treten sie in den untersuchten Texten kaum auf.

2.2.1.5.2 Der Imperativ des Hilfsverb *sein*

Eine Besonderheit innerhalb der untersuchten Texte bildet der im Briefwechsel zwischen Magdalena und Balthasar Paumgartner zu registrierende Unterschied bei der Bildung des Imperativs des Hilfsverbs *sein*. Magdalena bildet *sey* oder *seye* oder aber *wollest sein*. Balthasar dagegen verwendet vor allem die Form *piß*, nur ganz selten die Form *sey*. Die erste von Balthasar gebrauchte Variante wird auch von Albertus als die richtige vermerkt.

2.2.1.6 Kontrahierte Formen im Gegensatz zu vollständigen Formen

Mit dem Begriff Kontraktion sollen in der Folge alle Erscheinungen bezeichnet werden, die zu einer Verkürzung eines Wortes führen. Die Kontraktion ist

eine Erscheinung im morphophonematischen Bereich, bei der Sprachlaute - selbst über dazwischenliegende konsonantische Elemente hinweg - mit folgenden oder vorausgehenden Selbstlauten, mit denen sie durch Stimmführung verbunden sind, zu einer grösseren Ausspracheeinheit zusammengezogen werden. [...] Die Kontraktion ist ihrer Natur nach besonders in gesprochener Sprache anzutreffen und stark von Sprachtempo und Formalisierungsgrad der Äußerung abhängig. Die bereits im Mittelhochdeutschen im Schriftbild faßbare Kontraktion wurde in der Schriftsprache zum Neuhochdeutschen hin meist aus Systemzwang, oder um Verwechslung infolge verringerter Deutlichkeit zu vermeiden, wieder rückgängig gemacht. (Rein, 1983, S. 1147f.)

Albertus behandelt die Kontraktionen im Zusammenhang mit den Redefiguren:

Interdum autem orationis numerus, cum ligatae tum illigatae postulat, ut vocabula non tantum regulariter et perfecte pronunciat. [...] Non omnes autem dictionis figuras Grae-

corum, sed aliquas tantummodo in vsu habemus, ut sunt: Syncope è medio literam vel syllabam tollens. Apokope que est finis abscissio. Paragoge accessio quèdam superflua ad finem. Metathesis, literas transponens, huius figuræ exempla in characteristicis verborum diphthongo *ei*, saepè contingunt, als ich schreib *scribo*: in imperfecto, ich schrib *scribebam*: (Albertus, 1573, 1895, S. 42f.)

Dies zeigt, daß diese Art der sprachlichen Gestaltung eindeutig der gesprochenen Sprache zugerechnet, aber nicht mit einer bestimmten sozialen Schicht oder mit einem bestimmten Dialekt in Verbindung gebracht wird. Obwohl also speziell im Fastnachtspiel auch ihre phonetische Qualität genutzt wird, sollen die verschiedenen Formen der Kontraktionen im Zusammenhang mit der Morphologie behandelt werden.

Welche Formen der Kontraktion in den untersuchten Texten auftreten und wie ihr Einsatz zu deuten ist, soll im folgenden untersucht werden. Rührt ein eventuell differierender Gebrauch in den untersuchten Texten von einer sprachlichen Entwicklung her oder kontrastiert «standard»sprachlicher mit dialektalem Gebrauch?

Zu nennen sind zunächst Apokope und Synkope, also der Wegfall von /e/ am Ende eines Wortes bzw. zwischen Konsonanten. An dieser Stelle sind auch die verkürzten Verbformen zu behandeln.

Aber auch Proklise und Enklise führen zur Anlehnung eines schwach betonten Wortes an das vorangehende bzw. folgende Wort bei gleichzeitiger phonetischer Abschwächung des angefügten Wortes.

In den Fastnachtspielen werden Kontraktionen, vor allem Synkopen, aber auch Apokopen zur Bildung von Reimen eingesetzt. Es werden Enklisen, aber keine proklitischen Formen wiedergegeben.

Die Briefe, vor allem die späteren, zeigen in der Lautwiedergabe eine immer stärkere Orientierung an der gesprochenen Sprache, was jedoch nicht für den Bereich der Kontraktion zu gelten scheint. Vor allem die Form der Enklise wird gewählt. Vor allem das Fehlen vor allem von Synkopen deutet darauf hin, daß man tendenziell in den Briefen die ausgeschriebene Form beispielsweise eines Verbs bevorzugte. Trotzdem stellt die Wiedergabe von Apokopen, etwa [*ich*] *hab*, eine Nähe zur gesprochenen Sprache her.

In den Einblattgedichten, die sich eher in der Thematik und den Bildern als auf der lautlichen Ebene an der gesprochenen Sprache orientieren, finden sich insgesamt weniger Kontraktionen, die vollständigen Formen werden vor allem in diesen Texten wiedergegeben. Auch das Gegenteil kann der Fall sein: Vor allem an dieser Stelle kommt das Phänomen des Sproßvokals zum Tragen - ein silbenbildender eingefügter e-Laut. In den Fastnachtspielen wird er aufgrund dieser Eigenschaft zur Einhaltung des Versmaßes eingesetzt, doch vergleicht man diese beiden Textsorten mit der Briefliteratur, so tritt der Sproßvokal dort kaum auf. Es zeigt sich also, daß in diesem Punkt eine geringere Nähe der Einblattgedichte zur gesprochenen Sprache nachzuweisen ist.

Insgesamt läßt sich feststellen, daß die Fastnachtspiele in diesem Punkt der gesprochenen Sprache am nächsten stehen: Sie zeigen, bis auf proklitische Formen, alle der angesprochenen Formen der Kontraktion.

2.2.2 Wortbildung

Vor allem auf der Ebene der Wortbildung wird letztlich die Kreativität der Sprecher beim Umgang mit den Möglichkeiten der Kombination und Derivation des vorhandenen Wortmaterials deutlich. An dieser Stelle soll diese sprachliche Ebene jedoch nicht unter semantischem Blickwinkel betrachtet werden. Lediglich im Zusammenhang mit der Getrennt- bzw. Zusammenschreibung von Komposita ist dieser Aspekt von Bedeutung, jedoch vor allem im Hinblick auf die Betrachtung von kombinierten Wörtern generell.

2.2.2.1 Derivation

Im folgenden sollen die Varianten behandelt werden, die eine eindeutige Zuordnung der Sprecher entweder zum untersuchten Dialektgebiet oder aber zu Umgangssprache oder Hochsprache ermöglichen. Es werden also nicht die generellen Möglichkeiten der Ableitung behandelt.

2.2.2.1.1 Affixierung

2.2.2.1.1.1 Substantive

In bezug auf die Fragestellung der Untersuchung ist in diesem Zusammenhang die Variation des Morphems *-nus* gegen *-nis* aussagefähig, die in der Folge behandelt werden soll.

Die schon ahd. Variation des Suffixes *-nis / -nus / -nu^es* ergibt frühhd. dialektische «Kennformen» (Götze 1905). Der ostfränkische Ackermann hat *gedechtnus* (22. Kapitel), der Niederalemanne Brant (§76) *a^ergernisz* (Kap. 49), der Niederdeutsche Schottel (1663, S. 375f.) *-niß*. Aber *-nus* ist nicht nur oberdeutsch im 16. Jh., auch wmd., omd. neben *-nis* häufig. (Penzl 1984, S. 150)

Albertus gibt in seiner Grammatik beide Varianten an:

Verbalia derivantur à verbis et eorum participijs. Sunt autem substantiuorum terminationes:

[...]

7. Us/ als *gedechtnus/* oder *gedechtniß/* ich *gedenck memoro*. Vermachtniss *legatum*. ich vermach *lego, dono*. (Albertus, 1573, 1895, S. 73)

Die Verwendung in den untersuchten Texten zeigt, daß dasselbe Mittel gewählt wird, die spezielle Form aber eine Zuordnung zu einem bestimmten Sprachgebiet ermöglicht:

die beiden Karten [Verbreitung des Suffixes *-nis* bzw. *-nus* am Beispiel der Worte *verdampnúst* und *gelúchnús*, Anm. DM] heben mit nur unbedeutenden Abweichungen jeweils zwei Großlandschaften hervor: *-nis* als mitteldeutsche, niederdeutsche, niederfränkische und oberrheinische Form, *-nus* (*-nús*) im Ostalem., Bairischen und Ostfränkischen. (Besch, 1967, S.125)

Die durchgängige Verwendung des Suffixes *-nus* weist darauf hin, daß auch eine häufige oder längere Abwesenheit von der gewohnten Umgebung nicht zu einem veränderten Gebrauch führte, wiewohl offenbar beide Varianten bekannt und, wenn auch in unterschiedlichen Regionen, gebräuchlich waren.

Dieser These soll ein Hinweis auf die Verwendung dieses Morphems bei Albrecht Dürer im handschriftlichen Nachlaß bzw. in den Drucken erfolgen.

Aus der Übersicht geht hervor, daß *-nus* sowohl im handschriftlichen Nachlaß als auch in den Druckschriften die Leitform darstellt (89 Belege = 95,70%) Die Varianten *-nu^es* (3,23%) und *-nis* 81,07%) sind dagegen in Dürers Autographen überhaupt nicht und in den Drucken nur vereinzelt verwendet [...] (Müller, 1993, S. 318)

Die Variante *-nis* tritt in den gedruckten Texten auf, sie ist also offenbar die in der untersuchten Region jüngere Form. Offenbar war man sich des Unterschiedes sehr wohl bewußt, regional aber (noch) vor allem auf die Variante *-nus* festgelegt. Als Beleg für die Tatsache, daß dieser Zustand bis ins 18. Jahrhundert andauern konnte, zitiert Müller den Oberpfälzer Aichinger:

Daß *-nus* z.T. auch noch im 18. Jh. als sprachrichtigere Variante gelten konnte, zeigen die Ausführungen des Oberpfälzers Aichinger:

Daß diese Endung *nuß*, nicht *niß* heisse, ist aus der alten Schreibart klar [...] Herr Gottsched selbst gestehet [...] daß man sie ehemals mit *ue* geschriebe habe, wiewohl die-

ses i plurali erst drein kommt, als: Geheimnuesse. Eben dies bestaetigt auch unsre Mundart: und das niß ist in der Tat erst vor kurzem aufgebracht worden.

(Müller 1993, S. 318, Fußnote 214)

2.2.2.1.1.2 Adjektive

Untersucht man die Bildung der Adjektive, so finden sich vor allem drei Formen. Was beinhalten sie, was sagen sie über den Sprachgebrauch der Zeitgenossen aus? Laurentius Albertus nennt in seiner Grammatik als mögliche Form für *denominativa adiectiva*

Ig/ als Goettlig/ lieblich *Amabilis*, großlig crudelis, monatlich *menstruus*, drechtig, et per syncopen oerig *auritus*, etc. De his primo sciendum quod terminatio ig, copiam quandam significet, als maechtig, *potens*, qui praepollet et abundat potentia.

Secundo dilegenissimè observandum est, discrimen inter terminationes ig et ich/ quarum illa nominalis haec haec vero aduerbialis est, als geistlig *spiritualis* geistlich *spiritualiter*. (Albertus, 1573, 1895, S. 71)

Wo unterschiedliche Formen wiedergegeben werden, ist entweder eine regionale Divergenz, ein zeitlich unterschiedlicher Entwicklungsstand oder eine Verbindung zwischen diesen beiden Aspekten zu berücksichtigen. Die sprachhistorische Entwicklung verläuft von der Form -eht <-echt> über die Form -icht hin zu der Variante -ig. Die Form -et ist als süddeutsche Variante der Form -icht anzusehen. Wie ist vor diesem Hintergrund die Verteilung der Formen in den untersuchten Texten zu werten?

Die Variante -icht wird, auch als Mittel zur Darstellung des Partizips Präsens, in allen drei untersuchten Textsorten eingesetzt.

Albrecht Dürer hat -echt: *des gros czottechten hunttz schÿmpff* (WP 10, S. 58)

Die Variante -et wird nicht nur in den Briefen - und hier vor allem in den späten - gebraucht. So hat etwa Magdalena Paumgartner *herzeter schatz* (S. 49) oder *herzeter Paumgartner* (S. 155)

Auch in den Einblattgedrucken findet sich die Variante -et, etwa in E4 *wolket*.

Die Bildung des Partizips mit Hilfe des Suffixes -et erfolgt nicht nur im Fastnachtspiel des Hans Sachs: *stincketen* (K., S. 146, Z. 306), sondern auch in den Briefen, vor allem der Magdalena Paumgartner: *schien geschecketen zeig* (MP., 93, S. 155), *er behüte vor virfaletem unglück überal* (MP 96, S. 160)

Die Form -ig kann wohl im Zusammenhang der Untersuchung als die jüngste und darüber hinaus als die «standard»sprachliche betrachtet werden.

Hans Sachs bildet häufig -ing aus dem Flexionsmorphem -igen: *spinting* (Schinken, S.167) *filtzingen* (Schinken, S. 181), *lausing pfaffen* (K., S. 146, Z. 306). «*spinting* aus *spintigen* ist eine typische, geradezu regelmäßige Sachsform [...]» (Penzl 1984, S. 178)

Bereits Albrecht Dürer hat diese Form der Adjektivbildung in seinen Briefen an Willibald Pirckheimer benutzt, allerdings alternativ zur ausgeschriebenen Form:

Mein willing dinst zw vor, lyber her Pirykamer (Brief Nr. 3, S. 45)

Mein willing dinst zw vor, liber her! (Brief Nr. 5, S. 48)

Mein willigen dienst zw [vor], liber her Pirckamer. (Brief Nr. 4, S. 47)

Mein willigen dienst zw vor, lieber her. (Brief Nr. 6, S. 50)

Gerade der Wechsel mit der ausgeschriebenen Form *willigen* einerseits und das Auftreten in den Fastnachtspielen andererseits zeigt, daß es sich hierbei um eine sprechsprachliche Form handeln muß, die aber eher auf Dialektgebrauch schließen läßt als daß sie einer bestimmten - eventuell niedrigeren - sozialen Schicht zuzuordnen wäre.

Zwar wurde im Vorhergehenden nur jeweils ein Beispiel für die Bildung von Substantiven bzw. Adjektiven behandelt. Insgesamt jedoch zeigen sich bei diesen beiden Beispielen verschiedene Formen, an deren Beispiel man den dialektalen vom «standard»sprachlichen Gebrauch, die ältere von der jüngeren Form unterscheiden kann.

Dabei finden sich die konservativeren, d.h. älteren oder dialektalen Formen vor allem dort, wo man eine niedrigere Ausbildung genossen hat oder aber dort, wo man ortsgebundener ist.

2.2.2.1.1.3 Adverb

Im Frühneuhochdeutschen finden wir noch vielfach nicht die Nullform des Adjektivs mit adverbialen Gebrauch, sondern eine Bildung mit einem Adjektivformativ *-lich*, die selbst nicht attributiv oder prädikativ verwendet wird.

(Penzl, 1984, S. 101)

In den Einblattgedrucken finden sich wenige Beispiele für diese Adverbbildung. So etwa

[...]/ vñ bitten Gott im namen vnsers Herrn Jhesu Christi/ das er die wolverdiente straff vnd seinen Zorn/ von vns *gnediglich* abwenden/ vñ vnse verschonen wolle/ [...] (E 5)

Auch aus dem Briefwechsel des Ehepaars Paumgartner lassen sich einige Beispiele für diese Bildung des Adverbs anführen. So schreibt etwa Magdalena

..., wie ich den Gott den almechtigen teglich vir dich bit, dich vor alem ubel zu bewarn und *gluckselicklich* mit freuden widerum zu uns heraus bringen wele. (Brief 5, S. 17)

Es finden sich auch Adverbien mit der Endung *-e* oder *-en*. So schreibt etwa Baltasar Paumgartner:

Sonst [...] hiemitt ein mehrers nichtt, dann allein bitt, deinenn bruder Pauluß unnd schwestern freundlich unnd fleyszig meinettwegen zu grüessen. Unnd biß du [...] auch zu viel hinderttausen malen freunndlichen unnd fleysigen von mir gegrüest unnd Gott dem herrn treülichen befolhen. (Brief Nr. 9, S. 27)

An anderer Stelle heißt es:

Hab mich darauf gar innen unnd warm gehalten unnd alle abend nuhn mitt einer suppen oder bar ayr zeitlichen zu bett geleggt [...] (Brief Nr. 169, S. 287)

Gerade der Wechsel mit der endungslosen Form im ersten Beispiel und die Tatsache, daß Magdalena nie diese Form verwendet, läßt vermuten, daß die endungslose Form dort eingesetzt wurde, wo man sich direkter äußerte.

2.2.2.1.1.4 Diminutiv

Einen wichtigen Anhaltspunkt bieten die Diminutivsuffixe in bezug auf den Gebrauch von Dialekt. Es ist dies aber, worauf bereits eingegangen wurde, nicht an sich ein soziolinguistischer Faktor. Zu untersuchen ist auch, in wie weit das Suffix einer früheren bzw. aktuellen Sprachstufe zuzuordnen ist, welche gesellschaftlichen Hintergründe oder Vorstellungen mit dem Gebrauch eventuell verbunden sind. Diminutivformen geben «in geschriebenen und gedruckten Texten nur dann über den Diminutivgebrauch des Verfassers oder Schreibers Auskunft, wenn sie von den allgemein üblichen Formen abweichen oder wenn falsche Umsetzungen vorkommen.» (Seebold, 1983, S. 1254)

Ob mit der Verwendung des Diminutivs ein bestimmter gedanklicher Hintergrund verbunden ist, kann erst nach einer Betrachtung der Texte deutlich werden.

In den untersuchten Texten treten vier Formen der Diminutivbildung auf, deren Gestalt und Geschichte zunächst kurz beschrieben werden soll, bevor der Einsatz in den ausgewählten Texten untersucht wird.

Das Suffix *-lein* stellt die diphthongisierte Form aus Mhd. *-elîn* dar. Albertus gibt sie als allgemein gebräuchliche Variante an:

Diminutiurum termination lein est, als das Bu^chlien *Libellus*. Galli in ette et etto plerumque finiunt, als pucelle filette. Turingi in gen, et Saxones in ken / als maⁿnigen / mannicken. Alij in le finiunt, als das selile *animula*, das maⁿle Virunculus, nanus. Sed receptissima est terminatio lein. Sunt autem qui lein syllabam pronunciare non satis possunt aut volunt, quapropter diminutiva tantum in el, sed male finiunt, als das maⁿ-nel pro maⁿlein. Atque haec obseruentur non discendi sed vitandi causa.
(Albertus, 1573, 1895, S. 74)

Die Entwicklung der anderen Formen, die sämtlich in den untersuchten Texten zu finden sind, soll in der Folge kurz aufgezeigt werden.

Die kürzeste Form -(e)l taucht in mehreren Varianten im Osten und im äußersten Westen auf [...] Ein Allomorph zu -(e)l ist -le - es steht in mehreren Gegenden bei zweisilbigen Grundwörtern (vgl. Wrede 1908, 109), im Bairischen häufig bei vokalisch oder auf -w auslautenden Grundwörtern [...]. (Seebold 1983, S. 1251)

Die Herkunft der fränkischen Form -la ist unsicher. Wredes Vorschlag (1908, 116), von einer diphthongisierten Form (-lîn zu -lein zu -lân) auszugehen, ist möglich, lautgesetzlich aber nur für einen kleinen Teil des heutigen Verbreitungsgebietes.
(Seebold, 1983, S. 1254)

Im frühen Fastnachtspiel findet sich die Form -lein bei der Bildung des Diminutivs:

Zwo her an, Gromann und Pleßlein,
Horte! host! snuder und zwuder herein!
Felblein, Preunlein, streichet zu!
Replein und Fuchßlein, habt nit ru! (Egge, Z. 25ff.)

Dieselbe Variante wählt Hans Sachs, etwa *seidlein* (Kalb, S. 134, Z. 76), *kleine steinlein* (Eifer, S. 188, Z. 90)

In den Texten von Jakob Ayrer dagegen finden sich zwei Varianten: -el, also die ältere «standardsprachliche» Form der Verkleinerung, etwa in *Kandel* (Jann, div.), aber auch die «moderne» Form -lein, etwa in *kerdlein* (Jude S. 2420, Z. 17) oder *kindlein* (Gefatter Tod, S. 2476, Z. 33, S. 2481, Z. 16)

In den Texten der Fastnachtspiele werden also, wie deutlich wird, insgesamt sehr wenige Verkleinerungsformen gebildet. Wo sie aber doch gewählt werden, ist das Bild einheitlich: Es wird die form -lein, das heißt die hochsprachliche Variante, gewählt. Lediglich bei Jakob Ayrer zeigt sich ein abweichendes Bild.

In den untersuchten Einblattgedichten finden sich keine Verkleinerungsformen.

In den ersten Briefen finden sich keine Verkleinerungsformen.

Albrecht Dürer hat -lein: *etlichen dieng von kindlein* (Brief Nr. 16, S. 69)
-le: *jaczingenen krewczle* (Brief Nr. 4, S. 47), *emmechtix steinle* (ebd.), *püxle* (Nr. 6, S. 51), *schreib püchle* (ebd).

An dieser Stelle soll noch einmal die Untersuchung von Peter O. Müller herangezogen werden. Er hat die Verteilung der Diminutivsuffixe in einigen gedruckten Schriften Dürers und im handschriftlichen Nachlaß analysiert und kommt zu dem Ergebnis, daß

Nachlaß und Druckschriften erheblich in der Nutzung der Allomorphe -lein und -le [divergieren], die entweder die Leitform darstellen oder nur den dritten Rang einnehmen. Die Druckschriften sind hier mit der Bevorzugung von -lein deutlich überregionaler ausgerichtet als Albrecht Dürer, der in seinen handschriftlichen Entwürfen als Leitvariante -le verwendet. An dieser Divergenz sind auch Bestrebungen der Druckerwerkstatt erkennbar, eher lokale, mundartnahe Allomorphe der Vorlage zugunsten weiträumigerer Varianten zu ersetzen und zu vereinheitlichen. (Müller, 1993, S. 208)

Mit einer stilistisch höheren Einschätzung der Variante -lein gegenüber der Variante -le zusammenzuhängen scheint auch die Differenzierung Albrecht Dürers zwischen den all-

täglichen Gegenständen (-le) und den Dingen, die mit Religion in Verbindung gebracht werden (Jesuskind auf einer fertigmachenden Tafel für Jakob Heller).

In den Briefen Paulus Behaim zeigt sich eine ähnliche Divergenz der Diminutivbildung.

Michel Behaim hat -la: *pferdla* (Brief Nr. 10, S. 86); *jungkfrewla* (Brief Nr. 16, S. 93), *wehrla* (Brief Nr. 38, S. 124)

-lein: *vetterlein* (Brief Nr. 35, S. 117), *hendelein* (Brief Nr. 35, S. 118)

Margarete hat -lein: *facznetlein* (Brief Nr. 20, S. 98) *mumlein* oder *mumelein* (div.), *Henßlein* (Brief Nr. 42, S. 128) oder *Henslein* (Brief Nr. 56, S. 141)

Lucia Letscher hat -lein: *Henslein* (Brief Nr. 44, S. 130)

Die Variation der Diminutivsuffixe hängt ganz offensichtlich mit dem unterschiedlichen Lebensbereich zusammen, dem die Begriffe entstammen. Diese These wird im Zusammenhang mit dem Briefwechsel des Ehepaars Paumgartner noch deutlicher; deshalb sollen an dieser Stelle einige Beispiele angeführt werden.

Magdalena Paumgartner hat -lein: *filzlein* (Brief Nr. 4, S. 16),

-lin: *ketlin* (Brief Nr. 33, S. 70)

-la: *schnierla* (Brief Nr. 4, S. 16) *fesla* (Brief Nr. 33, S. 71), *Balthasla* (Brief Nr. 67, S. 110)

Balth. jun. hat -la: *pferla* (Brief Nr. 67, S. 110), *Anala* (Brief Nr. 67a, S. 111)

Balthasar Paumgartner verwendet in seinen Briefen mehrfach das Diminutivsuffix -lin. Die Verwendung dieser Form bei ihm ausnahmslos in einem bestimmten Zusammenhang - (freuden)gärtlin (9, S. 27) - verweist ganz offensichtlich auf einen bestimmten sozialen Hintergrund. Hier müßte eine Interpretation des Begriffes erfolgen, um die Verbindung herstellen zu können. Ebenso hat er aber auch

-le: *schätzle* (Brief Nr. 13, S. 33), *Balthäsle* (Brief Nr. 76, S. 121), *Magdale* (Brief Nr. 169, S. 279), *Briefle* (Brief Nr. 171, S. 282)

-lein: *tröpflein* (Brief Nr. 169, S. 278)

Gerade dort, wo von einem Autor mehrere Diminutivsuffixe eingesetzt werden, ist nach einer Deutung zu fragen. Eine Betrachtung der verkleinerten Substantive zeigt, daß sie offensichtlich tatsächlich unterschiedlichen Lebensbereichen entstammen: Die Form -lin ist mit Angelegenheiten des Gefühlslebens verbunden (*freudengärtlin*, *ketlin*), die Form -lein findet sich vor allem dort, wo entweder von geschäftlichen Angelegenheiten oder aber der Gesundheit gehandelt wird (*filzlein*, *tröpflein*), die Form -la, also die dialektale Variante, findet sich dort, wo es um die Privatsphäre geht, also etwa bei den Namen der Angehörigen oder den Dingen des täglichen Gebrauchs (*pferla*, *schnierla*). Der Gebrauch des Suffixes -le an Stelle der dialektalen Variante durch Balthasar Paumgartner scheint, auch im Hinblick auf die Ausführungen Albertus', darauf hinzudeuten, daß diese Form zwar durchaus umgangssprachlich ist, aber eben vom Dialektgebrauch abweicht.

Die dialektale Formel -la wird insgesamt vor allem in der Briefliteratur gebraucht, wenig dagegen in den Fastnachtspielen und gar nicht in den Texten der Einblattdrucke. Dies spricht dafür, daß diese Form vorwiegend im mündlichen Sprachgebrauch eingesetzt wurde. Da vor allem in den späteren Briefwechseln eine sehr unterschiedliche Form der Diminutivbildung zu erkennen ist, stellt sich die Frage, womit ein veränderter Einsatz der Diminutivformen zusammenhängt.

Bei den Briefen des Ehepaars Paumgartner ist die größte Variationsbreite zu erkennen; sie deutet sich bereits in den Briefen an Paulus Behaim an. Wie gezeigt wurde, läßt sich

an dieser Stelle eine Verbindung herstellen zwischen dem, was mit der Verkleinerungsform bezeichnet wird, und der Form des Diminutivsuffixes.

2.2.2.1.2 Wortartenwechsel

Der Wortartenwechsel ist im Frühneuhochdeutschen eines der wichtigsten Mittel zur Wortbildung. Beispiele für Wortartenwechsel finden sich durchgängig in den untersuchten Texten.

In den frühen Fastnachtspielen finden sich keine Beispiele für Wortartenwechsel. Hans Sachs hat etwa *ich will ein wissen han* (Eifer, Z. 305).

Im Brief der Äbtissin liest man etwa: *als ich und wir all [...] ein besunder vertrauen* (Brief Nr. 36, S. 40), in einem Brief von Margarete Behaim an ihren Bruder Paulus *du wolst mein schreiben vergut nemen* (Brief Nr. 23, S. 101), bei Balthasar Paumgartner *solche aber wol in dem tennen bis auf mein ehrstes schreiben von Franckforrt auß liegen lassen* (Brief Nr. 10, S. 28). Albrecht Dürer zeigt keine Wortartenwechsel.

In den Einblattdrucke finden sich z.B. *vor der Sindtflut vnd verderben der Stadt Sodoma vnd Gomorra, frewet euch mit zittern* (E1), *ist auch ohn schaden nicht dauon komen, als die wir im glauben durch seine wunden gehaylet* (E2), *zu ehren wil sie der HERR machen* (E4), *Blutvergießen* (E6).

Es zeigt sich insgesamt, daß die Wortbildung durch Wortartenwechsel zunimmt und daß, auch dies sicher kein unbedeutender Aspekt, er sich zwar in allen Textsorten findet, aber doch vor allem in der «gehobenen» Sprache der Einblattdrucke ein Mittel der sprachlichen Gestaltung darstellt.

2.2.2.2 Wortkompositionen

In diesem Teil der Untersuchung sollen Funktion und Form der Wortbildung durch Komposition, wie sie in den untersuchten Texten auftreten, dargestellt werden. Ein Einblick in die sprachhistorische Situation dieses Bereiches wie auch in die Funktion, die die Komposition zweier oder mehrerer Worte erfüllen kann, soll im Vorfeld der Textuntersuchung stehen. Bindestrich-Komposita, also eine bestimmte Form der Schreibung von Wortkompositionen, wählt Wolfgang Schindler zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung über «Bindestrich-Komposita im Frühneuhochdeutschen».

Neben der Zusammenschreibung finden sich in frühneuhochdeutschen Texten Handschriften und Drucken vor allem im 16. und 17. Jahrhundert Schreibungen mit einem Bindestrich zwischen den Substantiven, [...] die nachfolgend im Mittelpunkt der Untersuchung stehen. Zudem enthalten frühneuhochdeutsche Texte Schreibungen mit Zwischenraum und Zusammenschreibungen mit Großschreibung der Anfangsbuchstaben. [...] Diese typographischen Eigenheiten haben mit einer grammatischen Entwicklung zu tun, deren wichtigste Phase in die Zeit des Frühneuhochdeutschen fällt: einerseits die deutliche Tendenz, Genitivattribute hinter das Bezugssubstantiv zu stellen, andererseits die starke Tendenz des Deutschen, Komposita zu bilden. (Schindler, 1999, S. 313)

In der Folge geht Schindler auf ein bedeutungsgleiches, aber unterschiedlich konstruiertes Beispiel ein: gegenübergestellt werden eine syntaktische Konstruktion und ein Kompositum.

Bezeichnet man etwas mittels einer syntaktischen attributiven Fügung, so dient dies in der Tendenz der Gegenstandsidentifikation, weshalb gerade im Bereich des präpositionalen Attributs durch die Bedeutungen der Präpositionen viele verschiedene konkrete Beziehungen (z.B. *an, für, in, unter*) zum Ausdruck gebracht werden können. Die Benennung mittels eines Kompositums dient dagegen eher der Bildung eines Begriffs für eine bestimmte Art von Gegenständen. (Schindler, 1999, S. 315)

Die Komposition als Mittel der Wortbildung ist für alle Wortarten gleichermaßen produktiv. Auch gibt es keine Textsorte, die eine bestimmte Wortart «bevorzugt». Sie wurde auch im Untersuchungszeitraum als wichtiges Mittel betrachtet. So zeigt Albertus in seiner Grammatik für jede Wortart gesondert unter dem Stichwort «de figuris» in dem Kapitel über «Etymologie» die Möglichkeiten der Wortkomposition auf. Trotzdem ist im Hinblick auf den oben angesprochenen Aspekt eine Beschränkung auf Substantive angedeutet

2.2.2.2.1 Beispiele für Wortbildungen durch Komposition

Naturgemäß kann es sich bei der folgenden Darstellung angesichts der unterschiedlichen Dimension des untersuchten Textmaterials nicht um eine vollständige Auflistung handeln. Wichtig ist vor allem, welche Struktur die Beispiele aufweisen. Darüber scheint auch anhand der folgenden Beispiele eine Aussage möglich zu sein.

Die im folgenden aufgeführten Beispiele werden direkt in der im Text gebrauchten Form wiedergegeben. So kann bereits an dieser Stelle ein erster Eindruck auch von der Schreibweise der Kompositionen gewonnen werden, auf die dann in der Folge differenzierter eingegangen werden soll.

Beispiele für Komposita finden sich in allen Textsorten. So hat das Fastnachtspiel, ausgehend von seiner zeitlichen Entwicklung, etwa *mort seuchen, haußmeyt, rathaus, pfeifferstul, smeltzhutten, haußgesinde, menknecht, nacht hunger, arß packen, huthauß, haußknecht, wasserstang, offenloch, brutgans, brantwein, nachtbaur, roßhoden, laubfrosch, haderman, wirtzhauß, marckgelt, holtzschlegel, kirchoff maurn, brodt wu^erst, pfarrhof, lebtag, sprachhaus, armband, goldschmid*.

Im Einblattdruck finden sich etwa *wunderzeichen, fewer flammen, Erdbidemmen, Erdboden, Brieffmaler, Erdbebungen, auffgang, Nidergang, Sturmwindt, Fewer-Strahlen, Zornzeichen*

In der Briefliteratur finden sich *stechpferd, junckfrauen, goltschmid, weschland, saffir ring, herbst tzeit, schreib püchle, puchtrucker, lantzknacht, hochzeit, geleitz man, schuldbrief, widerumbheimbkonffit, hinaufkonfft, wolhinabkunfft, herzensfreutten*.

2.2.2.2.2 Formen der Schreibung der Wortkompositionen

Zunächst scheint die Getrennt- oder Zusammenschreibung von Wortkompositionen allein ein Faktor der Entwicklung der deutschen Sprache zu sein. Ob jedoch am Beispiel der untersuchten Texte auch Schlüsse auf die soziologische Gliederung von Sprache gezogen werden können, muß eine Darstellung der wichtigsten Ergebnisse zeigen.

Die Getrennt- bzw. Zusammenschreibung eines Wortes weist auf eine unterschiedliche Betrachtungsweise der einzelnen Komponenten hin. Die getrennte Schreibung bewahrt die Bedeutung der einzelnen Bestandteile, wohingegen die Zusammenschreibung mehr der Bedeutung des auf diese Weise gebildeten Wortes Rechnung trägt. Für den Leser ergibt sich aus dem zusammengeschriebenen Wort ein übersichtlicheres Bild. Stellt aber die Zusammenschreibung eine sprachliche Entwicklung dar, oder ist sie eine Folge intensiveren Umgangs mit Sprache, mithin ein Hinweis auf eine gehobene Ausbildung? Existiert eventuell ein Zusammenhang?

Als sichtbares Zeichen für die abgeschlossene Entwicklung aus einer Wortgruppe zu einem einheitlichen Wort kann die Zusammenschreibung gelten, die auch einen einheitlichen Wortakzent nahelegt. Aber das selbständige Vorkommen der Teilformen oder die Akzentuierung läßt oft frühnd. getrennte Schreibung bestehen. (Penzl, 1984, S. 36)

2.2.2.2.1 Zusammenschreibung

Zusammenschreibung erfolgt im Fall von Determinativkomposita oder im Fall von «uneigentlichen» Komposita (Schindler, 1999, S. 316), wo das Bestimmungswort flektiert zu sein scheint. Dies ist auch die Form, die Albertus für die Komposition von Substantiven gibt: «Nonnumquam verò ex obliquo et recto, als *Wirbelskopf* / Wirbels genitivus est à nominativo *wirbel gyrus, vertex.*» (Albertus, 1573, 18895, S. 65). als Beispiele sollen an dieser Stelle *wirtzhauß*, *marckgelt* und *holtzschlegel* stehen.

2.2.2.2.2 Getrennschreibung

Im Fall der Getrennschreibung wurden offensichtlich die einzelnen Lexeme als in höherem Maße eigenständige Bestandteile der neu gebildeten Komposition betrachtet. Als Beispiele hierfür seien genannt *nacht hunger*, *arß packen*, *saffir ring*, *herbst tzeit* und *schreib püchle*. Diese Beispiele stammen aus dem frühen Fastnachtspiel und den Briefen Albrecht Dürers, das bedeutet aus der frühen und mittleren Phase des Untersuchungszeitraumes.

2.2.2.2.3 Getrennschreibung mit einem Bindestrich

Für diese Form findet sich in den Einblattdrucken lediglich ein Beispiel, bei dem es sich um ein Detemintivkompositum handelt:

Es seind aber die Fewer-Strahlen nicht an einem Ort geblieben/ [...] (E 6)

Dieses Beispiel liegt also zeitlich relativ spät im Untersuchungszeitraum.

Der Bindestrich als Schreibzeichen, das die Teile eines Kompositums verbindet, kam erst im 16. Jahrhundert auf. Er war damals ein wirklicher Bindestrich, denn er stellte eine Art Kompromißform dar zwischen den früher auseinander geschriebenen Teilen des Kompositums und der völligen Zusammenschreibung. (Schindler, 1999, S. 320)

In der Tat stimmt diese Aussage mit den vorher gemachten Beobachtungen zur Getrennschreibung zusammen.

2.2.2.2.3 Zusammenfassung

Eine Betrachtung der Morphologie der untersuchten Texte zeigt, daß die sprachgeschichtlich relevanten Phänomene durchgängig in allen Texten vertreten sind. Vor allem die kontrahierten Formen jedoch scheinen der gesprochenen Sprache und einer Sprecherschicht mit niedrigerer Ausbildung zugeordnet werden zu können.

In bezug auf die Wortbildung durch Derivation läßt sich registrieren, daß eine Betrachtung ausgewählter Morpheme durchaus sowohl eine zeitliche Einordnung als auch eine Zuordnung zu einer bestimmten Sprecherschicht ermöglicht.

In bezug auf die Wortkomposition und zur Schreibung der Wortkompositionen ergeben sich Unterschiede vor allem unter zeitlichem Aspekt. Zum einen nehmen die Wortkompositionen in den untersuchten Texten im Verlauf des Untersuchungszeitraumes stetig zu, zum anderen nimmt die Getrennschreibung ab. Letzterer Befund läßt darauf schließen, daß die Wortkompositionen zunehmend als eigenständige, neu gebildete Lexeme betrachtet wurden. Es lassen sich Unterschiede durchaus auch soziologisch deuten: Sind die gebildeteren, sprachlich agileren Menschen sind zwar nicht unbedingt die bei der Wortbildung kreativeren Sprecher, doch scheinen die weniger ausgebildeten Sprecher eher zur Getrennschreibung zu neigen. Obwohl wegen des unterschiedlichen Materialumfangs nicht quantifizierbar, läßt sich der geschilderte Befund gerade am Beispiel der Briefliteratur zeigen.

2.3 Die Syntax

Die syntaktische Analyse eines Textes ist ein erstes Mittel, seine Struktur auf der Satzebene und den Zusammenhang des Textes darzustellen. Allerdings scheint es speziell in bezug auf gesprochene Sprache nahezu unmöglich, auf der Ebene der Syntax ein allgemein gültiges System aufzustellen, da ja gerade sie sehr situationsabhängig ist. Auch kommt den unterschiedlichen Aspekten der syntaktischen Struktur von Sprache eine unterschiedliche Bedeutung im Hinblick auf die stilistische Ebene zu: «Probably more than any other syntactical consideration, sentence structure is a function of style--the product of the erudition and the intention of the author--and therefore it must be one of the least reliable determiners of a dialect.» (Tullos, 1983)

Umso mehr, so kann man fortsetzen, ist dieser Bereich der Syntax dort von Interesse, wo Beispiele für gesprochene Sprache analysiert und unter soziolinguistischem Aspekt betrachtet werden sollen. Welcher Zusammenhang besteht, bezogen auf die untersuchten Texte, zwischen - tatsächlicher oder den Sprechern zugeschriebener - Sprachkompetenz und der stilistischen Eigenheit, die zum Ausdruck kommt? Allerdings wird hier keine spezielle Eigenschaft einer bestimmten Stadtsprache deutlich, sondern vor allem, wieweit eine soziale Komponente in diesem Punkt von Bedeutung ist.

Das Frühneuhochdeutsche ist auch, was die Syntax betrifft, noch uneinheitlich. Deshalb ist es schwierig, eine durchgängig gültige Systematik darzustellen, die als Grundlage für eine Analyse und Interpretation eventuell sehr unterschiedlicher Sprachvarietäten dienen könnte.

Als Satzteile könne wir nach der traditionsellen Grammatik Subjekt, Prädikat, Objekte, Adverbiale (adverbiale Bestimmungen) unterscheiden. [...] Unabhängige Sätze und abhängige Sätze (Gliedsätze, Nebensätze) haben dieselben Satzglieder (Satzteile). Eine Spezialuntersuchung könnte entscheiden, ob das Frühneuhochdeutsche schon und in welchem Ausmaße alle «Satzbaupläne» enthält.
(Penzl, 1984, S. 118)

Gerade für das Frühneuhochdeutsche gilt, daß «weniger sprachlandschaftliche als individual- und funktionalstilistische Unterschiede im Auf- und Ausbau syntaktischer Komplexe bestehen». (Erben, 1985, S.1346). Gegebenenfalls ermöglicht ein Bezug auf die Bedeutung der formalen Kriterien einer Textsorte vorab eine Beurteilung, wie frei oder gebunden der Verfasser in diesem Punkt der sprachlichen Gestaltung eines Textes ist. Dies kommt vor allem im Fall der Fastnachtspiele zum Tragen: Hier muß zum Teil die Stellung der Satzglieder verändert werden, um eine korrekte Gestaltung des Verses bzw. Reimes zu ermöglichen.

Auch an dieser Stelle soll ein Bezug zu den zeitgenössischen Grammatikern hergestellt werden: In welcher Weise gehen sie auf den Bereich Syntax ein?

Valentin Ickelsamer geht auf die Sytax im letzten Kapitel seiner «Teutschen Grammatika» ein, das er «Ordnung vnnd taylung der rede vnnd jres Synnes durch die punctzaichen» überschreibt. Für ihn dient die Unterteilung eines Satzes bzw. einer längeren Textpassage durch Satzzeichen vor allem der Übersichtlichkeit und Verständlichkeit des Gesagten:

Wie ain leib hat seine gelencke vnd glider/ dadurch alles ordenlich vnd vnterschiedlich an ainander hangt/ Also hat die rede jre fo^rrmliche ordnung vnnd taylung/ dadurch sy besehet vnnd auffainander gefu^egt würd/ welches wie kunstlich es durch die Syntaxin vnd Construction/ der acht reden tayl/ geschehen mag/ will ich yezt nit von schreiben/ allain will ich mit aim wort/ aufs ainfeltigst/ dem teütschen anzaygen/ wie sy so sy schon gemacht vnd züsamen gesetzt ist/ durch zaichen vnnd punct/ die man darzù braucht/ vnterschaiden würd/ dann solches geschicht vnd nutzet ser züverstehen der reden synn.
(Ickelsamer, 1534, 1882, S. 157f.)

Diese Priorität der Verständlichkeit und Übersichtlichkeit ist auch der Grund dafür, daß die Gestalt der Zeichen an sich für Ickelsamer eine geringere Bedeutung hat als ihr Gebrauch:

Es leynt auch so vhost nit daran wie die zaichen sein/ wenn allain die reden vnd jre tail recht damit getailt vnd vnterschieden werden/ dann es gibt gar ain grosse hilff die rede deste gewiser/ verstendlicher vnd mechtiger zu^o lesen vnd zu^oho^ere/ vnd sein auch solche zaichen dem leser als ru^owstett/ dabey er ainmal still stehn/ geru^owen vnd etwas bedencken mag/ Dann so offft ain verenderter synn in der rede kumbt/ wie gering vnd klain er/ ja auch schon nur ain einzel wort ist/ so geru^owet man da vnd helt ain wenig inn/ vnd da geho^eren die punct hin/ auff das ain yeder/ wie vns wa er sy setzen vnd brauchen soll/ aigentlich wisse. (Ickelsamer, 1534, 1882, S. 158.)

Zwei Aspekte sind im Zusammenhang mit der Untersuchung komplexer Sätze wichtig: zum einen die Reihung oder Unterordnung der Sätze, zum anderen, welche Art der Konjunktion gewählt wird, um diese Verbindungen bzw. Abhängigkeiten deutlich zu machen. Welche Bedeutung haben im Zusammenhang dieser Untersuchung Wort- und Satzgliedstellung?

Im Zuge der Entwicklung komplexer Satzstrukturen bilden sich während der fnhd. Periode auch schon solche Merkmale der Satzgliedstellung heraus, die dann für das moderne (schriftsprachliche) Hochdeutsch typisch und weithin verbindlich werden. Das gilt vor allem für die Regelung der Satzgliedfolge, die der Differenzierung der verschiedenen Satzarten (z.B. Aussagesatz, Fragesatz) oder Satztypen (Hauptsatz, Gliedsatz) dient.

Daß daneben noch ältere Formen der Satzgliedposition weiterleben, andere - neu entstandene - später wieder untergehen konnten, macht den besonderen Variantenreichtum des Fnhd. aus, der sich auch in diesem Bereich beobachten läßt. (Philipp, 1980, S. 93)

Ob angesichts dieser Varianz Regularitäten für die untersuchten Textsorten bzw. eine ihrer Entwicklungsstufen zu erkennen sind und ob sich diese auch im Zuge einer sozilinguistischen Betrachtung der Texte festmachen lassen, wird im folgenden herauszuarbeiten sein.

2.3.1 Die Satzform

2.3.1.1 Einfache Sätze

Im Fall der Fastnachtspiele werden zunächst meist einfache Sätze gewählt: In den Texten von Hans Rosenplüt entspricht meist ein Vers einem Satz, nur selten werden Hauptsätze über eine Zeile hinausgeführt. In den Briefen und Einblattdrucken dagegen werden meist Satzverbindungen oder Satzgefüge gewählt, um die Darstellung der niedergelegten Gedanken und Gefühle zu organisieren.

2.3.1.2 Satzverbindungen

Die Verbindung von Sätzen mit einer Konjunktion behandelt Laurentius Albertus in seiner Grammatik als einen Teilbereich der «Etymologie» sieht die Konjunktionen also als eigen Wortart mit eine speziellen Funktion. Im Zusammenhang dieser Untersuchung geht es weniger darum, die einzelnen Konjunktionen zu nennen, sondern vielmehr darum, die Beziehung zwischen Satzform bzw. Satzverbindung und Textsorte aufzuzeigen.

In den Fastnachtspielen herrschen Satzreihen vor, der Anschluß der Sätze erfolgt häufig mit der koordinierenden Konjunktion *und*. In den Stücken des Hans Sachs wie auch bei Jakob Ayrer werden die Sätze immer häufiger über die Zeile hinausgeführt, nähern sich also der gesprochenen Sprache an. Auch da ist ja nicht jeder Satz gleichlang. Das hängt jedoch nicht nur mit dem wachsenden Umfang der Texte zusammen.

Die ab der mittleren Phase des Untersuchungszeitraum verfaßten Briefe zeigen, wie bereits angedeutet wurde, vor allem Satzverbindungen, die sich jeoch aufgrund ihrer

Unterschiedlichkeit nicht schematisch charakterisieren oder einer bestimmten Sprecher-schicht zuordnen lassen.

2.3.1.3 Satzgefüge

Vor allem die ersten, das heißt diejenigen Briefe, die mit einem bestimmten Ziel geschrieben sind, in denen der Grund des Schreibens ausgeführt wird, weisen längere Sätze auf. So etwa der Brief des Markgrafen Friedrich:

Dann wo wir es besser hetten, wollten wir euch damit auch gern wilfarn, sein auch guter hoffnung, eur lieb werde sich auff disem pferd vor den schonen frauen und junckfrauen dermaß halten und erkennen lassen, damit ir bey denselbigen vil lobs und breys erlanngen werdet, das wir auch vonn euch zu vernemen ganz begirlich weren.

(Brief Nr. 467, S. 316)

Teilweise wird sehr umständlich auf das vorhergehende Schreiben Bezug genommen und reagiert.

Alls unns eur lieb itzund geschribenn und ersucht hett, euch mit einem rechtünden stechpferd zu steurn, haben wir fordere inhalts gelesen und sein inn dem und mererm eur lieb zu wilnfarn wol geneigt, aber diesmal an dergleichen pferden gannz mangelhaftig, allein habenn wir zwey fur unnser person. Die wolten wir euch bede gern geschickt [haben], so ist der fuchs, der erst von Worms heruffgangen ist, so ganz mu^ode, das wir ine itzunt in dem gesellenstechen hie zu Nurmberg haben auff die letzt behalten müssen aus besorgknus, das uns der múdin halb nit hett mogen das gestech auslaufen. (ebda.)

Im Fall der Beschreibung der Himmelserscheinungen, in denen ja sehr ausführlich auf das Äußere der Erscheinungen eingegangen wird, herrschen Satzgefüge vor. Ein Beispiel hierfür aus E 1:

Solche vnd dergleychen erschro^eckliche Zeichen / zeygen an / das Got endlich bey sich beschlossen hab / der welt boßheyt mit Fewer vñ schwert zu straffen / vnd mit seinem Jüngsten Gericht eylend hernach zu kommen /weil weder das Geistlich noch Weltlich schwert mehr helffen wil / vnd alle boßheit der Menschen / bey hohen vnd nidern Stenden/ wie zur Zeit Noe vnd Loth / vor der Sindtflut vnd verderben der Stedt Sodoma vñ Gomorra / vber hand nemen.

Die Tatsache, daß Satzgefüge nicht in den Fastnachtspielen und vor allem in den frühen Briefen auftreten, zeigt, daß diese Form der Organisation von Text den Äußerungen vorbehalten ist, die von vornherein auf die Präsentation von Inhalten und weniger auf spontanen Austausch ausgerichtet sind.

2.3.1.4 Zusammenfassung: «In der Kürze liegt die Würze»?

Einfache Sätze werden in den untersuchten Texten dort gebildet, wo man nicht Erklärungen abgibt, sondern dort, wo man Handlungen beschreibt oder Erlebnisse schildert, etwa in den späteren Briefen, oder wo dem Zuschauer ein direktes Gespräch vorgeführt wird, wie in den Fastnachtspielen. Hier sprechen auch die gebildeten Figuren eine diesbezüglich recht einfache Sprache.

Daß längere und komplexere Sätze wirklich auch ein Mehr an Informationen für den Leser bzw. Zuhörer enthalten gegenüber den kürzeren, einfacher strukturierten Sätzen, ist sicher vielfach zu bezweifeln. Es scheint dieser Aspekt der sprachlichen Gestaltung auch nicht nur eine Sache der individuellen Persönlichkeit des Autors zu sein, sondern doch auch mit dem Stil einer bestimmten Schicht zusammenzuhängen. Das bedeutet auch, daß verschiedene Wahrnehmungen der Welt und des Lebens hierin ihren Ausdruck finden und weniger eine hohe oder niedrigere Bildung.

Insgesamt läßt sich erkennen, daß im Verlauf der Entwicklung mit zunehmender Individualisierung die Freiheit der Sprachgestaltung auch im syntaktischen Bereich zunimmt.

Dies ist erkennbar an der freieren Konstruktion der Sätze. Sie werden nicht mehr nach einem festen Schema gebildet, sondern auch innerhalb des Fastnachtspiels, das ja einem festgelegten Versschema folgt, freier gestaltet. Das hat zur Folge, daß eine lebendigere, «glattere» Sprache entsteht. Auch nimmt die Länge der Sätze zu. Im Fastnachtspiel wird dabei eher eine parataktische Satzstruktur gewählt als eine hypotaktische, «verschachtelte». Die Verfasser der Einblattdrucke dagegen wählen häufig auch hypotaktische Strukturen, und zwar sowohl was die Beschreibung der Himmelserscheinung an sich angeht wie auch bei der Schilderung der Folgen bzw. der Mahnung zu Buße und Umkehr. Im Fall der Briefe wird eine andere Entwicklung deutlich als im Fall der Fastnachtspiele: Kürzere, klarer strukturierte Sätze weichen den zum Teil umfangreichen Ausführungen über den Grund für das Schreiben des Briefes bzw. für die bestimmte Antwort auf das vorangegangene Schreiben. Diese Entwicklung scheint in Verbindung zu stehen mit der zunehmenden Privatheit der Briefe.

Die Einblattdrucke sind, wiewohl es einige Ausnahmen gibt, am meisten an einer schreibsprachlichen Norm orientierten Texte. Wie einheitlich der Befund in bezug auf die Syntax ist, ob also eine einheitliche Satzstruktur gewählt wird oder sich doch Unterschiede ergeben, läßt Rückschlüsse auf die Nähe zur gesprochenen Sprache zu. Denn diese wird nie vollständig normierte Sätze bilden, sondern immer auch Irregularitäten wie Interjektionen oder Einwürfe zulassen.

2.3.2 Wort- und Satzgliedstellung

2.3.2.1 Die Syntax in der Grammatik des Laurentius Albertus

Im Gegensatz zu Valentin Ickelsamer, der sich in seiner Grammatik nicht mit dem Bereich der Syntax auseinandersetzt, widmet Laurentius Albertus ihr ein ganzes Kapitel. Er behandelt hier vor allem die Rektion der einzelnen Wortarten, der Satzbau oder die Konstruktion von Satzgefügen wird nicht behandelt. So ist aufschlußreich, daß er zwar sehr wohl auf die Form und die Bedeutung der Satzkonjunktionen eingeht, sie aber, als eigene Wortart betrachtet, im Bereich der «Etymologie» abhandelt. So stellt für ihn dieser Bereich der Grammatik die «Vorarbeit» zur syntaktischen Betrachtung von Sprache dar:

Sic quoque Etymologia, de qua nunc agemus, per gradus, per genera, casus, tempora et modos, variè flectit deducit et dirigit vocabula, atque alterum alteri ita accomodat; ut tandem per Syntaxin quasi architectum, ordine decenter et artificiosè sibi inuicem coaptentur et construantur. (Albertus, 1573, 1895, S.46)

Offensichtlich wird aus dieser Äußerung, daß für Albertus die korrekte Fügung eines Satzes auf jeden Fall keine geringere Bedeutung hatte als die Betrachtung der anderen Sprachebenen.

2.3.2.2. Die Wort- und Satzgliedstellung in den untersuchten Texten

2.3.2.2.1 Der Aufbau des Satzes

Albrecht Dürer zeigt in seinen Briefen an Willibald Pirckheimer des öfteren denselben Beginn der Sätze, mit denen er quasi «Bericht abstattet» beispielsweise über den Fortgang seiner Arbeit oder den Erfolg bei der Erledigung ihm übertragener Besorgungen.

Jtem last mich wissen, was papirs jr meint, daz jch kawffen soll, wan jch weis kein subtilers den als wir doheim kawft hand.

Jtem der historien halben sy jch nix besonders, daz dy Walhen machen, daz sunders lustig jn ewer studiorum wer. Es jst vmer daz vnd daz ein. Jr wist selber mer weder sy molen. Jtem jch hab ewch kurzlich geschriben pey potten Kantengÿsserle. Jtem jch west ach geren, wy jr noch mit dem Kuncz Im Hoff eins werd. (Brief Nr. 7, S. 53)

[Hervorhebungen D.M.]

Wo Margarete Behaim ihren Bruder im Verlauf des Satzes direkt anspricht, geschieht dies immer am Satzanfang, wodurch der Eindruck von Gleichförmigkeit entsteht.

Hercz aller liebster Pruder, wen es dir wol ging, das hort ich von herczen gern; des selbigen gleichen wiß vns auch in zimlicher weiß gesunt, Got hab lob. Lieber pruder, wiß das ich 2 priff von die enpfangen hab, syter ich dir hab geschriben: Ich wolt die gern lenst haben geschriben, so west ich dir nichtst news zui scheiben; so ist es ycz auch kain newe zeitung hie, das ich waß. Liber pruder, das mumelein het dir gern geschriben, so ist sye ein wenig schwag; ich hoff oder es wer palt pesser werden. (Brief Nr. 13, S. 90)
[Hervorhebungen D.M.]

Wo der Inhalt der Briefe privater wird, werden auch die Sätze kürzer. Es scheint sich in diesem Fall letztendlich auch die Ausbildung, die Gewöhnung an den Umgang mit Sprache auszuwirken. So bildet Albrecht Dürer zum Teil kürzere Sätze als die nachfolgenden untersuchten Brieftexte. Sein Interesse am Spiel auch mit der fremden Sprache, auf das im Zusammenhang mit der Untersuchung des Fremdsprachengebrauches eingegangen werden wird (Kapitel 2.5.1), beweist jedoch, daß von Unbeholfenheit im Umgang mit Sprache nicht die Rede sein kann.

Die Briefe des Ehepaares Paumgartner dagegen zeigen gegenüber den vor dieser Zeit verfaßten Briefen eine Unterbrechung des Satzes durch die direkte Anrede des Adressaten, und zwar auf beiden Seiten.

Unnd wayß dir, freundliche, hertzliebe Magdel, hiemitt ein mehrers sonst nichtts zu schreiben, allein biß mittsambtt dem magdale hinwiderumb freundlich unnd fleissig von mir gegrüest, dann Gott dem herrn sambtt unns allen treulich befolhhen.
(Brief Nr. 169, S. 279)

Weis ie nit, herzlieber Paumgartner, ob dir in der vorichen brieff einem geschriben hab, das du ein halb duzet kerpirsten solt lasen einkaufen drunden, oder ob ichs hernach hie soll kaufen. (Brief Nr. 170, S. 280)

2.3.2.2.2 Die Substantive

Von Bedeutung in bezug auf die Struktur der Nominalphrase ist die Konstruktion des Genitivs. «Die Voranstellung des Substantivs im Genitiv ist besonders im älteren Frühnd. häufig [...] Bei Erweiterung ist Nachstellung erforderlich. [...] Diese Nachstellung ist bei «partitiver» Bedeutung normal.» (Penzl, 1984, S. 119) in den untersuchten Texten findet sich Voranstellung des flektierten Substantivs bis zu den Briefen der Magdalena Paumgartner:

Wierst es on zweifel vor wol wissen, aug des Ministers tochter mit dem Paltner und der Yerg Han mit der Schbeickerin under der vesten.[...] (Brief Nr. 4, S. 16)

Darüber hat sie aber auch, etwa in demselben Brief, Konstruktionen wie die folgende:

[...] das wir dir mit freuden entgegen farn, nor Paulus Scheirel sein weib und dein schbester und ich.

Die Frage nach der gesellschaftlichen Position der angesprochenen Personen und die Stellung Magdalena Paumgartners zu ihnen - ob sie sich im Fall des Ministers anders äußert als über einen gesellschaftlich Gleichgestellten - ist wohl nicht eindeutig zu beantworten.

2.3.2.2.3 Zur Syntax des Verbs

Die Zweitstellung des finiten Verbs ist im Frühneuhochdeutschen bereits meistens gegeben. Sie wird in den Texten der Fastnachtspiele später immer häufiger auch gegen die Hebung des Verses durchgesetzt.

Das finite Verb findet sich bei der Konstruktion mit Modalverben am Ende des Satzes. So hat Hans Sachs

Cuntz Drol

[...] Ich do^rst dich wol mit meiner blotzen
Haun, das die Sunn durch dich mu^st scheinen!

Heintz Knol feret undter unnd spricht
Nein, Cuntz, das thu ich euch verneinen!

Doch nicht nur um des Reimes willen wird eine solche Konstruktion gewählt. In den Briefen von Albrecht Dürer finden sich Beispiele wie dieses: «Wolt gott, daz vnser Rechenmeisterin solt horen, sy weinet mit.» Auch im Einblattdruck finden sich Konstruktionen derselben Art: «[...] das ander muß anzeygen/ ob sich noch etlich leut wolten bessern vnd zu Christo bekehren/ [...]» (E1).

Die Auslassung des Hilfsverbs, die von Penzl als nicht außergewöhnlich angegeben wird (Penzl 1984, S.125), ist in den Einblattdrucken gegenüber den anderen Texten auffällig häufig gegeben.

Auffällig ist die häufige Auslassung des Personalpronomens in den Briefen des Balthasar Paumgartner - eine Erscheinung, die sich in den anderen Texten nicht in diesem Ausmaß findet.

2.4 Der Wortschatz

Speziell der in Alltagssituationen oder in der Realität mehr oder weniger getreu nachgestellten Situationen verwendete Wortschatz, der möglichst nahe an der natürlichen gesprochenen Sprache ist, ist zunächst das eindeutigste Indiz für den Gebrauch von Sprache, für eine regionale oder schichtenspezifische Zuordnung des Sprechers. Dies läßt sich auch am Beispiel einer historischen Sprachstufe sehr genau erkennen. Eine Untersuchung der gesprochenen Sprache muß deshalb ebenso eine Betrachtung dialektalen wie auch des fach- oder gruppensprachlichen und des fremdsprachigen Wortschatzes und seines Einflusses auf die deutsche Sprache des Sprechers beinhalten. Wiewohl auf unterschiedliche Weise, können sie doch im Extremfall zu einer soziologisch zu deutenden Differenzierung der Sprache führen.

Sprachliche Varianten auf der Ebene des Wortschatzes sind vor allem dann aussagekräftig, wenn mit ihnen letztendlich auch eine soziale Wertung verbunden ist oder aber deutlich wird, daß entweder eine Verlagerung der Interessen stattfindet, andere Themen in den Vordergrund rücken oder bestimmte Bezeichnungen mit einer sozialen Schicht verbunden sind. Zu betrachten ist im Zusammenhang mit der Untersuchung des Gebrauches von Fach- oder Fremdsprachen also auch die Parallele zwischen ihrem Einsatz und dem Umgang mit denjenigen Sprechern, die eventuell nicht der eigenen (sozialen) Gruppe angehören.

Der Ausdruck einer bestimmten Lebenswelt oder die Differenzierung auf Grund der Wertung durch eine bestimmte soziale Schicht - das sind die zwei Aspekte, unter denen der Gebrauch von Wortschatz betrachtet werden soll.

Auf welche Weise beziehen die zeitgenössischen Grammatiken den Bereich Wortschatz in ihre Betrachtungen ein? Es wird etwa ein anderes Verständnis des Begriffes Etymologie deutlich als das heute herrschende. Wohl kommt der Herkunft von Wörtern Bedeutung zu, aber es wird beispielsweise auch die Valenz von Verben in diesem Zusammenhang behandelt. So etwa von Laurentius Albertus.

2.4.1 Dialektwortschatz

Neben phonologischen Eigenschaften wird eine regionale Sprachvariante immer auch durch einen bestimmten lexikalischen Bestand charakterisiert. Eine phonologische Analyse alleine kann also keinen Aufschluß über die Zugehörigkeit eines Sprechers zu einer

Sprachregion geben. Liegen nur schriftliche Dokumente vor, so ist in die Analyse einzu-
beziehen, daß natürlich nicht jeder Dialektsprecher diese Variante auch bei der Ver-
schriftlichung «seiner» Sprache wählt.

Im folgenden soll die Verwendung von dialektalem Wortschatz bzw. von dialektalen
Kennformen untersucht werden. In einer zusammenfassenden Darstellung soll dann zum
einen die Herkunft des dialektalen Wortschatzes bzw. der Kennformen und zum anderen
die eventuell unterschiedliche Verbreitung in den untersuchten Texten bzw. Textsorten
aufgezeigt werden.

2.4.1.1 Das Fastnachtspiel

Was das Fastnachtspiel angeht, so läßt sich eine doch unterschiedliche Verwendung von
Dialektwortschatz nachweisen.

So ist in den Hans Rosenplüt zugerechneten Texten kaum Dialektwortschatz auszumachen.
Zu nennen ist hier etwa *gult*.

Für die Texte von Hans Sachs dagegen läßt sich eine große Anzahl von Dialektwörtern
erstellen: *seidlein, scharren, schmitzen, Hafen, Metzger, Kuchn, Diele, raufen, gnaden,
Golter, Bachen, Klieben, Wimmer, Krös, dosen, losen, kreisten*.

In den Texten des Jakob Ayrer dagegen sinkt die Anzahl des dialektalen Wortschatzes
wieder deutlich. Zu nennen sind hier *Sprachhaus, schmeißen, Kirchweih, auf das Garn
schauen, Kandel, klecken, schier*.

Dieser genannte dialektale Wortschatz ist, darauf läßt seine Aufnahme in Schmellers
«Bayerisches Wörterbuch» schließen, vorwiegend dem Bairischen zuzuordnen.

Die unterschiedliche Verwendung von Dialektwortschatz mag mit der sich verändernden
Funktion der Fastnachtspiele zusammenhängen: Wiewohl am Anfang vor allem zur
Unterhaltung gedacht, wurde offenbar größerer Wert auf die korrekte künstlerische Ge-
staltung gelegt. Dagegen gewann in der späteren Phase die Belehrung des Publikums
größere Bedeutung, wobei die Sprache «natürlicher» gestaltet wurde. Daß Jakob Ayrer
nicht in demselben Umfang wie Hans Sachs Dialektwortschatz verwendet, mag daran
liegen, daß ihm als sozial höher stehendem Mitglied der Bürgerschaft die Benutzung von
Dialekt eher fern lag. Auch seine Wahl der Themen und eine veränderte dramatis personae
können die Wahl eines bestimmten - nicht dialektalen - Wortschatzes beeinflußt
haben.

2.4.1.2 Die Einblattdrucke

Zu erwarten ist hier ein geringerer Anteil an Dialektwörtern, da ja eine möglichst über-
regionale Verbreitung angestrebt wurde. Zu fragen ist an dieser Stelle nach Parallelen
bzw. Unterschieden bei der Bezeichnung bestimmter alltäglicher Gegenstände oder Ge-
gebenheiten.

2.4.1.3 Die Briefliteratur

In diesem Fall differiert der Gebrauch der Wochentagsnamen. Einige von ihnen, die dia-
lektalen Bezeichnungen für Dienstag und Donnerstag, zählen zu den bairischen Kenn-
wörtern. In den untersuchten Texten finden sich Kennwörter neben hochsprachlichen
Formen. Zu betrachten ist die Wahl des Dialektwortes gegenüber der anderen Variante in
Texten, die in derselben Region verfaßt wurden. Ein Beispiel hierfür sind die Wochen-
tagsnamen: *erichtag* oder *erigtag*, aber Donnerstag anstelle von *pfingstag*.¹⁵

¹⁵ Hierzu siehe die Ausführungen von Eberhard Kranzmayer, der auf den
unterschiedlichen Gebrauch der Varianten in Bayern und Franken eingeht (Kranzmayer,
1960, a.a.O.)

In den frühen Briefen findet sich keine Verwendung von dialektal eindeutig zuzuordnendem Wortschatz.

Albrecht Dürer gebraucht z.T. bairische Kennwörter, etwa Wochentagsnamen. Ansonsten findet sich wenig dialektal eindeutig zuzuordnender Wortschatz.

In den späteren Briefen finden sich morphologisch festzumachende dialektale Formen. An eindeutig zuzuordnendem Wortschatz sind etwa die Bezeichnungen für Wochentage, so für den Dienstag und Donnerstag zu nennen.

2.4.1.4 Zusammenfassung

Vor allem in den Fastnachtspielen findet sich dialektaler Wortschatz, der sich dem alltäglichen Leben zuordnen läßt.

In der Briefliteratur finden sich zum einen bairische Elemente. So etwa Kennwörter: *erigtag*, *pfincztag* oder die Bildung z.B. von Formen des Präteritums. An (ost)fränkischen Elementen ist etwa die Bezeichnung *kuchen* für Küche zu nennen, wie sie sich etwa auch bei Hans Sachs findet. Insgesamt aber ist der Dialekt der Verfasser vor allem an der Wiedergabe der phonologischen Seite zu erkennen als am Wortschatz. Dies gilt vor allem für die frühe Briefliteratur.

Auffällig ist die Tatsache, daß Albrecht Dürer und das Ehepaar Paumgartner in den Briefen z.T. bairische Kennwörter gebrauchen. Gerade die Verwendung der Wochentagsnamen läßt ja auf einen alltäglichen Gebrauch der jeweiligen Bezeichnung schließen, die wohl kaum durch eventuelle Mitbürger aus einem anderen Dialektgebiet beeinflußt sein dürfte. Auch Magdalena und Balthasar Paumgartner verwenden in ihren Briefen einen Wochentagsnamen, der den bairischen Kennwörtern zuzurechnen ist - die Bezeichnung für den Dienstag -, aber die Bezeichnung *pfincztag* o.ä. für Donnerstag erscheint nirgendwo.

In den Einblattgedichten finden sich dagegen keine dialektalen Ausdrücke.

Es zeigt sich also, daß sehr wohl auch die regionale Zugehörigkeit des eindeutig zuzuordnenden Dialektwortschatzes bei der Sprachanalyse eines bestimmten Ortes von Bedeutung sein kann. Zum zweiten wird deutlich, daß man in der gesprochenen Sprache eher dialektalen Wortschatz verwendet als in der niedergeschriebenen.

2.4.3 Berufsspezifischer Wortschatz

Eine Betrachtung des Wortschatzes, der speziellen Lebensbereiche entstammt, ist in jedem Fall wichtig, da ja diese zwei Aspekte der Sprache oftmals nicht Hand in Hand gehen: Wissenschaftler konnten oder können zum Teil trotz beeindruckender Kenntnisse in den verschiedensten Fremdsprachen nicht mit der zwar quasi «sozial beschränkten», aber dennoch oft sehr differenzierten Fachsprache von bestimmten Gruppen oder Berufsständen umgehen und haben daher trotz «Bildungsvorsprung» Schwierigkeiten bei der Kommunikation. Im alltäglichen Umgang mit Sprache sind jedoch ganz sicher beide Komponenten der Sprache gleichermaßen wichtig.

Der Gebrauch von Fachwortschatz hat sicher eine besondere Bedeutung in bezug auf die Gliederung einer Sprechergemeinschaft unter sprachlichem Aspekt. Er ermöglicht vor allem zwei Formen des Einsatzes: er dient zum einen der präzisen Benennung eines Gegenstandes oder eines auszuführenden Vorganges, kann aber auch genutzt werden zu einer Ausgrenzung der Personengruppe oder -schicht, die für gewöhnlich nicht mit dem jeweiligen Spezialgebiet in Kontakt kommt. Dies widerspricht einer insgesamt niedrigen Stilebene im alltäglichen Sprachgebrauch in keiner Weise, fördert aber unter Umständen den Zusammenhalt z.B. einer innerhalb der Sprechergemeinschaft nicht hoch angesehenen

nen Berufs- und/oder Bevölkerungsschicht. Der Einsatz von fachsprachlichem Wortschatz ist also unter Umständen der Ausdruck für ein vom Fremdsprachengebrauch völlig unterschiedliches Sprechverhalten. Denn aus dem Erlernen bzw. Nicht-Erlernen von Fremdsprachen ist ja nicht zu schließen, daß der Sprecher nicht z.B. innerhalb seines Berufes eine sehr spezialisierte Sprache spricht, die ein anderer Sprecher, der eventuell mehrere Fremdsprachen beherrscht, aber eben mit diesem Arbeitsfeld nicht vertraut ist, nicht versteht und daher zumindest auf dieser Ebene mit dem anderen nicht oder nur schwer und mit Erklärungen durch den Gesprächspartner kommunizieren kann. Sicher ist jedoch von Bedeutung, welchem Lebensbereich die gebrauchten Spezialausdrücke entstammen.

Gerade im Mittelalter, zu einer Zeit also, in der noch nicht die heutigen Möglichkeiten der Freizeitgestaltung gegeben waren, war das Ausüben eines bestimmten Berufes sehr viel stärker mit der Zugehörigkeit zu einer sozialen Schicht verbunden, als dies heute der Fall ist. Die einzelnen, wiewohl spezialisierten Bereiche des Berufslebens waren in sehr viel höherem Maße ein Teil des alltäglichen Lebens. Das heißt, wiewohl durchaus ein spezialisierter Wortschatz vorhanden war, erschwerte dies generell nicht die Kommunikation zwischen den einzelnen Gruppen. Hier also von einer spezialisierten Sprache im Sinne einer «Fachsprache» zu sprechen, wäre falsch. Hinzu kommt, daß es zum Teil schwer fällt, eine strikte Grenze zwischen sozialem Stand und der Ausübung eines Berufes zu ziehen. Welche Art der Ausbildung ist beispielsweise vonnöten?

Zu berücksichtigen ist sicher im Fall der untersuchten Texte auch, in welchem Umfang hier überhaupt Berufe thematisiert werden. Daher soll die Analyse in der Form erfolgen, daß die behandelten Berufe und ihre Darstellung, ausgehend von den Lebensbereichen, in denen sich die Menschen bewegten, in den untersuchten Texten aufgezeigt werden. So ist eine Kontrastierung sinnvoller möglich als zunächst von den Textsorten selbst auszugehen. Trotzdem ist zu klären, wie eng die untersuchten Texte eventuell mit bestimmten Berufen oder Berufsgruppen verbunden sind. Ebenso scheint es aufschlußreich, die Berufsbezeichnungen und die mit der jeweiligen Tätigkeit verbundenen Arbeiten bzw. Gerätschaften gesondert zu betrachten.

Eine zunächst rein auf Unterhaltung des Publikums ausgerichtete literarisch-dramatische Gattung wie das Fastnachtspiel auf berufsspezifische Sprache hin zu untersuchen, scheint zunächst abwegig. Doch sind diese Texte, wie sich zeigen wird, von Anfang an auch unter diesem Aspekt ein Spiegel der Realität der dargestellten Figuren.

Wie stark sind berufliche Themen in Privatbriefen gegenüber rein privaten Themen vertreten? Ein Zusammenhang besteht sicher in diesem Punkt mit der Entwicklung der Textsorte. Zunächst sind die beruflichen Angelegenheiten und das Aufrechterhalten des sozialen Status der Zweck des Schreibens. Albrecht Dürer nimmt eine Zwischenposition ein: Die Erwähnung der beruflichen Angelegenheiten richtet sich in ihrer Intensität nach der Beziehung zum Adressaten. Willibald Pirckheimer gegenüber wird zwar auch, aber nicht nur davon gehandelt, in den Briefen an Jakob Heller geht es ausschließlich um Berufliches. Es werden auch unterschiedliche Bereiche behandelt: Pirckheimer gegenüber schildert Dürer sein Fortkommen, seine Erfahrungen, geht auch auf seine Aufträge und Einkäufe ein. Jakob Heller gegenüber dagegen schildert er auch die Fertigung einer Bildtafel - wie auch etwaige Hinderungsgründe... -; er nennt Bezeichnung und Preis der Farben o.ä. Später nutzt man die Gelegenheit privater Schreiben, um auch berufliche Angelegenheiten zu klären bzw. weiterzuverfolgen, wobei sich diese Tendenz in den Briefen des Ehepaars Paumgartner gegenüber denen an Paulus Behaim z.T. noch verstärkt.

Die Einblattdrucke dienen vor allem der Information der Leser/ Zuhörer und nicht der Vermittlung berufsspezifischer Kenntnisse oder Informationen. In diesem Zusammen-

hang wird daher die Verbindung der Berufe der Autoren zu den geschilderten Himmelserscheinungen von Interesse sein.

2.4.2.1 Die Bauern

Was die Berufe und ihre Bezeichnung angeht, so werden sie im frühen Fastnachtspiel sehr eindeutig und genau differenziert. So wird in den Stücken «der Bauer und der Bock» und «das Eggenziehen» ein Unterschied zwischen den Bezeichnungen *Bauer* gegen *Meier* gemacht: *Bauer* meint vor allem die Tätigkeit des Landmannes (Kluge, 1989, S. 65), der *Meier* hat eine verantwortungsvollere Position inne: Er führt die Oberaufsicht über ein gepachtetes Gut (Kluge, 1989, S. 471). Für diese gehobene Stellung sprechen auch die Worte des Knechtes:

Mein herr und mayr, das sol sein. (Egge, Z. 17).

Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang auch die unterschiedliche Benennung des Bauern. So spricht der Lehnherr in dem Stück «Der Bauer und der Bock» den Bauern im direkten Gespräch mit *Meyer* an:

Meyer, biß mir gotebilkum! (Bock, Z. 17)

Meyer, du hast mir nye gelogen
Und auch zu keiner zeit betrogen. (Bock, Z. 31 f.)

Meyer, was sagst du unns guter mer? (Bock, Z. 121)

Meyer, du hast recht getan,
Wann sie gwynnet am mynsten daran. (Bock, Z. 143 f.)

Redet er dagegen mit anderen, z.B. mit der Frau oder den anderen Herren, über ihn, so bezeichnet er ihn als *Bauer*:

Meinen bauern hab ich also erkant,
Ich wolt, es gult mir ein ganntzes landt... (Bock, Z. 61 f.)

Ir herren, nu wil ich horen!
Das weib begert, den bauern zutoren... (Bock, Z. 73 f.)

Auch die Frau bezeichnet den Mann als *Bauer*:

Ir meynt, euer bauer mug nicht liegen? (Bock, Z. 53)

Zwar, du beschißenner bauer,
ich wolt dir es noch wol machen zusauer! (Bock, Z. 151f.)

Offensichtlich möchte der Herr im direkten Gespräch seine Achtung vor der ehrlichen, loyalen Haltung des Bauern zum Ausdruck bringen, die Frau dagegen, selbst eine Bäuerin, spricht mit oder von ihresgleichen.

Ebenso differieren die Bezeichnungen für das Gesinde je nach der speziellen Funktion des Knechtes bzw. der Magd. Der Oberbegriff ist Gesinde, der bereits in der Bedeutung 'Dienerschaft' gebraucht wird. Die Bezeichnungen *hausmeyt*, *haufknecht*, *knecht* und *menknecht* zeigen, daß offensichtlich eine spezialisierte Aufgabenverteilung existierte.

Ausschreyer

Got gruß den Wirt und die Wirttin!
Es kumt ein mair mit sym gesind und der hirttin.
Was heur von meyden ist uberblieben und verlegen,
Die sein gespant in den pflug und in die egen. [...] (Egge, Z.1 ff.)

Der arczt

Der prunn, der ist einer hausmeyt
Die hat sich zu dem knechtt geleytt. [...]

Der haußknecht

Herr, eur kunst ist dancz gerecht,
Wann ich pin der selbig hausknecht. [...] (Arzt, Z.71ff.)

Was die Tätigkeiten und Geräte angeht, so fällt eine sehr differenzierte Bezeichnung der Pferde auf: Gromann, Pleßlein, Felblein, Preunlein, Replein, Fuchslein (Egge, Z. 25, 27 f.) Auch werden die speziellen Gerätschaften benannt, die der Bauer bei seiner Arbeit benötigt, etwa *pflug* und *egge* (Egge, Z. 4) oder *keßreusen* (Bock, Z. 30)

Die zu zahlenden Abgaben werden in Naturalien geleistet und entsprechend bezeichnet: *gult* meint die Abgabe generell, das Bestimmungswort in einer Komposition mit diesem Wort zeigt an, in welcher Form die Abgabe geleistet wird, z.B. als *keßgult* (Bock, Z. 23).

In den Fastnachtspielen des Hans Sachs stehen weniger die Hilfsmittel zur Produktion als vielmehr die Lebensmittel selbst und das aus ihrem Verkauf erlöste Geld im Mittelpunkt.

Ich bat in nechtn, fru^e auff zu sthan,
Sagt, ich wolt heudt in die Stadt gahn,
Milch und Ayr in die Stadt nein trage;
ich stundt fru^e auff, eh es wolt tagen,
Das ich hienein kem in der fru,
Hab schon gemolcken meine Ku,
War schon fertig, int Stadt zu gohn,
So wil mein Narr noch nit auffstohn. (Kalb, Z. 7ff.)

In den Texten des Jakob Ayrer werden nicht mehr die Grundnahrungsmittel, sondern die wertvollen Stoffe, die verfeinerten Lebensmittel, die edlen Getränke, die die reichen Bürger im Gegensatz zu den Bauern genießen können, ebenso akribisch benannt wie die Steuerbelastung und, auf der anderen Seite, die Krankheiten, die dem Bauern aufgrund des gesunden Landlebens erspart bleiben.

Die verschiedenen Bezeichnungen für die Abgaben wie *Zinß*, *Gült*, *Zehenten* oder *Steur* deuten zudem darauf hin, daß in diesem Bereich eine Veränderung des Abgabensystems stattgefunden hat.

2.4.2.2 Die Geistlichkeit

Im frühen Fastnachtspiel tritt der Geistliche nicht in Erscheinung.

An Berufsbezeichnungen werden in den Fastnachtspielen aus der Mitte und dem Ende des Untersuchungszeitraumes *Pfarrer* oder *Pfaff*, *Caplan* 'Hilfsgeistlicher' (Kluge, 1989, S. 354) und *Schüler* genannt. Es wird also sehr wohl eine genaue Unterscheidung innerhalb der mit dem geistlichen Stand verbundenen Positionen gemacht. Allerdings wird, etwa in zusätzlichen Beschreibungen o.ä., keine Wertung geäußert. Gezeigt werden je-doch insgesamt keine höheren Stände wie etwa ein Abt o.ä.

Auf die Auseinandersetzung der Bauern mit Vertretern des Klerus, wie sie die Fastnachtspiele des Hans Sachs zeigen, wird weiter unten ausführlicher einzugehen sein, wenn die Auswirkungen von Reformation und Bauernkriegen auf die Reichsstadt Nürnberg behandelt werden.

Wichtige Bereiche der Religion, mehr noch aber der Religionsausübung, die von Hans Sachs angesprochen werden, sind *beschwören*, *Beschwörung*:

die Beurin spricht
Mein Herr, so helfft im durch eur bschwerung!
Wil euch darumb thun ein vererung.

Pfaff spricht

Gredt, du sagst wol: beschwert mein Man!
Wiewol ich wol beschweren kan,
So thu ichs doch warlich nit gern,
Furcht, er wurt mir ein blatten schern. (Kalb, Z. 199 f.)

Der Pfarrer spricht

Wenn ich den Dieb anzeigen so^el,
So ist zu dieser kunst auch noht
Ein gru^ener Ingwer auff drey lot,
Den leg ich auff ein platz alwegen,
Sprich darob meiner bschwerung segen. (Schinken, Z. 160ff.)

Sünde bzw. Beichte

die frau kombt und spricht

Mein Mann, morgen fru^e wolt ich beichten
Und mein Hertz von su^enden erleichten;
ich bitt, wo^elst das erlauben mir.

Der eyferer spricht

Was su^enden hast du jetzt auff dir,
Daß du gleich beichten wilt auff morgen?

die Frau spricht

O, meine su^end die sind verborgen.
Meinst drumb, daß ich im Hauß stets bleib,
Ich derhalben kein su^ende treib
Mit wort, werck und gedancken mein?

Der Eyferer spricht

Nun, es sol dir erlaubet sein.
Doch solt keim andern beichten gar,
Denn unserm Caplan hinderm Altar. (Eifer, Z. 71ff.)

Ablaß bzw. Absolution

die Frau spricht

O mein Herr, ich darff in nicht nennen;
Ir wu^erd in warlich gar wol kennen.
Sprecht mir Ablaß und last mich gohn!

Eyferer spricht

Dich ich nicht Absolvieren kon,
Weyl du nicht lassen wilt darvon. (Eifer, Z. 141 ff.)

Segen

Der Pfarrer spricht

Wenn ich den Dieb anzeigen so^el,
So ist zu dieser kunst auch noht
Ein gru^ener Ingwer auff drey lot,
Den leg ich auff ein platz alwegen,
Sprich darob meiner bschwerung segen. (Schinken, Z. 160 ff)

und Gebet

Eyferer spricht

Nun ich wil sprechen mein Gebet
Fur dich, solch su^ende abzuwenden. (Eifer, Z. 147 f.)

2.4.2.3 Städtische Berufe

Im Folgenden sollen die Berufe geschildert werden, die von Stadtbewohnern ausgeübt werden. Welches Spektrum an Berufen ist dies, setzt man die Beschreibung in den untersuchten Texten in Beziehung zur realen Situation Nürnbergs?

Der *Künstler* tritt im Fastnachtspiel nicht auf.

Der *Handwerker* tritt erst im Fastnachtspiel Jakob Ayrers, allerdings nicht in den untersuchten Texten, auf.

Der *Kaufmann* als ausdrücklich genannter städtischer Beruf tritt erst in den Fastnachtspielen Jakob Ayrers auf.

Eine sehr eindeutige Wertung des Berufes ist mit der Klage des Kaufmannes Heinrich verbunden, der über die schlechten Zeiten klagt:

Der krämer seind worden so vil,
Itzund ein jeder Baur sein will
Ein krämer, vnd wenn er hat ein Sohn,
So soll er werden ein Kauffman,
Vnd gibt mehr krämer, als kauffleut. (Jude, S 2421, Z. 6 f.)

Der Begriff *Kauffleut* bezeichnet hier offensichtlich nicht mehrere Kaufmänner, sondern die Kundschaft. Der *Kaufmann* ist also in der Gesellschaft ganz offenbar besser angesehen als der *Krämer*. Aaron gebraucht diesen Begriff, als er seiner Frau von den Vorkommnissen auf der Messe erzählt:

Da fielen mich zwen krämer an,
Wolten den Barchet vnverholn... (Jude, S. 2436, Z.21 f.)

Das Wort *Kram* bezeichnet den Verkaufsraum, ursprünglich ein mit einer Decke überdachtes Gestell, das einem Zelt glich (Kluge, 1989, S. 409) Der Dieb wird von dem Juden beobachtet, wie er um den Stand der Kaufleute herumschleicht:

Botz, dort thu ich ein sehen schon.
Wiewol ich jn nicht kenn mit Nam,
Der dret sich dort rumb umb ein kram.
Was gelts? er wird dort Barchet stehln. (Jude, S. 2423 Z. 12ff.)

In dieser Bedeutung wird auch das Wort *Bude* eingesetzt. So sagt etwa Heinrich, als die Kaufmänner und der Jude vor dem Bürgermeister stehen:

Ehrnvester Herr, wir bede han
Gesehn vnd dörrfens warhafft sagn,
Das vns der Jud dieblich endtragen
Dises stuck Barchet auß der Buden. (Jude,S.2431, Z. 30ff.)

Für die zu verkaufenden Gegenstände werden drei Begriffe gebraucht. Zunächst der Begriff *Ware*:

Heinrich sagt:

So muß man sich richtn nach der zeit
Vnd muß auff die war dest mehr schlag, [...]
Nun walt sein glück! es ist außgelegt
Vnd alle wahr also auffdeckt,
Daß man dieselben wol sehen kan. (Jude, S. 2421, Z. 11ff.)

Das Wort *Gut* gebraucht der Jude einmal im Zusammenhang mit gestohlener Ware:

Dann es wer aller Juden schadt,
Wenn man es west in dieser Stadt,
Daß sie gestolens gut kauffen,
Deß sie doch habn ein grossen hauffen. (Jude, S. 2425, Z. 22ff.)

Eine Wertung der verkauften Gegenstände, ob es sich also um wertvolle Dinge oder um Güter für den täglichen Bedarf handelt, ist hiermit nicht verbunden.

Anders bei dem Begriff *Schamot*. Er wird in der Umgangssprache eingesetzt und bezeichnet «Kram, Zeug, wertlose Sachen». Diese Bedeutung kann hier nicht gemeint sein, denn ein Schwur bei einer Sache, die einem nichts wert ist, wäre widersinnig. Einleuchtender ist in diesem Falle der umgangssprachliche Gebrauch dieses Begriffes für Geld, wie dies im «Lexikon der Umgangssprache» ausgeführt wird. Nicht nur Aaron gebraucht den Begriff *schamot* bei seiner Versicherung, den Dieb nicht zu verraten:

Bey meiner schamot, ich thus nicht. (Jude, S. 2425, Z. 16)

Auch der Dieb Niclaus verwendet diesen Begriff, als er sich freut, den Juden in seiner Gutgläubigkeit getäuscht zu haben:

Bey meiner Schamat, ich hab glacht,
Daß mir die augen vbergangn.
Der Dieb wird gewißlich bald gehangn. (Jude, S. 2428, Z. 3ff.)

Auch der Ort, an dem gehandelt wird, erfährt offensichtlich eine unterschiedliche Bezeichnung. *Messe* bezeichnet eine größere Veranstaltung (Kluge, 1989, S. 474), wie sie in Frankfurt üblich ist. Heinrich, der Kaufmann:

Ich hab offft gehört von den alten,
Es sey ein tag gewest so gut,
Als jtz ein gantze Meß sein thut. (Jude, S. 2421, Z. 3ff.)

Der Jude Aaron dagegen gebraucht zusätzlich den Begriff *Marck*:

So will ich ein weil an Marck gahn,
Mich vnter den kremern vmb drehn...
Fürwar, ich wolts nicht schlagen auß,
Weil eben jetzo ist die Meß
Seh ich, was ich mein nicht vergeß,
Beim Goim meinen waitz könt schern. (Jude, S. 2422, Z. 26ff.)

Er bezeichnet damit offenbar den Platz, auf dem die Messe stattfindet, und nicht die Verkaufsveranstaltung als solche.

In den untersuchten Briefen beginnt die Erwähnung des kaufmännischen Bereiches mit den Briefen an Paulus Behaim. Dabei schreibt Michel Behaim mehr über Geschäftliches an Paulus als etwa die Schwester oder die Tante. Dementsprechend findet sich auch Wortschatz aus dem Bereich des Handels, etwa *Messe*, *Schuldbrief*. Für den Bruder Hans geht es darum, eine einigermaßen passende Stellung zu finden.

Seine Schwester Margarethe und seine Tante Lucia Letscher dagegen schreiben nahezu ausschließlich über private Angelegenheiten. So findet sich auch viel Wortschatz aus dem Bereich der Familie, der Gesundheit. Das Geschäftliche wird nur im Zusammenhang mit dem beruflichen Fortkommen des Bruders/ Neffen berührt: Sein korrektes Verhalten soll der Familie zur Ehre gereichen.

Ein Unterschied zu dieser Haltung läßt sich im Briefwechsel der Familie Paumgartner nachweisen: Beide Ehepartner handeln sowohl über private wie auch über geschäftliche Themen. Wichtig sind zunächst immer die Gesundheit des jeweils anderen wie auch der Fortgang der Reise und Neuigkeiten aus dem privaten Umfeld: Hochzeiten, Todesfälle, Geburten... Insgesamt war Margarethe naturgemäß sehr viel stärker in das Geschäft ihres Mannes involviert als dies bei den weiblichen Angehörigen Paulus Beheims der Fall war. So bersorgt sie etwa die Verteilung der per Boten nach Nürnberg gesandten Waren, erledigt aber auch Geldtransaktionen.

In der untersuchten Briefliteratur ist die Behandlung seines Berufes und seines Künstlertums in den Briefen von Albrecht Dürer von Bedeutung.

Schreibt Dürer an Willibald Pirckheimer, so nennt er Tätigkeiten und Gegenstände, die mit seinem Künstlertum verbunden sind. So etwa *thefelle* oder *thafell* und als Tätigkeiten *weissen*, *schaben* oder *molen*. Wichtig ist es ihm aber auch, noch von etablierten Künstlern zu lernen, die *ferstendig im gemell* sind. Besonders das Lob Giovanni Bellinis macht ihn stolz, da dieser ser «alt vnd [...] noch der pest jm gemoll» isst (Brief Nr. 2, S. 44).

Jakob Heller gegenüber dagegen betont der den Aspekt des Handwerklichen, wenn er ihm den Werdegang der von diesem bestellten Tafel schildert :

Vnd wiewoln ich sie noch nit angefangen hab, so hab ich sie doch vom schreiner gelöst vnd das gesldt geben, so ihr mir geben habt. [...] Vnd hab sie zu ainem zubereiter gethan, der hat sie geweist, geferbet, vnd wirdt sie die ander wochen vergulden. (brief Nr. 12, S. 64)

Ungeduldigen Mahnungen zur Fertigstellung begegnet er später mit dem Hinweis auf die Perfektion und Qualität seiner Arbeit:

Aber solche miehe will ich nit abrechnen, euch vnd mir zu ehren ans end zu khommen, da es von viellen künstlern gesehen wirdt, die euch vielleicht zuersteren werden geben, ob sie meisterlich sey oder böß. Darumb habt gedult die kurze zeut, den die taffel ist nach vnden gar auß gemacht, allein sie ist nit gefierneist. Vnd oben ist noch etlichen dieng von kindlein auß zu machen. (Brief Nr. 16, S. 69)

Dem Rat der Stadt Nürnberg gegenüber betont er zwar einerseits die Mühe beim Verfertigen des geschenkten Gemäldes, spielt allerdings gleichzeitig den Wert seines Geschenkes herunter:

Nach dem jch aber diese vergangen zeit ein thafel gemalt vnd darauf mer fleis dan ander gemel gelegt hab, ach jch nymant würdiger, die zu einer gedechnus zu behalten, dan e[wer] w[eisheit].Derhalb jch auch die selben hiemit ferer, vnderthenigs vleis pittent, die wölle diese mein kleine schenck gefellig vnd günstlich anemen ... (Brief Nr. 59, S. 117)

Diese wenigen Beispiele zeigen doch, daß Dürer sowohl die praktische Seite dieser Tätigkeit wie auch der ideelle Wert eines Werkes thematisiert und daß er dies den unterschiedlichen Gesprächspartnern gegenüber unterschiedlich tut.

In den Einblattdrukken finden städtische Berufe keine ausdrückliche Erwähnung. Lediglich die Drucker werden im «Impressum» genannt.

2.4.2.4 Naturwissenschaft und Medizin

Die Rolle von Medizin und Naturwissenschaft war naturgemäß im Spätmittelalter eine gänzlich andere als in unserer heutigen technisierten Welt, wo der ganze Kosmos betrachtet werden kann, Körperzellen beobachtet und nahezu beliebig gezüchtet werden können. Jeder Besitzer eines Computers mit Internet-Zugang kann sich detaillierte Informationen über jedes naturwissenschaftliche Spezialgebiet beschaffen, ohne in diesem Bereich ausgebildet zu sein. Für den Untersuchungszeitraum können diese Wissensgebiete zusammengefaßt werden. Wichtig ist auf jeden Fall der Blick des Betrachters: Wie sieht er seine Umwelt bzw. den Körper?

Eine Behandlung naturwissenschaftlicher Themen findet sich nur in den Einblattdrukken. Zunächst sucht man bei der Darstellung von Himmelserscheinungen nach Bildern für das Beobachtete (Zwei Männer....). Dann benutzt man eine zwar sachbezogene, aber nicht wissenschaftliche Sprache: Die Beschreibung der Himmelserscheinungen erfolgt vorwiegend mit Hilfe von Wortschatz, der sehr wohl dem Bereich der Astronomie zuzuordnen ist, so. z.B. *Stern, Himmel, Wolken, gegen Aufgang der sonne (Osten) - gegen*

Niedergang der Sonne (Westen). Fachausdrücke werden jedoch selten gebraucht. Beispiele hierfür sind *Cometen*, *Ecclipses*. Wichtig ist hier die Glaubwürdigkeit der Gewährsleute, nicht aber, daß sie kompetent sind, diese Erscheinungen auf naturwissenschaftlicher Ebene zu erklären. Dies ist wohl aus dem Zusammenhang der Zeit zu verstehen. Gedeutet werden diese naturwissenschaftlich zu erklärenden Himmelserscheinungen auf religiöser Ebene. Behandelt werden nicht die Auswirkungen auf die menschliche Physis, sondern die Verfasser ermahnen zur Sorge um das Seelenheil. Welche Aspekte werden - abgesehen von den direkten Zitaten der Bibel, auf die gesondert eingegangen wird (Kap. 2.6.1) - von Religion oder Religionsausübung erwähnt, auf welche Weise werden sie behandelt? Es ist aufschlußreich, wie diese zwei so gegensätzlichen Themenbereiche im Untersuchungszeitraum sprachlich dargestellt werden.

Was die Medizin angeht, so ist im Fastnachtspiel zunächst die Darstellung der Funktion und Vorgehensweise des *Arztes*, der ein Studium abgeschlossen hat, von Bedeutung. Die Art und Weise der Diagnose, auf die sich der Arzt stützt, wird in der Einleitung genannt:

Ob jemand prechenhaftig sey an seym leyb,
Er sey junk, alt, man oder weib,
Der laß seinn prunnen hie besehen!
An dem kan er all krankhayt spehen,
Die schwern to^etlichen mort seuchen,
Es sey in ko^eppfen oder in peuchen,
Und su^est vil krankhayt, die man nit kan nennen,
Die kan er all anm prunn erkennen.
Und wie man die wider sol vertreyben,
Das wirt man eym an ain zetelein schreyben. (Arzt, Z. 7 ff.)

Diese Art der Diagnose war laut Schwertner eine der am meisten angewendeten:

Spielte die Diagnose einer Krankheit aus dem «Beschauen des Wassers» in der Antike eine eher untergeordnete Rolle, gewann die Bewertung des Urins vor allem ab dem 13. Jahrhundert immer mehr an Bedeutung. Die Uroskopie blieb während des gesamten Mittelalters die vorwiegende Methode zum Diagnostizieren von Krankheiten. Dabei gingen die Spekulationen bei diesen Harnschau-Praktiken so weit, daß manche Lehrbücher die Krankheiten nach den Veränderungen im Urin einteilten. Es mußten nicht nur 20 verschiedene Farben auseinandergehalten werden, sondern auch fünf Konzentrationsgrade, die über den Feuchtigkeitsgehalt der Krankheitsmaterie Auskunft gaben. (Schwertner, 1998, S. 29)

In dem Stück von Jakob Ayrer überträgt der Tod dem Bauern Claus Gergast die Funktion eines Arztes - der allerdings nicht wirksame Medikamente, sondern Placebos verabreichen soll, wenn ihm der Tod das verbredete Zeichen gibt, weil der Patient noch nicht sterben soll:

Claus Gergast sagt:
Ja, was muß ich jhm aber eingebn?
Weil ich kein Artzney thu verstehn.

Der Todt sagt:
Nimb du schlechter öpffelkern zwen!
Gibs jm ein in eim stücklein Brodt!
Sag dann zu jhm, es hab kein noth,
Es wird gar balt besser mit jhm
Zu lohn du dir dein nottdurfft nimm!
Thust du das einmal oder zwey,
So wird im gantzen Land ein Geschrey,
Wie den Artzney sey so bewerth. (Gefatter Tod, S. 2480, Z. 37 ff.)

Die Rolle des Arztes wird also in Frage gestellt. In demselben Stück wird bäuerliches Leben mit gesundem Leben gleichgesetzt, städtisches Leben dagegen als verweichlicht betrachtet. Die dadurch entstehenden Krankheiten werden genannt:

In den Briefen wird das Thema Gesundheit zunächst nicht angesprochen, später jedoch gewinnt es zunehmend an Bedeutung: Man erkundigt sich, wie es den anderen geht, ermahnt zu maßvollem Lebenswandel. Konkrete Krankheiten oder Ärzte und ihre Heilmethoden werden aber nur bedingt genannt, etwa wenn es um eine Hautkrankheit geht. So rät etwa Michel Behaim seinem Vetter:

Hercz lieber vetter, der vatter hat mir gesagt, wie du kreczig seist; so verdreib es nar nit, den du moscht dich mit otba schmirn, das es dir das hercz abschiß.
(Brief Nr. 15, S. 92)

Albrecht Dürer scheint diesbezüglich mutiger gewesen zu sein, wenn er an Willibald Pirckheimer schreibt:

Vnd hewtt hab jch erst mein thafell an gefangen zw entwerffen. Wan mein hend sind so grindig gewest, daz jch nit erbetten hab kunen. Aber jch habs vertreiben lassen. Hie mit sind gütig mit mir vnd czürnt nit so bald. Seýt senftmütig als jch, Jr wölt nütt von mir lere, jch weis nit, wý es zw gett. (Brief Nr. 2, S. 44)

Noch später dann liefert bzw. sucht man medizinische Erklärungen für die auftretenden Symptome, betreibt ganz aktiv Gesundheitsvorsorge durch Kuren und sucht nach der Ursache eines Todes. So läßt etwa Magdalena Paumgartner - ohne Absprache mit ihrem abwesenden Ehemann! - den offenbar an einer Leberzirrhose verstorbenen Sohn obduzieren:

Das in Got trost, bis wir aug zu im kumen! Hab in hernach lasen schneiden. So hat sein lebern den leib ausgefillt; so gros ist sy gewesen, das syale gewundert haben, das ers so lang hat leben kinen. Und habens von wunder wegen gewogen, hat sy 4h. [Pfund] wol gegewegen. Und seine lendniern so gros, als kein mon nimer gehabt, den mon geschniden, das docktor und palpierer sagen, unmiglich gewesen, das er lenger leben het kinen.
(Brief Nr. 102, S. 169)

Trotz allen wissenschaftlichen Interesses ist jedoch Gott der Maßstab, an dem auch Krankheit und Tod gemessen werden. So fährt Magdalena fort:

Mus also gedencken, so balt in gehabt, nit unser gewesen ist und leider ein vergebliche freutt gehabt haben. Mus mich demnach nor mit Got zufrieden geben, dan ich leider sich, nit mer davon pring, dan schbegung, bösen kofp und böse augen. Mus mirs ausschlagen, so vil mir nor miglich. Desgleichen wolst du aug thon, herzliebster schaz, und dirs aus dem sin schlagen und gedultig sein. Villeicht sych Got unser wider erbarmet und ergezt uns wider, nachdem er uns heimgesuget hat. (ebda.)

Sicher nicht zuletzt deshalb werden die Ärzte und ihre Methoden durchaus auch kritisch gesehen. So etwa die Reaktion von Magdalena Paumgartner, wenn Balthasar ihr von den zum Teil offenbar eher erfolglosen Trinkkuren berichtet:

Inwendig plagen die die flis ser wol: aus deinem schreiben vernim ich, das eug der heilase dockter aber ale wol placht auswendig. Er wiert einmal sein lon empfangen, wiers verdindt. (Brief Nr. 170, S. 280)

2.4.3 «Liber pruder, wie du mir schreibst, du kunst mit niemant reden, so thun fleicz, das du palt lerst...» - zum Erwerb und Gebrauch von Fremdsprachen

Zu berücksichtigen ist die spezielle Kommunikationssituation einer Sprechergemeinschaft, wenn man die Bedeutung von Fremdsprachen darstellen möchte. Die Situation scheint in diesem Punkt weniger eindeutig als im Fall des Fachwortschatzes. Denn während eine berufliche Orientierung fast automatisch auch eine sprachliche Orientierung in Richtung auf das Spezialgebiet und auch in Richtung auf die anderen Vertreter dieses Berufes mit sich bringt, so rückt für den Sprecher beim Erwerb fremder Sprachen wohl

hauptsächlich die Notwendigkeit der Verständigung, nicht zuletzt aber auch das eigene Interesse in den Vordergrund. Hier ergibt sich also unter Umständen ein völlig unterschiedliches Bild, was die Zugehörigkeit der Benutzer von Fachsprachen einerseits und Fremdsprachen andererseits zu einer bestimmten sozialen Gruppe angeht. Auch besitzen Fremdsprachen einen «Januskopf»: Einerseits dienen sie, wie ausgeführt, der Kommunikation zwischen Menschen z.B. unterschiedlicher Nationalität, andererseits aber kann ihre Verwendung einen Gesprächsteilnehmer von der Teilnahme an einer Unterhaltung oder einer Diskussion ausschließen, der der verwendeten Fremdsprache nicht mächtig ist. Durchaus von Bedeutung scheint auch zu sein, ob es sich bei den fremden Sprachen um alte, «tote» Sprachen wie Griechisch oder Latein handelt, oder ob neuere Fremdsprachen wie z.B. Französisch oder Italienisch gebraucht werden, die im alltäglichen Leben von größerem Nutzen sind und deren Beherrschung daher heutzutage dem Sprecher ein höheres Prestige verleiht als die Kenntnis einer alten Sprache. Auf den Untersuchungszeitraum bezogen, muß jedoch gesehen werden, daß Latein im Mittelalter die Sprache ist, in der wissenschaftliche Texte abgefaßt werden - ein Bereich also, mit dem zwar das Gros der Zuschauer von Fastnachtspielen nur selten in Kontakt gekommen sein dürfte, der aber trotzdem gerade in einer auf diesem Gebiet so bedeutsamen Stadt wie Nürnberg eine entscheidende Rolle gespielt haben dürfte.

Darzustellen ist also zum einen, welche Fremdsprachen benutzt werden, wer sie spricht und wie die Sprecher bzw. Nicht-Sprecher den Gebrauch werten. Ein zweiter wichtiger Aspekt ist jedoch auch, ob und in welcher Weise das Beherrschen der fremden Sprache die Sprachvarietät einer bestimmten Bevölkerungsschicht beeinflußt.

2.4.3.1 Das Fastnachtspiel

Der Einsatz von fremden Sprachen in den Fastnachtspielen differiert recht eindeutig, es gilt jedoch für alle drei Formen, daß keine «lebenden» Sprachen wie z.B. Italienisch oder Französisch gebraucht werden.

Zunächst ist der Einsatz von Fremdsprachen sehr stark berufsgebunden. Wo es etwa um die Bereiche der Medizin und der Religion geht, wird in den Fastnachtspielen vor allem die lateinische Sprache, z.T. entweder nicht korrekt oder aber in spielerischer Form, eingesetzt. Vor allem die Tatsache, daß auch die Sprecher, die im Zuge ihrer Ausbildung eine fundierte Kenntnis der Sprache erworben haben müßten, falsche Formen gebrauchen oder Alltagssprache mit Hilfe von latinisierten Formen umgestalten, deutet darauf hin, daß die Kenntnis der alten Sprachen kein Grund für eine besondere Wertschätzung der Sprecher oder der Institutionen, die sie vertraten, war. Man stand ihnen, im Gegenteil, offenbar doch auch sehr kritisch gegenüber, ließ sich nicht mehr von der Schau gestellter Bildung alleine beeindrucken. Fremdsprachengebrauch ist also, obwohl in der Realität für eine wissenschaftliche Betätigung notwendig, in den Fastnachtspielen zunächst eher dazu geeignet, den Sprecher zu desavouieren. Der lebensklügere, durchsetzungsfähigere scheint jedenfalls der zu sein, der ohne «Bildungsballast» auskommt und eine kräftigere, unverblümete Sprache spricht.

Selten wird Latein aber auch, wie bei Hans Sachs, in einem angemessenen Rahmen verwendet, d.h. aus der fremden Sprache stammende Fachausdrücke werden quasi selbstverständlich eingesetzt, wirken weder anmaßend noch fehl am Platz. Es erfolgt insgesamt eine «Lockerung» der sprachlichen Gepflogenheiten. Das heißt: Man spielt mit der Sprache, auch mit der bis dahin unangetasteten Wissenschaftssprache Latein, lernt die Fremdsprachen, die quasi «aktuell» gebraucht werden, aber pflegt auch hier einen eher spielerischen Umgang.

In den Texten von Jakob Ayrer werden Fremdsprachen kaum gebraucht. Der Einsatz des Hebräischen ist hier beschränkt auf Worte, die im täglichen Leben, oft auch unter emo-

tionaler Belastung gebraucht werden. Dementsprechend ist der Einsatz auch nicht z.B. an eine bestimmte Berufsgruppe gebunden und wird auch nicht positiv oder negativ gewertet - wiewohl, z.B. im Fall des Juden Aaron und seiner Frau Sarah, auf Grund der Außenseiterposition Anlaß hierzu gegeben wäre. Man wendet sich also mit einer gewissen Ernsthaftigkeit der Sprache zu; wenn Fremdsprachen gebraucht bzw. den Sprechern in den Mund gelegt werden, so tut man dies «objektiv», also ohne die fremden Worte zu entstellen.

2.4.3.2 Die Einblattdrucke

Für die Einblattdrucke ist festzustellen, daß sie nicht in einer fremden Sprache verfaßt sind. Wohl aber werden Übersetzungen z.B. aus dem Italienischen angefertigt; dies wird in der Überschrift etwa von E3 ausdrücklich vermerkt:

Erschreckliche vnerhorte Warhaftige gesichten/ so gesehen ist zu^o Rhom an dem Himmel/ den xiy tag Novembris des Jars M.D.XXXXvj. Auß Italianiser sprach in das teutsch.

Der Grund, warum ausgerechnet diese Erscheinung dargestellt wurde, die keinen direkten Bezug zur Heimatstadt oder -region hat, mag darin liegen, daß sie geeignet schien, den Zweck des Autors - in einer bestimmten Weise auf sein Publikum einzuwirken - zu erfüllen. Hinzuweisen ist jedoch an dieser Stelle auf einige wenige fremdsprachige Ausdrücke, die der Wissenschaftssprache zuzurechnen sind und auf die im Zusammenhang mit der berufsbezogenen Sprache einzugehen sein wird.

2.4.3.3 Die Brieffliteratur

Die Bedeutung des Erwerbs und der Nutzung der fremden Sprachen, die man etwa auf Reisen oder für Verhandlungen mit Geschäftspartnern benötigt, spiegelt sich vor allem in der Brieffliteratur wider. Immer wieder wird, von den verschiedensten Verfassern, betont, wie wichtig das Beherrschen einer Fremdsprache ist.

Gerade Albrecht Dürer flicht in seinen Briefen fremdsprachige Wörter und Floskeln ein, die zwar spielerisch eingesetzt werden, aber doch auch eine «ernsthafte» Bedeutung haben. Etwa wenn er die überschwengliche Einleitung zu einem Brief in italienisch-lateinischer Sprache verfaßt, um dann unvermittelt zur deutschen Sprache überzuwechseln:

Grandissimo primo homo de mundo. Woster sefitor, ell schciavo Alberto Dürer disi salus suum magnifico miser Willibalso Pircamer. Mÿ fede el aldÿ wolentire cum grando pisir woster sanita e grondo hanor. El mÿ maraweio, como ell possibile star vno homo cusy wu contra thanto sapientissimo Tirybuly milÿ tes; non altro modo nÿ sÿ vna gracia de dio. Quando mÿ leser woster litera de questi strania fysa de cacza mÿ habe thanto pawra mÿ vno grando kosa. Aber jch halt, daz dy Schottischen ewch awch gefurcht hand. (Brief Nr. 7, S. 52)

Oder, an anderer Stelle:

[...] Ewer vndertheniger diner Albrecht Dürer günt ewch heill, grosse vnd wirdige er. Cu diawulo tanto pella czansa chi te ne pare.

Io vole denegiare cor woster, daz jr werd gedenccken, jch seÿ awch ein redner von 100 partire. (Brief Nr. 8, S. 55)

Dürer nimmt jedoch das Erlernen von Fremdsprachen, wofür besonders ein Auslandsaufenthalt angeraten ist, nicht auf die leichte Schulter. So kritisiert er etwa in einem Brief an Willibald Pirckheimer die übergroße Fürsorge der Mutter für seinen Bruder:

Vnd meins pruders halb spricht zw meiner muter, daz sy mit dem Wolgemut red, ob er sein dörft, daz er im erbett geb, pis daz jch kum, oder peÿ anderen, daz er sich behelff. Jch het jn geren mit mir gen Fenedich genumen. Wer mir vnd jm nütz gewest, awch der sprach halben zw leren. Aber sy forcht, der hÿmell vill awff jnn etc. (Brief Nr. 5, S. 49)

Im Fall Paulus Behaims deuten vor allem die Briefe seiner Schwester die Bedeutung von Fremdsprachen an. Deshalb soll als besonders eindrückliches Beispiel für die Intensität, mit der die fremde Sprache gelernt wurde, Christof Kress zitiert werden.

So fueg ich euch hiemit zuwissen, daß mir der schwager Scheurl hinter einem welschen meister geholfen hat, der mir alle tag 1 stundt welsch list, damit ich die sprach desto ehr neben meinen andern studiis mocht begreifen. So hab ich sunst noch einen welschen doctor, zu welchem ich auch teglich in sein behausung gehe, welcher mir neben andern studenten lateinisch list, wie sich dan geburt vnd gezimt.

(Kreß, 1895, Brief Nr. 38, S. 142)

Es scheint jedoch, was den Unterricht in Fremdsprachen angeht, durchaus einen Unterschied zwischen Männern und Frauen gegeben zu haben. So können Frauen, die keine höhere Bildung etwa in einem Kloster genossen haben, offenbar nicht so gut Fremdsprachen. Dies deutet etwa die Form «Dat vmbb» für «Datum» an, die bei vorhandenen Lateinkenntnissen des Sprechers sicher nicht falsch geschrieben würde.

In den Briefen von Magdalena und Balthasar Paumgartner finden sich nur Städtenamen oder Produkte des Auslandes, die in der jeweiligen Landessprache benannt werden. Werden sie korrekt geschrieben?

2.4.3.4 Zusammenfassung: Fremdsprachengebrauch und der Einfluß auf die deutsche Sprache

Fremdsprachenkenntnisse können durchaus einen Einfluß auf den Sprachgebrauch der Fremdsprachensprecher haben, auch was die deutsche Sprache angeht. Beer weist darauf hin, daß im Untersuchungszeitraum beispielsweise ganze Briefe zu Übungszwecken in der fremden Sprache verfaßt wurden. Ebenso wird der wissenschaftliche Briefwechsel in einer fremden Sprache, zumeist Latein, geführt. In informellen Briefen jedoch wird mit der fremden Sprache gespielt, oder es finden sich fremdsprachige «Einsprengsel». Dies zeigen etwa die italienischen Einwüfe in den Briefen Albrecht Dürers.

2.4.4 Ergebnisse

Resümiert man die Bedeutung des Wortschatzes für eine soziolinguistische Untersuchung, so ist auf die einzelnen Bereiche des Wortschatzes einzugehen, die eine Sprachvarietät kennzeichnen können.

Um den eventuell sehr unterschiedlichen Gebrauch von Sprache der einzelnen sozialen Gruppen darstellen zu können, ist es nötig, nicht die Sprache innerhalb der drei Fastnachtspielgruppen zu analysieren - obwohl sich auch hier insgesamt eine Veränderung zeigt und man leicht geneigt ist, diese Veränderung auch als für die dargestellten Figuren gültig zu betrachten. Sie müssen jedoch in der Entwicklung ihrer Darstellung innerhalb des Fastnachtspiels verfolgt werden. So kann die sprachliche Gestaltung zu der Figur und ihrer Bedeutung innerhalb des Stückes in Beziehung gesetzt werden, und es ist möglich, einen eventuell durchgängig schichten- oder gruppenspezifischen Sprachgebrauch nachzuweisen. Vor allem eine Analyse des Wortschatzes, insbesondere der Einsatz von Fremdsprachen oder von z.B. berufsspezifischem Fachwortschatz, scheint wichtig im Fall einer Textsorte, die formal so festgelegt ist wie die Gattung Fastnachtspiel. In diesem Zusammenhang ist sicher auch zu betrachten, ob dieser spezifische Wortschatz als Fachsprache anzusehen ist, oder ob er Bestandteil eines Soziolektes ist.

Insgesamt fällt auf, daß kein Unverständnis den Sprechern gegenüber geäußert wird, die eine Variante sprechen, die im schlimmsten Fall eine Kommunikation unmöglich macht.

2.5 Vorgefertigtes Sprachmaterial

In jeder Sprache existieren unterschiedliche Möglichkeiten, ohne eigene spontane Formulierung eine Aussage zu machen. Diese Möglichkeiten sind naturgemäß nicht nur auf die Wortebene beschränkt, weshalb eine Betrachtung dieser Sprachebene aus der Untersuchung des Wortschatzes ausgegliedert wurde. Von wem werden welche Möglichkeiten des Rückgriffes auf formalisierte Sprache genutzt? Aus welchem Bereich stammen sie? Unterschieden werden sollen im folgenden solche vorgefertigten Elemente, die direkt und ohne die Arbeit der «Dekodierung» durch den Leser bzw. Zuhörer oder Zuschauer funktionieren und solche, bei denen erst der Weg der Übertragung dem Rezipienten bekannt sein muß, um ihm den Sinn der Aussage verständlich zu machen. Deshalb muß auch an dieser Stelle auf die in den Einblattgedrucken dargestellten Himmelserscheinungen unter naturwissenschaftlichem Aspekt eingegangen werden, da sonst dem heutigen Betrachter die Verbindung zwischen Naturwissenschaft und Religion unverständlich bleibt, die dem damaligen Leser bzw. Betrachter ja ganz geläufig gewesen sein muß.

2.5.1 Exkurs: Der optische Eindruck der Realität und seine sprachliche Umsetzung in den Texten der Einblattgedrucke

Wiewohl die Texte und nicht die Illustrationen der ausgewählten Einblattgedrucke eine Grundlage dieser Untersuchung bilden, muß an dieser Stelle doch auf die Beziehung zwischen dem geschilderten optischen Eindruck und seiner bildlichen und sprachlichen Umsetzung eingegangen werden. Denn es wird ja für die Beschreibung und Deutung der in den Texten geschilderten Himmelserscheinungen nicht nur eine bestimmte sprachliche Ebene gewählt, sondern es werden darüber hinaus die beobachteten Erscheinungen auf eine Weise «chiffriert», die zwar dem zeitgenössischen Leser bzw. Betrachter geläufig gewesen sein muß, aber in der heutigen Zeit z.T. erst entschlüsselt werden muß, möchte man den vorgenommenen Transfer richtig beurteilen und im Zusammenhang der Untersuchung interpretieren.

Hingewiesen wurde bereits darauf, daß für die Beschreibung der geschilderten Phänomene eine einfache, zum Teil wenig wissenschaftliche Sprache verwendet wurde. Dies ist verständlich für eine Zeit, die zwar im Bereich der Beobachtung und Erklärung naturwissenschaftlicher, in diesem Fall astronomischer Vorgänge einen riesigen Schritt nach vorne gemacht hatte - nicht zuletzt zu verdanken dem Mut derer, die ihre mit Hilfe neuer Methoden gewonnenen Erkenntnisse in einer Gesellschaft verteidigten, die sich nicht zuletzt zum Zwecke des Erhalts der bisherigen Strukturen gegen eine neue Sicht auf den Menschen und seine Umwelt zur Wehr setzte.

Ob woln von diesem vnd dergleichen Wundergesichten viel vnd mancherley Judicia gehen/ vnd mancherley geredt wird/ Als daß etliche sagen/ es geschehe natu^rlicher weiß/ nach langem stetten warmen Wetter. Andere zeigen an, daß vmb diese zeit/ wann man in der See/ wie jetzunder seye, die Hering fange/ so erzeigen sich an dem Himmel der gleichen Strahlen/ welche weit vnd breit gesehen werden.

Der mehrer theil aber helt solches fu^r ein grosses vnd merckliches Wunderzeichen/ dadurch vns GOtt der Allma^chtige entweder was gutes/ als schaⁿ bestendig warm Wetter/ oder wolfeyle Jahr/ vnnnd dergleichen andeute/ oder aber was bo^cses als Krieg/ Blutvergiessen/ Auffruhren/ sterbende la^cuff/ Theuwerung vnd anders vorbedeuten vnnnd zu verstehen geben wo^lle. (E6)

- diese Zeilen zeigen, daß man erst allmählich bereit war, eine Deutung von Naturereignissen auf einer naturwissenschaftlichen Ebene zuzulassen. Andererseits vermittelten die Einblattgedrucke dem Betrachter bzw. Leser ganz bewußt den Anschein absoluter Objektivität - etwa durch die Nennung des Ortes wie auch des Datums und der genauen Uhrzeit,

aber z.T. auch durch den ausdrücklichen Verweis auf die dem Text vorangestellte Abbildung:

Darnach umb 6. der grossen vhr/ ein halbe stundt vor Mitternacht/ hat es sich alles zusammen gezogen/ vñ weisse stralen von sich geben/ vñ hat gefunckelt/ von Mitternacht her gefahren als wen es Feuer gewesen wer/ wie solches in dieser Figur vnd abdruckt entworfen/ vñnd abgemalet ist. (E5)

Im folgenden sollen die realen, den untersuchten Einblattgedrucken zugrundeliegenden Naturereignisse skizziert und der Darstellung der zeitgenössischen Leserschaft gegenübergestellt werden. Zum einen bewegte die Menschen das Auftreten von Kometen, die auch als Vorboten für andere Naturereignisse gewertet wurden. Zu dieser ersten Gruppe zählt E 2.

Neben dem Cometen/ so den fünften Tag Marthj allhie zu Constantinopel gesehen ist worden/ mit ainem sehr langen schwantz/ welcher bey zwölf tagen geschinen/ waiß ich euch glaubwürdig anzusaigen/ Das sich in vergangenem Monat Aprilis/ in ainer Statt Rossanna genant/ in Astopia gelegen/ ain sehr grosser und erschrecklicher Erbdidem erhaben hat/ der fast durch die ganze Statt vn darin vil menschen verdorben vnd abkomen sind.

Zur zweiten Gruppe der Einblattgedrucke, die Polarlichter beschreiben, zählen die Einblattgedrucke E1, E4, E5 und E6.

Die Formen der Polarlichter sind sehr vielgestaltig. Am wichtigsten sind große Bogen, die sich von Horizont zu Horizont über das ganze Himmelsgewölbe erstrecken können, Strahlenbündel(Draperien) sowie konvergierende Strahlenbündel (Nordlichtkrone). Helligkeit und Farbe können innerhalb weniger Sekunden oder Minuten deutlich wechseln. Bevorzugte Farben sind rot, bläulichweiß und grünlich. [...] Die Polarlichter sind am häufigsten im Februar/ März und von etwa Mitte August bis Anfang Oktober. (Herrmann, 1996, S. 265)

In den untersuchten Einblattgedrucken werden die Polarlichter beispielsweise folgendermaßen geschildert:

[...] zwo fewrige gewapnete Manns personen / doch ungleycher groesse hat jeder vorn am leib ein grossen Stern / vñ in der hand ein fewrig schwerdt gehabt / haben nachmals zusammen geschlagen / vnd der grosser den kleynern zu bodç geschlagen / der also ligend blieben ist / Als bald ist der groesser in einem Sessel sitzend erschienen / und hat doch dem ligenden mit gezucktem schwerdt stets gedrowet / sein darnach bede wider verloren worden. ... (E 1)

Eine Ausnahme bildet E 3, das nur über eine Deutung der Symbolik erschlossen werden kann. Die hier beschriebene Erscheinung des Jahres 1547 nennt keinerlei astronomische oder meteorologische Ursache für das zu beobachtende Bild.

Festgestellt wird zum Abschluß lediglich, daß sich die Erscheinung «nach drei Tagen wieder verloren [hat] und wider schon wetter worden wie vor.» Aufgezeigt werden kann also nur eine mögliche Deutung der einzelnen Bestandteile in ihrer Symbolik.

Genannt wird zunächst der Adler, der ein Symbol für die Auferstehung Christi sein kann. Unter astronomischem Blickwinkel betrachtet, ist das Sternbild Adler ein «bekanntes Sternbild am Sommerhimmel» - was allerdings in diesem Fall nicht mit dem im Text genannten Datum übereinstimmen würde - ebensowenig wie im Fall des geschilderten Kreuzes. Das Kreuz ist ein

Symbol für die Vereinigung der Gegensätze Himmel und Erde; K.-mittelpunkt = kosmisches Zentrum; spekulatives Denken will in ihm auch die *coniunctiodes* geistig-männlichen (Vertikale) mit dem materiell-weiblichen (Horizontale) erkennen. [...] Nachdem Paulus im «Wort vom K.» (I Kor I, 18) das ganze Heilsgeschehen zusammenfaßt, wird das Holz des Todes zum Auferstehungssymbol, zum Heilszeichen, wahrscheinlich zuerst

bei der Versiegelung auf den Namen Christi bei der Taufe als K.-Zeichen vorkommend.
(Lurker, 1991)

Ist damit das «Kreuz des Nordens», das Sternbild Schwan, gemeint, so wäre dies ein Sternbild, das vor allem im Sommer und Herbst zu beobachten ist.

Als drittes Zeichen wird eine Rute oder Geißel genannt, die einen Kometen symbolisieren könnte, also für die Zeitgenossen durchaus ein böses Omen.

Wie sieht demgegenüber die Deutung eines heutigen Menschen aus? Das durch den Kometen angekündigte Unheil wird durch den Kreuzestod Jesu gebüßt, es ist Auferstehung möglich. Doch ob das gemeinsame Aufscheinen der genannten Sternbilder und des Kometen zu dem im Text genannten Zeitpunkt möglich ist, war im Rahmen dieser Untersuchung - gerade auch im Hinblick auf die oft verzögerte Veröffentlichung der Einblattdrucke - nicht zu klären.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß durchaus ein realer Hintergrund für die beschriebenen Himmelserscheinungen gegeben ist. Gedeutet werden diese Zeichen im Text jedoch nicht auf einer naturwissenschaftlichen, sondern auf einer religiösen Ebene. Dies bedeutet, daß für jeden sichtbare, aber nur für wenige zu deutende naturwissenschaftliche Phänomene benutzt wurden, um der geistigen Strömung der Zeit Ausdruck zu verleihen und das Verhalten des einzelnen mehr oder weniger maßgeblich zu beeinflussen.

2.5.2 Direkt wiedergegebene textliche Elemente

2.5.2.1 Zitate

Mit einem Zitat bezieht sich der Sprecher ganz bewußt und ausdrücklich auf eine andere Quelle, um dem Zuhörer oder Leser einen bestimmten Inhalt oder eine bestimmte Idee zu vermitteln.

Innerhalb der Texte der Einblattdrucke besitzen vor allem Bibelzitate eine besondere Bedeutung. Dies bezieht sich zum einen auf ihre Stellung im Verlauf des Textes: Sie bekräftigen die Deutung des beschriebenen Naturereignisses, stehen also nie am Anfang, sondern folgen immer auf die Deutung des Geschilderten oder gar ganz am Ende, quasi als Steigerung des zuvor Ausgeführten. Die folgenden Beispiele sollen zeigen, daß ihre Auswahl darüber hinaus auch inhaltlich auf das geschilderte Naturereignis und seine Deutung abgestimmt ist.

DEn 24. Julij des 1554. Jars ist umb 10 vhr in der nacht zu Waldeck auff einem Schloß/ bey St... gelegn / so zu der Churfurstlichen Pfalz geho^erig/ am Himel/ von vilen statlichen/ glaubwirdigen Adel personen/ und andern gemeinen leuten/ gesehen worden zwo fewrige gewapnete Manns personen/ doch ungleycher gro^esse/ hat yeder vorn am leib ein grossen Stern/ vñ in der hand ein fewrig schwerdt gehabt/ haben nachmals zusammen geschlagen/ vnd der grosser den kleynern zu bodç geschlagen/ der also ligend blieben ist/ Als bald ist der gro^esser in einem Sessel sitzend erschienen/ und hat doch dem ligenden mit gezucktem schwerdt stets gedrowet/ sein darnach bede wider verloren worden. (E1)

Auch in dem hier ausgewählten Bibelzitat ist das Schwert eines der Mittel, mit deren Hilfe Gott richtet:

wie David spricht in seinem sibenden Psalm: Gott ist ein rechter Richter/ vnd ein Got der teglich dro^ewet/ wil man sich nicht bekeren/ so hat er sein Schwerdt gewetzt/ vnd seinen bogen gespannt/ vnd ziele/ vnd hat darauff gelegt to^edtliche geschoß/ seyne Pfeyle hat er zugericht zu verderben. (ebda.)

In einem zweiten Beispiel werden zunächst zwei Sterne und ihr Kontakt während ihres Laufes geschildert:

Denn 15. diß / ist wiederumb ein heller Himel gewessen/ da haben sich vmb halb 7. vhr vor Mittag die obberurte zwen Stern wiederumb bey auffgang der Sonnen herfur geben/ vngeföhrllich drey klaffter lang anzusehen in gleicher Linj vom mon hinauß. Jhr form war erstlich langlecht/ also das die obern spitz lenger als die neben seits ware/ baldt aber verwandleten sie sich in rechte Stern gestalt/ der grosser war im ansehen vngeföhrllich wie ein gemeine Glas scheuben/ vnd der kleiner grosser als sonst gemeine Stern/ der gros gieng immerzu gemach hin vnnd wider vngeföhrllich zwo spanen lang anzusehen/ aber der kleiner/ so ob dem grossen vngeföhrllich eines fingers breid war/ gieng sehr geschwind/ Jmmerzu vmb den grossen hellen Stern/ eben da die Sonn auff gehet/ war der Himel ganz fewrig vnd schrocklich anzusehen/ vnnd gleich darvor waren 7. gros vnd lang rot vnnd fewrige Wolcken/ vnd sonst viel andere kleine mehr/ zimblich weith von einander/ dar zwischen stund der Himel gantz offen/ solche gesicht haben gewert biß vmb halb 8. vhr vor Mittag. (E 4)

Das Bild vom Himmel, der für den Betrachter offensteht, wiederholt sich in dem Hinweis auf den 34. und 91. Psalm:

Die Christglaubigen vnd Gottsfurchtigen haben sich aus dem 34. vnd 91. Psalm zu trosten weil sie sie den HERRN loben/ ruhmen vnd preissen/ suchen ansehen vnnd anlauffen/ das sie sich frewen/ vn nicht furchten sollen/ jhr angesicht sol nicht zu schanden werden sein lieber Engel sol sich vmb sie her lagern/ vnd bewaren/ auß allen noten wil sie der Herr reissen/ erretten/ vnd jnen machtiglich helffen/ ja tausent fielen zu ihren seiden/ vnd zehen tausent zu jhrer rechten/ so sollen doch sie nit rach oder zorn weiß getroffen werden/ ja sie sollen mit jren augen jhre lust sehen vnd schawen/ wie es den Gottlosen vergolten werde/ Kein vbels soll jnen den Gottsfurchtigen begegnen/ vn keine plag zu jhrer Hutten neben/ keinen mangel sollen sie haben/ an jrgent einem gute/ zu ehren wil sie der HERR machen/ vnd settigen mit langem Leben/ vnd wil jhnen zeygen sein heil. (ebda.)

Eine andere Form des Zitates ist die Wiederholung von Sätzen oder Textpassagen in anderen Einblattdrucken, die, wie im folgenden Beispiel, nicht einmal von demselben Drucker gefertigt sein müssen:

wie denn Paulus zu Athen predigt/ Acto. /> vnd spricht: Vnd zwar hat Gott die zeyt der vnwissenheyt vber sehen/ nun aber gebeut er allen Menschen/ an allen enden Busse zuthun/ darumb/ das er einen tag gesetzt hat/ auff welchem er richten wil den Kreyß des Erdbodens mit Gerechtigkeyt/ durch eynen Man/ inn welchem ers beschlossen hat/ vnd yederman fu^erhet den Glauben/ nach dem er jn hat von den Todten aufferweket. (E1)

Dises Wunderzaichen bringt on zweifel mit sich/ das der Ju^engste tag vor der thu^er ist/ auff welchem Gott richten will den krays des Erdbodens/ mit Gerechtigkait/ durch ainen Mañ/ in welchen ers beschlossen hat/ Na^emlich durch Jesum Christum/ welchem er alles gericht vbergeben hat/ das er die so an sein wort glauben/ soll aufferwecken zum ewigen leben/ vnd selig machen/ Die vngla^eubigen aber/ die jn verlestert/ vnnd sein wort verfolgt haben/ soll aufferwecken zum gericht/ vnd ewigklich verdamen [...] (E2)

Aber nicht nur die fast wortwörtliche, sondern auch die sinngemäße Wiederholung eines Bildes findet sich in den Texten:

Dises vnnd der gleichen zeichen lest vnns der almechtig Got an vielen orten sehen/ ob er vnser hertzen ein mal dardurch bewegen/ vnd vnser augen auff thun mo^echte/ das wir nit also wie die vnuernunfftige thier/ seine gutthatten deren wir ta^eglic gebrauchen/ zu vnserem verderben vnd mißbrauchten/ sonder vns zu jhm bekereten/ jhn vmb hilff vnd vergebung der sunden bitten/ damit die straff/ so vns von ihm auff gelegt ist/ abwenden wolte: Der Schopfer dieser gesichtê wo^el vns gnedig vnd barmhertzig seyn. Amen. (E3)

Gottsfu^erchtige hertzen bedenckens/ vñ bitten Gott im namen vnsers Herrn Jhesu Christi/ das er die wolverdiente straff vnd seinen Zorn/ von vns gnediglich abwenden/ vñ vnser verschonen wolle/ erschrecken auch vor diesem/ vnnd dergleichen gesichten nicht/ son-

dern sind seiner gu^ete/ in abwendung der straffen/ mit grosser Zuversicht gewertig/ der Allmechtige Gott schicke es alles zum besten/ Amen. (E5)

Die Verfasser der Texte stützten sich also sehr wohl auch auf gemeinsame Grundgedanken, wiewohl jeder Text natürlich eine spezielle Erscheinung behandelt.

Wichtig im Zusammenhang mit den Zitaten ist, daß sie im Rahmen der untersuchten Texte nur in den Einblattdrucken angeführt werden. Wichtig war also offensichtlich, daß das zu vermittelnde Gedankengut durch eine «autorisierte Größe», die Bibel, gestützt wurde.

2.5.2.2 Sprachformeln

Im folgenden soll die Verwendung von formalisierter Sprache behandelt werden. Als solche werden diejenigen textlichen Elemente betrachtet, die mit einem bestimmten situativen Kontext verbunden sind, also einerseits keine eigentlich kreative sprachliche Handlung darstellen, aber doch mit dem Leben und der Kommunikation innerhalb einer bestimmten Sprechergemeinschaft verbunden sind.

Im frühen Fastnachtspiel sind es die Einleitung des «Herolds» oder «Einschreiers» und die Beendigung des Treibens auf der Bühne, die den festn Rahmen einer Aufführung bildeten:

Der herolt

Nun sweigt ein weil und redt nicht vil!
Hie werdet ir horen ein vaßnachtspil ... (Bock, Z. 1f.)

Es folgt das Spiel, zum Abschluß dann die Bitte um Entlassung, verbunden mit der Bitte um Nachsicht für das bunte Treiben:

Der herolt

Herr der wirt, ir sollt unns urlaub geben
Und furet die zeit ein rechtes leben!
Ob wir es zugrob hetten gespunnen,
Damit wir euer ungunst hetten gewonnen,
So wollen wir lenger gen zuschul
Auf das rathause unter den pfeifferstul (Bock, Z. 157 ff.)

In den Fastnachtspielen des Hans Sachs ist nicht die Einleitung der Stücke auffällig; hinzuweisen ist auf die von der Figur des Pfarrers vorgebrachten Beschwörungsformeln, - wenn sie auch inhaltlich entfernt vom eigentlichen christlichen Gehalt sind. (Auf die am Ende des jeweiligen Stückes von Hans Sachs geäußerte «Moral» des Stückes wird im Zusammenhang mit den Sprichwörtern eingegangen).

Ich beschwer dich auff diesen tag,
Du Teuffel, bey aller betlers blag,
Bey aller Pfaffen reinigkeyt,
bey Schwiger und Schnur einigkeyt
Und bey aller Ehbrecher treu,
Bey aller schwartzen Magdt nach reu,
Bey aller Mu^enich Geistligkeyt
Und bey aller Lantz knecht fru^emkeyt
Und bey aller Spiler unfal
Und bey aller Juden irsal,
Bey aller schonen Frauen huldt,
Bey aller beginnen geduldt,
Bey aller Kauffleut warhafft schwern!
Du wolst von diesem Man ankern,
In ein wildt rho^erich in Behmr walt,
Und fahr baldt auß durch diesen spalt! (Kalb, Z. 218ff.)

oder

In Narribus phantastibus
Nequamque et in diebibus
Hanges in galgare Fane
Rabinquenagare pame!
Nun setzt euch all zusammen nider.
Da nembt nach einander ein jeder
Ein Ingwer zehen, ir liebe Kindt... (Schinken, Z.221ff.)

In den Fastnachtspielen des Jakob Ayrer findet sich keine derartig formelhaft geäußerte oder auch in einer bestimmten Funktion immer wieder geäußerte Sprache.

Für die Briefliteratur sind in diesem Zusammenhang die Gruß- und Abschiedsformeln von Bedeutung. Die Betrachtung des Inhalts und der formalen Gestaltung der eingangs und am Briefende gewählten Wendungen gibt Aufschluß über ihre Bedeutung für die Textsorte Brief wie auch über die Person des Verfassers bzw. seine Beziehung zum Adressaten.

Konventionalisierte Formen der Textbegrenzung, die zugleich die «metakommunikativen Elemente der Briefkommunikation» sind (Ermert 1070, S. 104), nämlich Anrede, Grußformeln und Unterschrift, weisen auf die miteinander Kommunizierenden und die Art ihrer sozialen Beziehung zueinander hin. [...] Eingang und Schluß, die als Rahmen des Briefes die prinzipiell gleichbleibenden Gesten der Eröffnung und Beendigung des kommunikativen Aktes sprachlich abbilden, neigen dementsprechend am ehesten zur Formalisierung und Verformelung. (Nickisch 1991, S. 10)

Gerade bei Briefen, die von Privatpersonen an eventuell unterschiedliche Adressaten gerichtet werden, wird an dieser Stelle auch der Umgang mit Sprache deutlich. Ob also z.B. generell dieselbe Formulierung für die Anrede bzw. den Abschiedsgruß verwendet oder welchen Adressaten gegenüber sie variiert wird. So z.B. schreibt die Äbtissin Elisabeth Schürstab : «Mein demütig gebet und aller meiner mitschwestern sey dir allzeit bevoran.» (Brief Nr. 36) Peter Grundherr beginnt seinen Brief mit der Formel «Mein dinst zuvor.» (Brief Nr. 20)

Albrecht Dürer variiert vor allem in der Abschiedsformel und läßt hierdurch auch eine unterschiedliche Haltung dem Empfänger gegenüber erkennen. So verabschiedet er sich in den Briefen an W. Pirkheimer etwa folgendermaßen:

Albrecht Dürer
Euer Diener

Den Brief an Jacob Heller unterzeichnet Dürer lediglich mit seinem Namen, wohingegen er in seinem Schreiben an den Rat der Stadt Nürnberg eine sehr ehrerbietige Haltung einnimmt, wenn er folgendermaßen unterschreibt:

Euer Weisheit untertäniger Albrecht Dürer

Auffällig ist, daß sich, wie im Fall des Ehepaares Paumgartner, sehr genau auch die Entwicklung der Beziehung eines Paares an der Gestaltung eines Briefes ablesen läßt. Nicht nur die Anrede, auch der Schluß, der eine Selbstbezeichnung beinhaltet, ist ein Zeichen hierfür. Zur Vermeidung von Wiederholungen sei an dieser Stelle verwiesen auf das Kapitel 3.1.5, in dem auf die innerhalb verwandtschaftlicher Beziehungen gewählten Anredeformen gesondert eingegangen wird.

Die Textsorte Einblattdruck nutzt formelhafte Überschriften, Schlagzeilen gleich, die von Bild und eigentlichem Text abgesetzt sind, um dem Leser zu Beginn zusammenfassend die wichtigsten Informationen über die in der Folge behandelte Naturerscheinung bzw. das Wunderzeichen zu geben. Genannt werden dabei Datum, Ort und eventuell die genaue Uhrzeit. Lediglich einmal wird in der «Schlagzeile» auch die Erscheinung selbst beschrieben:

Newe Zeitung/ Von einem erschro^cklichen Wunderzeichen/ welches sich in diesem 1605. Jahr/ den 7. Novembris/ zu abend vmb 6 uhrn/ vnnd folgends die ganze Nacht u^eber am Himmel hat sehen lassen, da sich der himmel Blut vnd Feuerroth/ mit scho^enen weissen hin und wider schiessenden Strahlen erzeigt hat.

(E 6)

Den Abschluß des jeweiligen Textes bildet ein Bibelzitat (E 1, E 4) oder ein meist typografisch hervorgehobenes *Amen*.

Aus dem Gesagten wird deutlich, daß für jede der untersuchten Textsorten offenbar das Bedürfnis nach einem für den Leser bzw. Zuschauer kalkulierbaren Beginn und Ende des Textes bestand. Lediglich am Ende des Untersuchungszeitraumes werden diese festen Formen aufgelockert und nicht mehr als fester Bestandteil eines Textes genutzt.

2.5.2.3 Sprichwörter und Sinnsprüche

Sprich- oder Sagwörter können nicht eindeutig als Phraseologismen bezeichnet werden und sollen daher gesondert von ihnen behandelt werden. Sie sind aber doch auch nicht als spontan formulierte Sprache anzusehen. Obwohl Sprich- oder Sagwörter durchaus Gemeinsamkeiten mit Phraseologismen haben - so z.B. einen nicht variierbaren lexikalischen Bestand und eine Bedeutung, die nicht unmittelbar aus dem Inhalt des Satzes zu erschließen ist, bestehen doch wichtige Unterschiede:

Sprichwörter stellen eigene Mikrotex te dar. Sie sind nicht im Lexikon einer Sprache als Benennungseinheiten gespeichert und werden demzufolge nicht wie lexikalische Einheiten «reproduziert», sondern wie andere Mikrotex te und Teiltex te (Gedichte und dgl.) «zitiert». Der Unterschied wird zum Beispiel dadurch deutlich, daß die Sprichwörter anders als die Phraseologismen «keinerlei formale Möglichkeiten des Anschlusses an den Kontext aufweisen (HÄUSERMANN 1977, 113). Selbst satzwertige kommunikative Formeln [...], die keine oder nur geringe Variabilität der syntaktischen Struktur aufweisen, enthalten pronominale oder andere satzverflechtende Elemente [...] Demgegenüber hält auch G. PEUKES als tes syntaktisches Merkmal» von Sprichwörtern fest «das Fehlen von Morphemen, die auf einen Kontext oder eine Sprechsituation verweisen» (Peuke 1977, 57) [...] Zwischen Sprichwörtern und Phraseologismen bestehen Beziehungen. So kann sich aus einem Sprichwort ein Phraseologismus entwickeln [...] Ein weiterer Unterschied zwischen Sprichwort und Phraseologismus besteht darin, daß das Sprichwort in ausgeprägter Weise historisch fixiert ist. (Fleischer, 1997, S. 76f.)

So werden Sprichwörter auch «als systemerhaltend, normenkonform und dgl. beschrieben, also als Mittel zur Tradierung überkommener Wertvorstellungen, als wichtiges Element einer Spracherziehung, die immer schon als moralische Erziehung verstanden ist.» (Burger, 1982, S. 134) Auf die besondere Bedeutung des Sprichwortes speziell im Mittelalter, wenn es um die allgemeine Verständlichkeit und Nachvollziehbarkeit eines Inhaltes ging, weist auch Johan Huizinga hin:

Das Bedürfnis, jeden Fall aus dem Leben zu einem moralischen Beispiel auszugestalten, jede Meinung in eine Sentenz zu kleiden, wodurch sie etwas Substantielles und Unantastbares annimmt, kurzum jener Kristallisationsprozeß des Gedankens, findet seine allge-meinste und natürlichste Äußerung im Sprichwort. Das Sprichwort erfüllt im mittelalterlichen Denken eine sehr lebendige Funktion. Hunderte sind im täglichen Gebrauch, fast alle kernig und treffend. Die Weisheit, die aus dem Sprichwort klingt, ist manchmal nüchtern, manchmal wohltuend und tief; der Ton des Sprichwortes ist oft ironisch, die Stimmung meist gutmütig und immer resigniert. Das Sprichwort predigt niemals Widerstand, immer Ergebung. [...] Ein Volk, bei dem viele Sprichwörter im Schwange sind, überläßt das Disputieren, das Motivieren und Argumentieren den Theologen und Philosophen, es erledigt jeden Fall mit einem Urteil, das den Nagel auf den Kopf trifft. Es verzichtet auf leeres Geschwätz und vermeidet viele Unklarheit. Das

Sprichwort haut stets den Knoten durch; mit einem passenden Sprichwort ist die Sache abgetan.

(Huizinga, 1975, S. 332)

Bei den Fastnachtspielen sind es die des Hans Sachs und des Jakob Ayrer, in denen die Figuren Sprichwörter anführen.

Heintz Knol spricht

[...] Ich hab ihn auch all Jar geladen
Vast zu all meinen Seusecken,
Und er hat mich nit lassen schmecken
Ein zipffel wu^erst von seiner Sau,
So filtzig ist er, karg und gnau!
Wurst wider wurst, das alt sprichwort,
Hat er gar offt von mir gehort;
Er lest aber red fu^er ohren gehn. (Kalb, Z. 33 ff.)

Jakob Ayrsers Protagonist Aaron äußert am Schluß des Stückes seine auf einem Sprichwort beruhende Erkenntnis:

Vnd wenn ers schon bekommen thut
Vnd bringt dasselbig heim zu Hauß
Oder macht im ein Nahrung drauß,
So lests jm doch Gott nit ersprissn,
Das er desselben kan geniessn,
Wie das alt Sprichwort sagen thut,
Das selten vnrecht gwunnen Gut
Thue reichen auff den dritten Erbe,
Sondern thut all wolfart verderbn [...] (Jude, S. 2438, Z. 23 ff.)

Doch nicht nur in den Fastnachtspielen, auch in den Briefen vor allem Michael Behaims an seinen Vetter Paulus finden sich Sprichwörter, eingebunden in den Text etwa in der folgenden Form:

Solches will ich dir, lieber vetter, aus guetter freundschaftt zu einer leer mitgetaylt habenn; hoff, wirst es in guettem von mir auffnehmen, dan ich mein lebtag das sprichwort gehordt: guette wort brechen die zen nicht aus. (Brief Nr. 27, S. 106)

Diese Beispiele demonstrieren den Gebrauch von Sprichwörtern vor allem in an der mündlichen Sprache orientierten Texten, also in den Fastnachtspielen vor allem von Hans Sachs und Jakob Ayrer und in den Briefen.

Jeweils in der Art eines Sinnspruches formuliert Hans Sachs die Moral seiner Stücke und gibt auf diese Weise seine als richtig erkannte Überzeugung dem Zuschauer als «Gegengift» zum ausgelassenen Faschingstreiben ein. So etwa

Geh gleich ins Wirtshaus, hol uns wein
Woln das heutig marckgeld verzechen,
Zu samb sitzn, am Wein uns rechn
Und vergessen als ungemachs.
Glu^eck bringt als wider, spricht H<ans> Sachs. (Kalb, Z. 326ff.)

oder

Wil dir vertrauen nun in allen,
Mein Eyfersucht gar lassen fallen.
Daß uns kein unrhat darauß wachß,
Wu^enscht uns zu Nu^ernberg H<ans> Sachs. (Eifer, Z. 336ff.)

oder

ein sparer muß ein zerer haben,
Das der geltsack zu groß nit wachs
Bey kargen Leuten, wu^en^enscht H<ans> Sachs. (Schinken, Z. 332)

Eine Verbindung mit einer bestimmten Bevölkerungsgruppe wie in den Texten von Hans Rosenplüt findet jedoch nicht statt. Die letzten Verse werden immer von einer unterschiedlichen Figur gesprochen - wobei Hans Sachs sie durch die Übereinstimmung der Endreime mit seinem Namen immer als ganz persönliche Ansicht darstellt und auch eine besondere Eingängigkeit zu erreichen scheint.

Demgegenüber finden sich nur wenige derartige Bilder oder Spruchweisheiten in den Fastnachtspielen von Jakob Ayrer. Wiewohl er vereinzelt Sprichwörter einflicht, findet sich Formelhaftigkeit eher im Ausdruck der sehr eindeutigen religiösen Tendenz, die auch seinen Fastnachtspielen innewohnt und die z.B. in den Schlußformulierungen deutlich wird:

Simplicius sagt
Pack dich balt zu Hauß dein strassen!
Hab einander mal besser acht!
Gott geb euch alln ein gute Nacht! (Jann, Z. 502ff.)

oder

Kommt Aaron wider vnd beschleust:
... Wie das alt Sprichwort sagen thut,
Das selten vnrecht gwunnen Gut
Thue reichen auff den dritten Erbn,
Sonder thut all wolfart verderben,
Das mancher bey seim Gut allsammen
Hat überauß ein bösen namen,
Verlest lachende Erbn darzu,
Die haben weder rast noch ruh,
biß sies lassen durch die Gurgel farn,
Was der karg Wanst lang thet ersparn.
Gott wöll vor bösem vns bewahrn! (Jann, S. 2438, Z. 28ff.)

Sprichwörter sind also vor allem ein Bestandteil der Texte, die sich an der gesprochenen Sprache orientieren. Sie liegen, das ist der zweite wichtige Aspekt, im Grenzbereich zwischen bildhafter und formelhafter Sprache: Sie selber haben eine bestimmte Form, doch ihre Anwendung ist situationsunabhängig, das heißt: Sie sind flexibel in der Anwendung.

2.5.3 Wiedergabe textlicher Elemente, mit denen eine Deutung verbunden ist

2.5.3.1 Bildhafte Sprache

Bestimmte Worte können in einem bestimmten sozialen oder situativen Kontext eine Bedeutung haben, die sie an anderer Stelle nicht haben. Wie der Wandel der Metaphorik am Beispiel der untersuchten Texte nachvollzogen werden kann, soll im folgenden zunächst am Beispiel der Liebesmetaphorik belegt werden. Doch auch das zweite «Grundmotiv» der Fastnachtspiele, die Ausscheidungen des Menschen und ihre unterschiedliche Behandlung in den Fastnachtspielen, aber auch in den anderen untersuchten Texten, soll nicht vernachlässigt werden. Werner von Koppenfels wählt den Wandel der Bildersprache in der elisabethanischen Liebesdichtung zum Ausgangspunkt auch für die Frage nach dem Bezug zwischen einem bestimmten Stil und der Epoche, die ihn hervorbringt.

Am Anfang des Folgenden stand die Frage nach der innovativen Leistung des *metaphysical conceit* gegenüber der stärker traditionellen Metaphorik in der elisabethanischen Liebesdichtung. Dieser Versuch, spezifische Strukturveränderungen der Bildersprache als Erscheinungen eines epochalen Stilwandels zu verstehen, bei dem sich die Ablösung des Vertrauten als überraschende Metamorphose tradiertter Bilder und Bildverfahren vollzieht, weitete sich mit innerer Zwangsläufigkeit zur Frage nach der geschichtlichen

Wandlungsfähigkeit literarischer Bilder aus, genauer gesagt, nach den Formen, Bedingungen und der Analysierbarkeit dieser Bilder. (von Koppenfels, 1991, S. 13)

Vorauszusetzen ist, daß gerade diese beiden Themen nicht nur die Körperlichkeit des Menschen betreffen, sondern unterschiedslos auch Ausdruck einer ganz individuellen psychischen Struktur sind. Daher ist eine unterschiedliche Äußerung in den untersuchten Texten sicher nicht zuletzt auf die Persönlichkeit der Autoren zurückzuführen. Trotzdem zeigt sich auch in den untersuchten Texten eine ganz spezielle - epochenspezifische, trotzdem einem Wandel unterworfenen - Umgangsweise mit den Themen «Liebe» und «Körper».

Ein dritter, spezieller Aspekt dieses Teils wird im Zusammenhang mit der Untersuchung der Einblattdrucke deutlich: die Bildersprache, die im Zusammenhang mit religiösen Themen gewählt wird, und das Bild, das man sich von Gott macht. Da die Möglichkeit einer derartigen Behandlung eines so bedeutsamen wie auch in der historischen Situation brisanten Themas erst nach der Findung einer anderen Ebene der Bildersprache für die beiden ersten Bereiche gegeben scheint, soll dieser Bereich im Anschluß daran dargestellt werden.

2.5.3.1.1 Die Darstellung der Liebe

In den Stücken von Hans Rosenplüt sind vor allem die Schilderungen sexueller Erlebnisse sehr stark von Bildern geprägt, die zunächst scheinbar nur eine sexuelle Färbung haben, bei näherer Betrachtung jedoch sehr stark im alltäglichen Leben verhaftet sind. Vor allem solche Tiere werden mit Liebeserlebnissen in Verbindung gebracht, die im Leben der Bevölkerung eine große Bedeutung hatten - sei es aus ernährungstechnischen Gründen oder aus Gründen der Arbeitserleichterung, wenn sie, wie etwa Pferd oder Rind, zu Feldarbeiten eingesetzt wurden. So ist es in dem Stück «der Bauer und der Bock» ein Ziegenbock, um dessen sorgsame Pflege die Bäuerin und der Junker wetten:

Der Bauer

[...] Den Bock wil ich an ein rebsey1 snu^eren
Und wil in jetzund mit mir heym fu^eren
Und wil sein wartten getreulich und eben
Und wil euch in uber acht wochen wider geben.

Die frau

[...] Ir meynt, euer bauer mug nicht liegen?
Nu wil ich in mit listen betriegen!
Des wett ich mit euch umb vier ku,
ich woll in effen mit cleyner mu,
Das er euch ein große lug werd sagen
Noch neher dann bey zweyen tagen.
Des wette mit mir umb drey veist stier
Und umb guter melcker ku vier

Der her

Meinen bauern hab ich also erkant,
Ich wolt, es gult mir ein ganntzes landt,
Ich wett mit euch umb wenig oder vil,
Wann es ist mir gar ein gutes spil; (Bock, Z. 47 ff.)

Neben dem Widder als Sinnbild der Fruchtbarkeit und dem Esel als Phallussymbol stellt in demselben Stück auch das Fischen eine Liebesmetapher dar:

Sie swang meinem esel das futer vor
Und offent mir der freuden thor;
Davon sie sollichen untersturtz nam,
Das ir der visch in die reusen kam. (Bock, Z. 135ff.)

Mehrere Aspekte dieser Metapher sind auch in diesem Fall von Bedeutung: erstens der Fisch als Phallussymbol, zweitens das Angeln als Liebesmetaphorik und drittens - dies die praktische Seite - die Bedeutung des Reusenfischfanges für den süddeutschen Raum, den Hans Sachs auf einem Flugblatt behandelt.

Eine gänzlich andere Verbindung zu dieser Thematik stellen jedoch die offenbar gebildeten Herren mit der Erwähnung von Salomon und Samson her:

Mer ein ander

Kunig Salomon, der was weise und clug!
Der große weißheit in im trug
Und was mit weißheit so gereicht,
das im kein man nie geleicht:
So weißlich richt er auß all sein geschefft.
Noch hette ein weib in also geefft,
Das er sich mit aller seiner weißheit verspetet,
Das er die aptgoter anpetet.

Aber ein ander

Der starck Sampson, den efft ein weib,
Das er geswecht wurd an seinem leib.
Sein haubt ward im beschorn bloß,
Davon er alle sein sterck verloß.[...] (Bock, Z. 103ff.)

Nicht Tiere, sondern Gestalten aus dem Alten Testament stellen hier also eine Möglichkeit dar, dieses Thema auf angemessene Weise zu behandeln.

In dem Stück vom «Eggenziehen» ist es das Pferd, das die Liebe versinnbildlicht. Wieder ist auch eine praktische Seite dieser Metapher zu berücksichtigen: Erst mit der Erfindung des Kummets möglich, die Pferde einzuspannen und für die Feldarbeit einzusetzen.¹⁶

Diese Schilderungen in den ersten Fastnachtspielen werden, wie sich gezeigt hat, vor allem von Vertretern des Bauernstandes, und zwar sowohl von Männern wie auch von Frauen, vorgebracht.

Hans Sachs dagegen beschreibt Liebeserlebnisse in seinen Fastnachtsspielen in einer eher nüchternen Sprache, wenn er von «Bulrei» spricht, aber keine weiteren Schilderungen oder Ausführungen folgen läßt. So rät etwa die Dienerin Ursel ihrer von der Eifersucht ihres Mannes geplagten Herrin Margarethe:

Schaut euch umb nach einer Bulschafft,
Darmit sein Eyfer werd gestrafft
Und ir euers unmuts ergetzt. (Eifer, Z. 22ff.)

Im Fastnachtspiel des Jakob Ayrer findet sich eine andere Metapher für die Liebe; auch sie hat ihre Parallele in den zu dieser Zeit üblichen Gebräuchen.

Amator sagt

Ey wist, daß ich ein Goldschmid bin
Und ich solt von ko^estlichen sachn
Eur Frauen etwas heimlichs machn.
Drumb wolt ich gern zu ihr hinein.

¹⁶ siehe hierzu Klemm, Friedrich: Geschichte der Technik. a.a.O.

Jann sagt

Was sol aber das heimlich sein,
Daß ihr der Frauen machen wolt?

Amator sagt

Wenn ich es euch je sagen solt,
So ist es halt: ein bar Armband
Solt ich ihr machen umb die Hand;
Da wolt ich mich bereden mit ihr.

Jann sagt

Nein, ihr kuⁿt gar nicht kommen fu^r
Mit eurn heimlichen Armbanden.
Hab eur Schelmerey verstanden:
Ihr wolt buln mit meiner Frauen!

(Jann, Z. 150ff.)

Dieses Armband läßt sich wiedererkennen in dem «schnierla», das Magdalena Paumgartner ihrem Mann in einem Brief mitschickt:

Freindlicher und herzalerliebester schaz, hiemit schick ich dir das kleine schnierla, das welst du von meinetwegen tragen und dabei gedenccken und von mir damit freindlich angebunden sein, dieweil ich hof, diser brief dir uber 3 oder 4 nit nag der heiligen drei king tag sol zukumen nach unserm kolender, an welgem tag mon pflegt anzubinden, die deines nomens sind, und wolte Got, ich solt es selber thon, wos miglich wer.
(Brief Nr. 4, S. 16)

Hinzuweisen ist an dieser Stelle auf den Vortrag von Jakob Grimm «Über Schenken und Geben», in dem er ausführlich auf diese Art des Geschenkes eingeht - und zwar sowohl auf die übersandten Bänder wie auch auf die Armreifen, mit denen die Bräute geschmückt wurden:

Wer jedoch die schlesischen Dichter des 17. jh. genauer gelesen hat, weiß, daß sie, namentlich Opitz, Gryphius und Fleming keinen namenstag vorüber lassen, ohne in damals zierlichen gelegenhetsgedichten zu binden, anzubinden, oder ein band zu knüpfen. Abwe-senden wurden Bänder mit dem reim übersansdt, anwesenden ohne zweifel um den arm gewunden. (Grimm, 1848)

Doch auch abgesehen von solchen Bildern und Symbolen für die Liebe findet sich in den Briefen eine gänzlich unterschiedliche Darstellung. Der Bitte in dem frühen Brief des Markgrafen zu entsprechen und die Hoffnung, daß er sich mit einem edlen Pferd beim Turnier «vor den schonen frauen und junckfrauen dermaß halten und erkennen lassen, damit ir bey denselbigenn vil lobs und breys erlanngen werdet, das wir auch vonn euch zu vernemen gantz begirlich weren.» (Brief Nr. 467) ist offensichtlich noch orientiert am mittelalterlichen Bild vom Ritter.

Albrecht Dürer wiederum weist seinen Freund und Gönner Willibald Pirckheimer scherzhaft wegen seines offenbar recht freizügigen Lebenswandels zurecht:

Item mich dunckt, jr schtinckt von huren, daz jch ewch hÿ schmeck vnd man sagt mir hy: wen jr pult, so gebt jr fur, ÿr seit nit mer den 25 jor alt. Ocha, multiplizirtz, so hab jch glawben tran. (Brief Nr. 8, S. 55)

Aus den Grüßen in den Briefen des Ehepaars Paumgartner spricht vor allem auf einem Gefühl der Zusammengehörigkeit beruhende Liebe:

[...] Unnd biß du, mein hertliebe, vertrautthe, auch zu viel hunderttausen malen freunndlichen unnd fleyssigen von mir gegrüest unnd Gott dem herrn treülichen befolhhen. Der helff unns mitt freuden unnd gesundheitt inn unnsrer gärttlin bald widerumb zusammen!
(Balthasar Paumgartner, Brief Nr. 9, S. 27)

[...] Got geb, das du glicklich und wol herauf kumpst, du nach Got mein liebster schaz auf erden! Sey hiemit Got dem hern befoln.

(Magdalena Paumgartner, Brief Nr. 12, S. 32)

Der Anteil, den die Persönlichkeit des Verfassers an der Darstellung dieses sehr intimen Themas hat, ist zweifellos ein sehr großer. Trotzdem scheint - etwa im Fall Albrecht Dürers - ohne eine Billigung des - sozial sehr hochstehenden! - Gegenüber eine Ausdrucksweise wie die gewählte nicht möglich gewesen zu sein. Insgesamt also scheint sich doch eine allgemeine Haltung in den zitierten Briefen widerzuspiegeln.

Einen völlig anderen Aspekt der Liebe behandeln die Einblattdrucke: Hier werden Gottesliebe bzw. -verachtung dargestellt. Auf die Bildersprache der Einblattdrucke soll im dritten Abschnitt dieses Teils eingegangen werden.

Liebe wird also nicht zuletzt durch die Tiere bzw. Gegenstände, die sie symbolisieren, auf eine völlig anderen Ebene angesiedelt - wiewohl das Motiv sich durch die Texte zieht. Erst an diesem Punkt der Transzendierung von - allerdings vorwiegend einer bestimmten Bevölkerungsschicht zugeordneten - rein triebhafter körperlicher Liebe hin zum auf einen bestimmten Partner gerichteten Gefühl scheint auch die Liebe zum Gottessohn möglich zu sein - oder aber konkrete Ablehnung. Dies umso eher, wenn er, wie in Jakob Ayrers Fastnachtspiel «Vom Bauern und seim Gefatter Tod» in allegorischer Gestalt «persönlich» auftritt.

2.5.3.1.2 Die Darstellung der Körperlichkeit

Wie wird dieser zweite für das Fastnachtspiel - oder genauer: für das frühe Fastnachtspiel wichtige - Motivkreis weiterentwickelt? Finden sich ebenfalls parallele Motive in der Alltagskultur? Festzustellen ist generell für den Untersuchungszeitraum eine Beziehung der Menschen zur Körperlichkeit - und damit wohl auch zu den Ausscheidungen -, die ein Gespräch über diesen Themenkreis auf jeden Fall sehr erleichterte. Der Begriff der «Körperlichkeit» soll im Zusammenhang dieser Untersuchung relativ weit gefaßt werden - gerade im Hinblick auch darauf, daß ja nicht nur das frühe Fastnachtspiel behandelt wird und sich im späten Fastnachtspiel ein anderes Bild zeigt, wie dies bereits im Fall der Liebesmetaphorik zu beobachten war. Gesehen werden muß darüber hinaus wohl auch, daß die Beobachtung oder Diagnose des Gesundheitszustandes ja in einer Zeit, die weder Röntgenapparat noch Kernspintomographie kannte, in erster Linie am Schmerzempfinden, aber eben auch am Zustand der Ausscheidungen festgemacht werden mußte, wie dies etwa im Fall der Harnschau geschah. Insofern war eine Erwähnung und ausführliche Behandlung von Themen aus diesem «Dunstkreis» nicht in derselben Weise «anrühlich», wie dies heute der Fall ist, wo Apparate die Analyse und Diagnose für den Menschen übernehmen. Aufschlußreich wäre in diesem Fall die Untersuchung der behandelten Texte, vor allem der Fastnachtspiele und Briefe, in denen nicht zuletzt der Gesundheitszustand der Briefpartner ein wichtiges Thema ist, durch einen Mediziner - vielleicht eine Anregung für eine interdisziplinäre Forschungsarbeit. Natürlich aber steht im Fall des frühen Fastnachtspieles weniger die Parallele zum Alltagsleben als vielmehr die Unterhaltung der Zuschauer im Vordergrund, die nicht zuletzt durch eine Behandlung dieses Themenkreises und den Gebrauch des einschlägigen Wortschatzes erreicht wurde.

Angesprochen werden muß in diesem Zusammenhang sicher nicht nur die Behandlung von Exkrementen, sondern auch der Umgang mit den Themen Krankheit und Tod, die ja aufs engste mit der menschlichen Natur und mit dem alltäglichen Leben verknüpft sind. Eine Entwicklung bei der Darstellung Exkremente im Fastnachtspiel läßt sich, zuge-spitzt, an folgenden Beispielen festmachen: Zunächst erfolgt die Harnschau im «Arztspiel». Ihr Bezug zur Realität wurde aufgezeigt, trotzdem ist sie für das frühe Fastnachtspiel charakteristisch und so nicht mehr zu finden. Bei Hans Sachs steht der glasierte Hundekot im Mittelpunkt des «gestohlenen Schinkens». Wichtig scheint zum ei-

nen, daß die Exkreme nicht mehr vom Menschen selber stammen, sondern vom Hund - der aufgrund seines Verhaltens, überall herumzuschnüffeln, leicht als unsauber eingeschätzt wird. Zweitens befindet sich mit der Glasur quasi eine Schutzschicht zwischen Exkrement und Mensch. Sie dient zum einen der Ähnlichkeit mit den - echten - Ingwerwurzeln, führt aber auch dazu, daß der Bauer ungeniert zugreift und erst am Geschmack feststellt, daß er die falsche Wurzel erwischt hat. Bei Jakob Ayrer werden Exkreme überhaupt nicht mehr erwähnt. Jann erklärt seine Abwesenheit lediglich damit, zur Toilette gewesen zu sein, aber führt das nicht weiter aus.

Was die Briefliteratur angeht, so läßt sich eine wachsende Bedeutung des Wohlergehens und der Gesundheit des Briefpartners feststellen. In den frühen Briefen wird diese Thematik nicht erwähnt. Auch Albrecht Dürer schreibt nicht an alle Adressaten über seinen gesundheitlichen Zustand, sondern nur an Willibald Pirckheimer, mit dem er ja sehr vertraut ist. In der Folge dann interessiert man sich immer mehr auch für Krankheitsursachen, schildert Symptome und bemüht sich um die richtige Heilmethode. So gibt Magdalena Paumgartner ihrem Mann brieflich Ratschläge für richtiges Verhalten, schimpft über unfähige Ärzte oder läßt ihren verstorbenen Sohn obduzieren, um die Todesursache zu erfahren. Ihr Ehemann wiederum berichtet ihr über den - manchmal auch wechselhaften - Erfolg der Kuren, die er durchführt. Dieses medizinische Interesse läßt Parallelen zu den naturwissenschaftlichen Deutungsversuchen der Himmelserscheinungen erkennen.

Was die Einblattdrucke selbst angeht, so ist in diesen Texten die Körperlichkeit des Menschen nur indirekt ein Thema: Die Himmelserscheinungen werden als Zeichen gedeutet,

dardurch vns Gott der Allmächtige entweder was gutes/ als schoⁿ bestendig warm Wetter/ oder wolfeyle Jahr/ vnn dergleichen andeute/ oder aber was bo^sses/ als Krieg/ Blutvergiessen/ Auffruhren/ sterbende la^uff/ Thewerung/ vnd anders vorbedeuten vnn zu verstehen geben wo^lle. (E6)

Abgesehen von der doch sehr indifferenten Deutung - Positives ist ebenso möglich wie Hungersnöte und Epidemien - betreffen diese Erscheinungen vor allem die Gemeinschaft, nicht aber den einzelnen Menschen und seinen gesunden oder kranken Körper. Im Vordergrund steht jetzt vielmehr das Wohlverhalten des einzelnen:

Derwegen wir vnns bey zeiten zu rechtgeschaffener Buß schicken, jhne hertzlich vmb vergebung vnserer Suⁿden bitten/ ein recht Christliches Leben anfangen/ vnd jhme gleichsam in die u^ber vns gezuckten Ruthen fallen/ vnd vmb abwendung seines gefasten Zorns ersuchen sollen/ daß er solche Wunderzeichen vns was gutes vorhersagen lase/ oder das u^bel/ so über vns hette ergehn sollen/ entweders gar ablegte/ oder doch gna^diglich mildern/ vnd vns/ als seine Kinder/ noch lenger in ruh/ fried/ einigkeit erhalte/ vnd vor Krieg vnd Vnfried Va^terlich behüten wo^lle/ Amen (E 6)

2.5.3.1.3 Die in den Einblattdrucke verwendete Bildersprache

Eingegangen wurde bereits auf die Darstellung von außergewöhnlichen Himmelserscheinungen im Zusammenhang mit der (religiösen) Realität der Menschen. An dieser Stelle nun soll die Bildersprache der Einblattdrucke genauer betrachtet werden. Dabei soll im Hinblick auf die Fragestellung der Untersuchung weniger die Bedeutung des einzelnen Symbols als vielmehr ihre eventuelle Gemeinsamkeit im Vordergrund stehen. auch eine Betrachtung der Farb- und Zahlensymbolik wird dementsprechend knapp ausfallen, auch diese Aspekte scheinen jedoch zumindest der Erwähnung wert.

Eine Deutung von Naturerscheinungen im Hinblick auf einen bestimmten Leser- bzw. Zuhörerkreis und damit auch die Verwendung der jeweils passenden Symbolik findet sich, so gewinnt man den Eindruck, zu dem Zeitpunkt, als es möglich ist, von den unmittelbaren Realitäten abzusehen und man sich auch für subjektive Realitäten Bilder zu finden bemüht oder bestimmte Themen tabuisiert. Im Gegensatz dazu wird die Realität

jetzt in eigenen Augenschein genommen und auf diese Weise «begriffen» - und sei es mit den eigenen Händen.

Was die in den Einblattgedrucken gebrauchten Symbole und ihre Bedeutung angeht, so scheint in diesem Zusammenhang zunächst wichtig, daß nicht auf Gleichnisse zurückgegriffen wird, wie sie beispielsweise Jesus im Neuen Testamen anführt und für seine Zuhörer deutet.

Zwei Gruppen von Symbolen lassen sich in der zeitlichen Entwicklung der Einblattgedrucke unterscheiden: Zunächst die Himmelszeichen, deren Deutung am Beispiel «konkreter» Objekte festgemacht wird, später diejenigen, die am Beispiel von Lichteerscheinungen das zu Sagende vermitteln. Dabei findet sich zeitlich eine recht exakte Zweiteilung: die Erscheinungen mit den konkreten Symbolen werden in den früheren Texten geschildert, die Lichteerscheinungen in den späteren. Eine Ausnahme stellt E 3 dar, das bloß über die Symbolik zu erschließen ist. Darüber hinaus wird durchaus auch mit Farben- und Zahlensymbolik gearbeitet - eine Tatsache, auf die hier nur ansatzweise eingegangen werden kann, da es ja um die Verwendung von Symbolik in den Einblattgedrucken als solche geht, nicht aber um eine Deutung.

Was die Farbensymbolik angeht, so sind es zwei Farben, die genannt werden: Weiß und Rot. In beiden Fällen Angaben sowohl zur Ausprägung als auch zur Intensität der Farbe gemacht. «Antithetisch gegenübergestellt entspricht W. dem Mond, dem Weiblichen und dem Friede; Rot der Sonne, dem Männlichen und dem Krieg. Das Strahlende, Lichte kennzeichnet die Götter.» (Lurker, 1991, S. 824)

Was die Zahlensymbolik angeht, so müssen hier wohl Uhrzeit und Datum ausgeschlossen werden. Es ist davon auszugehen, daß Wunsch der Autoren nach der Vermittlung von Authentizität zu groß war, als daß an dieser Stelle mit Symbolen gearbeitet werden würde. Betrachtet werden soll jedoch die Zahl, die im Zusammenhang mit einem Himmelszeichen angegeben wird.

Die Zahl Zwei symbolisiert immer die Dualität Gut - Böse. So kann auch der Kampf der zwei gewappneten Männer als eine Auseinandersetzung zwischen diesen beiden Polen gedeutet werden (E 1) In E6 wird die Bündelung von «weisse[n] vnd liechte[n] strahlen» in zwei Lichtestrahlen zu «zween grosse[n] strahlen» geschildert.

Die Zahl Sieben ist die «aus den Grundzahlen des Männlichen 3 u. des Weiblichen 4 durch Addition $3 + 4 = 7$ gewonnene heilige Zahl». In E 4 etwa werden sieben «gros vnd lang rot vnd fewrige» Wolken erwähnt.

Zu ersehen ist aus den gebrauchten Bildern und Symbolen ein Wandel auch des Gottesbildes, infolgedessen auch die Religion auf den Menschen eine andere Wirkung ausübt: Sie flößt nicht länger Furcht ein, sondern ist eine Grundlage des Trostes und des Vertrauens auf die Macht einer positiven höheren Kraft. Der Gott des Alten Testaments - der Rachegott, der drohende Gott - wird zum gütigen Gott, dem sich die Gläubigen bedenkenlos anvertrauen können - und sollen.

Im Rahmen dieser Untersuchung ausführlicher auf die Symbolik der Einblattgedrucke einzugehen, ist wohl nicht angebracht. Abgeschlossen werden soll dieser Teil mit der Überlegung, daß angesichts der offensichtlichen Vielschichtigkeit der Texte ein gehöriges Maß an Wissen bei den Lesern bzw. Zuhörern vorhanden gewesen sein muß, um diese Symbolik zu entschlüsseln und zu verstehen. Wieweit dieses Wissen jedoch ein erlerntes, das heißt auf Ausbildung beruhendes war oder ob es quasi «Allgemeingut» war, mündlich weitergegeben und damit jedem zugänglich, ist an dieser Stelle schwer zu entscheiden.

2.5.3.1.4 Zusammenfassung

Zunächst ist anzumerken, daß mit unserer heutigen Sichtweise natürlich sehr schwer eine adäquate Deutung der damaligen Lebens- und Sichtweise zu geben ist. Deutlich wird aber auf jeden Fall ein Wandel dieser Sichtweise. Zu vergleichen ist dabei weniger die Entwicklung der aufgezeigten «Motivketten» als vielmehr die Verwendung von Bildern bzw. Metaphern durch eine unterschiedliche Sprecherschicht. Soll heißen: eine unverblümtere, aber durchaus auch farbige Redeweise wird eher von den als schlicht charakterisierten Sprechern gebraucht, eine verklausuliertere eher von den Schichten, die eine höhere Bildung genossen haben, die auch im Kontakt mit anderen Menschen und in der Rücksichtnahme auf die seelische Verfassung des Gegenüber eine größere Übung besitzen (müssen).

Zu bemerken ist auch, daß dort, wo man sich immer konkreter analysierend mit seiner Umwelt und seinem Körper auseinandersetzt, das heißt, von einer gewollten Drastik und parallel der Analyse von Ausscheidungen zu einer Betrachtung und medizinischen Untersuchung des Körpers an sich übergeht, der Ausdruck der Liebe auf einer anderen, nicht mehr körperlichen Ebene stattfindet.

2.5.3.2 Phraseologismen

An dieser Stelle sind Wortfügungen zu behandeln, die eine bloß dieser speziellen Kombination innewohnende Bedeutung tragen und einen Sachverhalt daher auf eine ganz eigene Weise verbalisieren. Dabei wird auch die eventuell unterschiedliche innere Struktur der Phraseologismen zu berücksichtigen sein.

In den untersuchten Fastnachtspielen werden Phraseologismen von allen drei Autoren eingesetzt.

So hat Hans Rosenplüt

- der kan ir ... kain genu^eg than (Arzt, Z. 46)
- ...ligt doch *gancz und gar* dernieder (Arzt, Z. 70)
- Dasselb *stet gantz in iren henden* (Bock, Z. 94)
- ein eisen abgerannt haben, (Egge, Z. 48)
- über die schnur gehauen haben; (Egge, Z. 49)
- sein ocker kund schleiffen können (Egge, Z. 52)

Bei Hans Sachs finden sich folgende Beispiele:

- die Hörner aufsetzen (Eifer, Z. 166)
- die Flöhe abstreichen (Eifer, Z. 163)
- jemandem einen Rappen machen (Z. 105)
- mit halbem Wind segeln gehen (Eifer, Z. 200)
- ihn stechen die Egeln, Hurneusel, Hundsmucken und Grilln (Eifer, Z. 202)

In den Texten von Jakob Ayrer finden sich

- jemanden auf einem faulen Pferd ergreifen (Jann, Z. 17)
- Der Hund steht vor dem Licht (Jann, Z. 308)
- Auf das Garn schauen

Auch in der Briefliteratur, außer in den frühen Briefen, finden sich durchgehend diverse Beispiele für Phraseologismen.

Beispiele aus den Briefen von Albrecht Dürer:

- awch *nymtt mich wunder* (WP, 3. Brief, S. 46)
- Hy mit last mich ewch befolhen sein* (WP, Brief 3, 4, 5, 7, 9, S. 46, 48, 49, 53, 57)
- ihr werdet *ein gefallen darob haben* (JH, Brief 16, S. 69)

Michael Behaim schreibt seinem Vetter Paulus über eine unangenehme Auseinandersetzung, es betreffe

nichts dan alter weiber hendel an, die verkeeren sich nach dem wetter. Es hat die sonne schon wider darauf geschinen. Leut, die nichts zu schiken haben, muessen inen zuweilen etzwas zu schiken machen; [...] (Kamann, 1894, Brief Nr. 20, S. 49)

Margarete Behaim berichtet ihrem Bruder am 10. September 1533: «Der Sterb hat *uberhant genummen*.» (Brief 24, S. 102)

Bei Magdalena und Balthasar Paumgartner liest man, sie hätten *mit einem großen Löffel gegessen*, das heißt an einem feinen, umfangreichen Mahl teilgenommen.

Magdalena schreibt, ihr Mann habe *ein filzley* bei einer Verwandten - womit hier offenbar gemeint ist, daß man sich über ein Thema uneins war:

Hab sorg, du werst zum hondsclag aug nit kumen, der wiert den freutag vor lichtmes. Du hast aber, herzlieber Paumgartner, ein filzley bei der alten Scheirly, die ist unwillig, das du ir solg[s] nit recht hast angezeigt. (Brief Nr. 33, S. 70)

Auch in den Einblattgedrucken finden sich Beispiele für Phraseologismen. So wird der Leser z.B. mehrfach ermahnt, die beobachteten Erscheinungen nicht *in den Wind zu schlagen*. (E 5, E 6) Weitere in den Einblattgedrucken aufgefundene Beispiele sind

das Letzte Gericht, der Jüngste Tag (E 1)

zu^o grund gehen, der Jüngste Tag (E 2)

auff dem hals liegen, gar und gantz (E 3)

hin und wider, nicht zu schanden werden (E 4)

im (= sich) zu gemu^t fu^eren, zu erkennen geben (E 5)

weit und breit, zu verstehen geben, dem sey nun wie ihm wo^elle (E 6).

Das zeigt, daß Phraseologismen von unterschiedlicher Struktur von den Autoren benutzt werden.

Eine eindeutige Zuordnung zwischen bestimmten phraseologischen Strukturen und den untersuchten Textsorten ist, wie die Beispiele zeigen, nicht möglich. Lediglich Tendenzen werden deutlich. Mit dieser Problematik setzt sich auch Fleischer auseinander. In dem Kapitel «Phraseologismen und Textsorten» seiner Untersuchung stellt er wichtige - allerdings an gegenwartssprachlichem Textmaterial orientierte - Untersuchungen vor und merkt an: «Nicht zu übersehen ist freilich auch, daß ein großer Teil der Phraseologismen „textsortenspezifisch sicher unmarkiert“ ist, (Kühn, 1988, 158) und diese Fragen noch weiterer Untersuchung bedürfen.» (Fleischer, 1997, S. 264)

Abstand genommen wurde davon, die Bedeutung dieser Phraseologismen zu klären und eine eventuelle Entwicklung zu beschreiben, da diese Untersuchung synchronisch orientiert ist und darüber hinaus die Behandlung der Phraseologismen lediglich einen kleinen Teil darstellt. Wichtig ist in diesem Rahmen vor allem ihre Verwendung bzw. Nicht-Verwendung. Deutlich wurde, daß Phraseologismen dort gebraucht werden, wo man eine informelle Sprache spricht oder aber ein breiteres Publikum erreichen möchte.

2.5.3.3 Vergleiche

Ein Vergleich erhöht die Anschaulichkeit einer Aussage.

Der Ausgangspunkt für die Texte der Einblattgedrucke ist eine naturwissenschaftliche Betrachtung, gedeutet werden die Erscheinungen jedoch auf der religiösen Ebene. Wichtig sind zunächst die direkten Vergleiche, die in den Texten genannt werden:

Anfencklich ist der Himmel gar hell gewesen / nachmals blut rot worden/ (E 5)

[...] als gleichsam Rosin rothe strahlen [...] (E 6)

Darüber hinaus werden aber auch Personifikationen gebraucht, die dem Leser eine

Vergegenwärtigung des geschilderten Geschehens erleichtern sollen. So etwa die Figuren von zwei Männern (E 1), Rute, Adler und Kreuz (E 3). Auf den Symbolgehalt dieser Figuren wurde bereits eingegangen. Wichtig ist an dieser Stelle das konkret vorstellbare Objekt im Gegensatz zum Lichterschein, der in den späteren Einblattgedrucken beschrieben und gedeutet wird.

Im Fastnachtspiel finden sich Parallelen zu dieser Art der Gestaltung in den Allegorien von Jesus, dem Tod und dem Teufel, die in den Texten Jakob Ayrers auftreten. Bezieht man ein, daß diese Texte eine quasi «höhere Stufe» des Fastnachtspiels verkörpern, so kann durchaus eine Parallele zu den Einblattgedrucken gezogen werden, die, wie gezeigt wurde, doch von fundiertem Hintergrundwissen geprägt sind. Die Vorgehensweise der Versinnbildlichung geistiger Ideen oder Bilder ist also dort zu finden, wo man sich um einen passenden Ausdruck für nicht in der Realität vorhandene Vorgänge oder Gegebenheiten bemüht - und auch das passende Pendant in der realen Welt wählen kann, weil aufgrund des Wissens die richtigen Vergleiche gezogen werden können. In diesem Fall kommt es also nicht auf eine besondere, sondern auf die passende Form des Ausdrucks an, da ja nicht das Wissen der Leser bzw. Zuhörer gefordert ist, sondern ihr Vorstellungsvermögen.

2.5.4 Ergebnisse

Die Verfasser der untersuchten Texte stützen sich in unterschiedlicher Weise auf vorgefertigtes Sprachmaterial, das Bedürfnis danach jedoch scheint prinzipiell vorhanden zu sein. Dennoch werden, wie gezeigt werden konnte, unterschiedliche Formen in den an der mündlichen und den an der schriftlichen Sprache orientierten Texten benutzt. So ist letztendlich auch die Zuordnung zu einer bestimmten «Benutzer»- oder besser: Sprecherschicht möglich.

Gerade was den anfänglich in den Fastnachtspielen so ausgiebig behandelten Bereich der Sexualität und angeht, ist die Sprache von großem Einfallsreichtum und starken Bildern geprägt. Dieser Aspekt der Sprache wird in der bereits erwähnten Untersuchung von Johannes Müller gesondert behandelt und betrifft darüber hinaus vor allem das frühe Fastnachtspiel, so daß an dieser Stelle nicht weiter darauf eingegangen werden soll. Jedoch ist wichtig festzustellen, daß diese Form der Darstellung vor allem von den eher ungebildeten Schichten gebraucht wird. Gerade durch die mit dem Alltagsleben sehr eng verbundenen Metaphern jedoch wirkt diese Sprache sehr lebendig. Wo nicht allgemein gebraucht, scheinen sie doch zumindest bekannt und allgemein verständlich gewesen zu sein; so war es möglich, sie zu Charakterisierung einer bestimmten Denkweise und Lebensart zu verwenden. Festzuhalten ist auch, daß sie nur in den unmittelbar gesprochenen Texten zu finden sind.

In Kreisen mit gehobener Bildung dagegen stützt man sich eher auf Gewohntes, Altbewährtes, Erlerntes. Hierfür spricht die häufige Verwendung von Zitaten und formelhaften Elementen der Sprache. Dies gilt offenbar auch für die Gelegenheiten, in denen diese Form der Rede karikiert wird, wie etwa in den «Segenssprüchen» der Pfarrer in den Stücken des Hans Sachs. Ein Hintergrund von Wissen ist auch nötig, um die Symbole zu decodieren, die in den Texten der Einblattgedrucke für die Darstellung und Deutung der Religion eingesetzt werden. Vor allem sie können als Elemente der Schriftsprache betrachtet werden.

Ein Bindeglied, wenn man so will, stellen die Sprichwörter und Phraseologismen dar. Sie werden als «Allgemeinwissen» in erster Linie in mündlicher Form weitergegeben, sind aber auch dort in der schriftlich fixierten oder mündlich vorgetragenen Literatur zu finden, wo es darum geht, dem Leser ein bestimmtes Gedankengut, eine «Moral» zu vermitteln. Als häufigste Benutzer erweisen sich die Angehörigen einer im positiven Sinne

konservativen Schicht, die auf die Gültigkeit der Inhalte dieser Sprichworte vertraut, andererseits aber gerade dadurch auch mit der scheinbaren Unverrückbarkeit gegebener Umstände umgehen, sie mit Humor betrachten kann.

Insgesamt wurde aus dem Vorhergehenden sowohl die jeweilige Art des Umgangs wie auch ein Wandel innerhalb der Bilder deutlich.

2.6 Die metasprachliche Ebene

Bei der Untersuchung von Sprache ist sicher auch ein entscheidender Faktor, ob und, sofern sie dies tun, in welcher Weise sich die Autoren bzw. Autorinnen der untersuchten Texte zu Sprache oder über den Gebrauch von Sprache äußern. In diesem Kapitel soll, die vorangehende Analyse abrundend, die Rolle und Funktion der Sprache aus dem Blickwinkel und mit den Worten der Zeitgenossen dargestellt.

Wichtig in diesem Zusammenhang sind zum einen die Ausführungen der Grammatik, in der die Erstellung eines solchen Werkes auch mit der - wie gezeigt wurde, unterschiedlichen - Auseinandersetzung mit Sprache begründet wird. Zum anderen läßt sich aus den Anmerkungen, die in den Briefen über den Fremdsprachenerwerb und -gebrauch sehr deutlich die Bedeutung von Sprache als Mittel zur alltäglichen Kommunikation formulieren.

2.6.1 Die Sprache und ihre Funktion

Auf den sehr unterschiedlichen Zugang der Grammatiker zur Sprache wurde bereits verwiesen: der schnelle Erwerb praktischer Fähigkeiten von Rezeption und Wiedergabe der gegenwärtigen Schrift und Sprache (Ickelsamer) steht gegen die Vermittlung einer genauen Kenntnis auch der Sprachgeschichte, so daß schließlich auch (Sprach)Kunstwerke vom Lernenden selber geschaffen werden können (Albertus). Hieraus läßt sich - es liegen immerhin nahezu vierzig Jahre zwischen dem Verfassen der beiden Grammatiken - die Entwicklung von einer utilitaristischen Betrachtung der Sprache hin zu einer möglichst umfassenden nachvollziehen: Man erlebt zunächst die eigene - deutsche - Sprache als nützlich und wichtig für die Kommunikation und für die Verbreitung und Rezeption neuen Gedankengutes, während in der Folge auch ihre Wirkung vermittelt wird und der Leser der Grammatik Albertus' sie daher auch in diesem Punkt als den anderen Fremdsprachen in keinster Weise unterlegen erlebt.

Lesen können hat inn langer zeit nie so wol seinen nütz gefunden / als itzo / dweyls seer einn yeder darumb lernet / das er Gottes wort / vnd etlicher Gotgelerter menner außlegung / darüber selbs lesen / vnd deessto bas darinn vrteylen möge. Da zu kan itzo nichts kundwirdigs inn der gantzen welt geschehen / Es kumbt schriftlich durch den Truck zu lesen. Hab ich diese weyse vnnd meynung / die kürzist vnd rechtist / bals lesen zu lernenn / zu sein gedacht. (Ickelsamer, 1534, 1969, S. 53)

Deinde non inficias eo, quin purè, tersè et illuminatè plerique in Germania germanicè loquantur, sed sine primis grammaticae fundamentis. Subtiles sunt quidam in oratione, in arte vero ieiuni, quapropter contigit saepissimè, ut qui subtiliter sine arte loquantur, quasi contra legem artis committant, hinc ea circumueniendi occasio, qua tot homines sese cauillis agitandos praebent. (Albertus, 1573, 1895, S. 11)

Dem gegenüber läßt sich eine verstärkte Hinwendung zur Kenntnis von Fremdsprachen erkennen, oder besser: es werden andere Fremdsprachen als wichtig und zu einer umfassenden Bildung gehörend gewertet. Dies hängt naturgemäß mit den unterschiedlichen Lebenszielen und einer unterschiedlichen Lebensführung zusammen. Zunächst ist Bildung nicht nur, aber auch um ihrer selbst willen von Bedeutung. Alte Sprachen zählen zum Bildungsgut, Latein ist die Sprache, in der man wissenschaftlichen Austausch pflegt. Wo es aber darum geht, auch mit Hilfe der Beherrschung fremder Sprachen den Lebensunterhalt zu verdienen, sich auf Reisen in fremde Länder im Austausch mit anderen

weiterzubilden oder Geschäfte zu machen, erlangen die Sprachen dieser Länder ein größeres Gewicht. Ihre Beherrschung ist wichtig für die Kommunikation, nicht zuletzt auch für das Wohlgefühl beim Aufenthalt in einem fremden Land. Nur so ist auch das häufige Drängen auf den Besuch von Sprachunterricht und das Studium der Sprache wie auch die Versicherung, dem nachzukommen, zu deuten.

Die Wirkung der Fremdsprachen auf das Deutsch der Sprecher wurde bereits behandelt (Kapitel 2.5.2) Wichtig war an dieser Stelle der Hinweis auf die Bedeutung des Fremdsprachenerwerbs in bezug auf die Ausbildung und auch auf die berufliche Tätigkeit der Sprecher.

2.6.2 Die Sprache und ihre Sprecher

Betrachtet man sprachliche Qualifikation, so ist sicher nicht zuletzt der Blick auf den bzw. die Sprecher wichtig. So stellt sich die Frage, ob in den untersuchten Texten die Sprecher einer bestimmten Sprachvarietät direkt auf ihren Sprachgebrauch angesprochen werden oder ob dieser Sprachgebrauch in einer bestimmten Weise beurteilt oder gewertet wird.

Albertus zeigt in seiner Grammatik an einigen Stellen auf, daß Unterschiede in der Diktion registriert werden. So ist etwa seine Aufteilung der Dialekte zu deuten.

Idioma vero, quo in his institutionibus, utemur commune et intelligibile erit omnibus superioris Germaniae populis, quo etiam scripte constant ex praecipuis typographijs edita, quae sunt Moguntiae, Ingolstadij, Norinbergae, Augustae, Basileae, Francofurti, VVitebergae. Hoc si quis extraneus uti didicerit, sati ac pro necessitate etiam ab inferioribus intelligetur. (Albertus, 1573, 1895)

Ebenso weist er darauf hin, daß ein bestimmter Sprachgebrauch durchaus positiv oder negativ konnotiert sein kann. Dabei wertet er nicht Dialektgebrauch - hier registriert Albertus die Unterschiede. Für ihn ist aber ebenso der Sprachgebrauch, der häufiger in einer höheren oder niedrigeren Schicht anzutreffen ist, eine Anmerkung wert, etwa in bezug auf den Diphthong /ua/:

Non communiter recepta est ua, sed ex ijs saltem auditur, qui u simplex purè non possunt efferre, ut somliciores et incultiores solet, pro *fußl* enim dicunt *fuas pes*, pro *rus ruas fuligo* etc. (Albertus, 1573, 1895, S. 35)

Man ist sich also sehr wohl der Tatsache bewußt, daß auf der sprachlichen Ebene Unterschiede existieren. Der Schritt dahin, eine Verbindung zu einer bestimmten Sprecherschicht herzustellen und dann diesen Sprachgebrauch auch in dieser Richtung zu werten, war offenbar bereits zu dieser Zeit nicht weit.

In den ersten Fastnachtspielen wird nicht direkt, aber doch indirekt eine abschätzige Meinung über die Sprecher von Fremdsprachen kundgetan. Daß es sich hierbei um alte Sprachen handelt, ergibt vor allem im Zusammenhang mit der Bedeutung der «modernen» Fremdsprachen ein zwar sicher überzeichnetes, aber doch für die Zeit gültiges Bild: Wichtig war der Nutzen für das alltägliche Leben, Bildung um der Bildung willen war offenbar mehr oder weniger verpönt. Dem entspricht auch die Sprache, die beispielsweise der Doktor im Arztspiel im direkten Kontakt mit seinen Patienten wählt: Sie ist alles andere als stimmig zu seiner Ausbildung, die ja in der Einleitung des Stückes geschildert wird.

Abschließend sei an dieser Stelle auf eine Sequenz des «Kälberbrütens» hingewiesen, in der der Pfarrer Grete zurechtweist. Dies geschieht allerdings nicht nur wegen ihres rauhen Umgangstones, den sie pflegt, als sie das Versäumnis ihres Mannes in vollem Umfang realisiert, sondern weil dieser darüber hinaus gesteht, daß seine Frau durchaus auch handgreiflich wird - was sich, so der Pfarrer, für eine Frau nicht gehört:

Bäurin spricht

Ge hin hack holtz! und halt dein maul!

Pfaff *spricht*

Gredt, du bist ein grober acker gaul,
Weil dein Man so ubel mit ferst.

Baur *spricht*

Mein lieber Herr, und wist irs erst,
Ir scheldtwort ich ir gern vertru^eg,
Wenn sie mich nur nit raufft und schlu^eg.

Pfaff *spricht*

Gredt, solchs hab ich eh nit erfarn.

Beurin *spricht*

Ja, ich tu im der streich nit sparn,
Wenn er mir etwan thut ein schaden.
Solt ich in erst darzu genaden?
Thu in oft in mein kammer spern
Und thu in als ein Laubfrosch kern.

Pfaff *spricht*

Ey , Gredt, das thu ins Hertz dich schamen!
Du schendest aller Frauen namen.
Der Man soll je sein Herr im Hauß.

(Kalb, Z. 290ff.)

Sprache wird offenbar durchaus als Handlungsweise gewertet, die einem Sprecher zu Lob oder Tadel gereichen kann und die für die Umgebung Anlaß zu Lob oder Tadel ist.

2.6.3 Rolle und Funktion von Sprache

Zusammenfassend lassen sich folgende Aussagen zu Rolle und Funktion der Sprache in der untersuchten Sprechergemeinschaft machen:

Zunächst ist wichtig, daß die Bedeutung der eigenen Sprache in den Vordergrund rückt: Man befaßt sich in zunehmendem Maße mit der Sprache als Kommunikationsmittel, aber auch als Ausdruck der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprecherschicht. Das heißt auch, daß zunehmend ein bestimmter Sprachgebrauch gewertet wird. Dies geschieht in umso stärkeren Maße, je mehr man sich der Sprache als Mittel zur Gestaltung von Kunst bewußt wird.

Einen anderen Fremdsprachen sind wichtig zum einen als Kommunikationsmittel, aber auch als Grundlage für die Erklärung und das Verhältnis zur eigenen Sprache. Hierfür sind vor allem die alten Sprachen von Bedeutung.

3. Zusammenfassung der Ergebnisse des Analyseteils

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse dieses Teils der Untersuchung muß vorrangig die Frage nach der Nähe der untersuchten Texte zur gesprochenen Sprache wie auch die Frage, in welchem Ausmaß die gesprochene bzw. wiedergegebene Sprache als nürnbergisch bezeichnet werden kann, beantworten.

Sprache ist - und dies gilt vor allem in ihrer gesprochenen Ausführung - ein Gebilde aus verschiedenen unterschiedlichen Bestandteilen. Sie alle müssen bei einer Untersuchung berücksichtigt werden: Lautliche Elemente, die Aspekte der Morphologie, der Wortbildung, des Wortschatzes und der Phraseologie wie auch die Syntax. Eine Untersuchung der sozialen Komponente, d.h. der Rolle der Sprache innerhalb einer Sprechergemeinschaft, muß auch die Formen der Anrede einschließen, da an ihrem Beispiel am unmittelbarsten die Nutzung des Mediums Sprache für den Kontakt mit den anderen Sprechern

zum Ausdruck kommt.

Die frühneuhochdeutsche Sprache repräsentiert die Umbruchsphase des Deutschen an der Grenze zwischen Mittelhochdeutsch und dem Neuhochdeutschen. Dies bedeutet auch, daß eine weitere Dimension von Sprache hinzukommt: die Möglichkeit, die eine jetzt einsetzende Reflexion über (deutsche) Sprache an sich und ihren Einsatz bietet, aber auch - als Kehrseite dieser Reflexion - die Unsicherheit des Individuums bei der korrekten Verwendung von Sprache im Kontakt mit dem Gegenüber. Bieten eine fundierte Ausbildung und ein hoher gesellschaftlicher Status diesbezüglich Sicherheit, fördern sie einen kreativen Umgang mit Sprache und verhelfen auf diese Weise zu einem Ausdruck des (sprachlichen) Lebens?

3.1 Das Verhältnis der untersuchten Textsorten zur gesprochenen Sprache

Für die Untersuchung der gesprochenen Sprache einer historischen Stufe an einem bestimmten Ort wurden Textsorten ausgewählt, die aus der speziellen Kommunikationssituation dieser speziellen Sprechergemeinschaft heraus entstanden sind. Die der eigentlichen Analyse vorausgehenden Betrachtungen über diese Textsorten und ihre Entwicklung ergaben auch, daß die Auswahl der zu untersuchenden Textsorten für eine jede Sprechergemeinschaft notwendigerweise unterschiedlich aussehen muß. Im Fall des spätmittelalterlichen Nürnberg wurden, neben den Fastnachtspielen als Ausgangspunkt für die Analyse, Privatbriefe und Einblattdrucke ausgewählt. Da aber jede schriftliche Fixierung von Sprache, auch der persönlichsten Gedanken etwa in einem nicht zur Veröffentlichung bestimmten Tagebuch, einen reflektierten Umgang mit Sprache voraussetzt, soll an dieser Stelle noch einmal auf die Literarizität der untersuchten Texte und auf ihre Nähe zur gesprochenen Sprache eingegangen werden. Es muß dabei, wie gezeigt wurde, auch ihre inhaltliche und formale Entwicklung beachtet werden, um eine eventuell sich verändernde Funktion derselben Textsorte innerhalb einer Sprechergemeinschaft und eine dadurch veränderte Sprache nachzuvollziehen.

Für eine soziolinguistische Untersuchung der die Figuren eines Theaterstückes charakterisierenden Sprache kann wichtig sein, ob die *dramatis personae* sich ändert oder ob, im Gegenteil, dieselbe Bevölkerungsschicht eventuell völlig unterschiedlich präsentiert wird. Die Nürnberger Fastnachtspiele zeigen «reale» Figuren, die miteinander auf unterschiedliche Art über verschiedenste Themen kommunizieren. So scheint auch die Sprache dieser Theaterstücke der gesprochenen Sprache am nächsten zu sein, wiewohl es sich um eine ausschließlich literarische Sorte von Texten handelt. Diese Literarizität wird am deutlichsten auf der Ebene der Syntax: Man muß sich nach der Gestaltung der Verse richten. Der Wortschatz dagegen entspricht dem im «wirklichen Leben» gebrauchten - es werden solche Situationen geschildert, die dem Alltag entstammen. Dialektale Elemente finden sich sowohl auf der Wortschatz- wie auch auf der phonologischen Ebene, was eine Nähe zur gesprochenen (Orts)Sprache beweist. Allerdings zeigt sich eine durchgehende Wiedergabe derselben Elemente, so daß Unterschiede des Gebrauches innerhalb der Sprechergemeinschaft nicht deutlich werden. Wichtig scheint ein weiterer Faktor, der besonders am Beispiel der Sprache der Bauern deutlich wird: Die Gestaltung der Sprache wird, neben der formellen Entwicklung, die ja eine Individualisierung ermöglicht, sehr eindeutig nicht zuletzt durch die Intention des Autors bestimmt: Wer sein Publikum «nur» unterhalten möchte - ein Wert an sich ja auch dies - wird naturgemäß vor allem anderen Wortschatz wählen als ein Autor, der mit seinem Text darüber hinaus belehren möchte.

Der Einblattdruck sollte möglichst viele Leser bzw. Zuhörer erreichen, seine Gestaltung potenzielle Käufer anlocken. Dies betraf sowohl den Inhalt des Flugblattes, der für möglichst viele interessant und nachvollziehbar sein mußte, wie auch die Verständlichkeit von Illustration und Sprache. Der Einblattdruck ist zwar von der Form her unter den ausge-

wählten Textsorten am wenigsten der authentischen gesprochenen Sprache gleichzusetzen, da ja in keinem Fall ein direkter Dialog stattfindet. Doch müssen sich die Verfasser beispielsweise in der Wortwahl durchaus an der Sprache der Adressaten orientieren. Ob diese beiden Pole einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht entstammen, ob eine bestimmte gesellschaftliche Schicht in irgendeiner Form ausgegrenzt wird, ist daher wichtig für die Untersuchung der gewählten Sprache. Sie ist von allen untersuchten Textsorten die am formellsten gestaltete: Thematisch sind sie festgelegt. Zur Bekräftigung des Dargestellten werden Zitate an Stelle von Sprichwörtern verwendet, die eine sehr viel individuellere Äußerung über die jeweilige Situation ermöglichen. Der Satzbau ist durch konstruierte Satzgefüge charakterisiert, die nicht durch individuelle Einwürfe beispielsweise des Verfassers unterbrochen werden. Eine etwaige Wendung an den Leser erfolgt lediglich in Form der sehr unpersönlichen Nennung bestimmter gesellschaftlicher Gruppen, auch wird nur sehr bedingt etwa durch das an Personalpronomen *wir* eine Gemeinsamkeit zwischen Autor und Leser hergestellt. Ein Appell an das Individuum, seine Handlungen an den christlichen Glaubensgrundsätzen zu orientieren, erfolgt erst zum Ende des Untersuchungszeitraumes, wenn die dargestellte Thematik eher auf das Individuum als auf die Gesellschaft im Gesamten bezogen wird - und auch hier nur in eher unpersönlicher Form.

Durch (Privat)Briefe kommunizieren einander bekannte Menschen miteinander. Wie oben dargestellt wurde, ist diese Sorte Brief, die nicht zum Zweck einer Veröffentlichung verfaßt wurde oder dem wissenschaftlichen Austausch diente, als schriftlich fixierte Fortsetzung eines Dialoges zu betrachten. Dieser Eindruck wird umso stärker, wo etwa der Erhalt eines Briefes ausdrücklich bestätigt wird bzw. Sorge geäußert wird, weil man zu lange auf ein Schreiben des anderen gewartet hatte. Welchen inhaltlichen Anteil die privaten Gedanken, Sorgen und Freuden gegenüber den geschäftlichen Angelegenheiten einnahmen - die selbstverständlich auch mit dem Ehepartner «besprochen» wurden, der während der oft länger andauernden Abwesenheit von der Heimat das Geschäft aufrecht erhalten mußte -, welche Rolle also generell das Privatleben gegenüber der gesellschaftlichen Position spielte, kann bei der Untersuchung der gewählten Sprache von Bedeutung sein. Deutlich wird bei einer sprachlichen Analyse der Briefliteratur die individuelle Gestaltung der Texte: Nicht nur die Anrede, sondern auch die Behandlung eines bestimmten Themas und die Ordnung des Schreibens wird nicht nur von der (sozialen) Herkunft und Ausbildung des jeweiligen Verfassers bestimmt, sondern auch auf die Beziehung zum Adressaten und seine soziale Position ausgerichtet.

Abschließend soll auf das Verhältnis der einzelnen Texte bzw. Textsorten zueinander eingegangen werden. Die Fastnachtspiele und die Briefe sind sich insgesamt näher als die Einblattdrucke. Beide Textsorten geben mehr oder weniger getreu die gesprochene Sprache und auch sozial motivierte Differenzen wieder, wohingegen die Einblattdrucke sich zwar in den behandelten Themen und ihrer Darstellung nach dem zeitgenössischen Publikum richten, aber doch der reflektierten und distanzierteren Sprache sehr nahe stehen. Nachweisen läßt sich jedoch auch eine Entwicklung der Textsorten und in der Folge eine Annäherung an die gesprochene Sprache. Die Gestalt der im Untersuchungszeitraum gesprochenen Sprache ist also annäherungsweise durchaus zu belegen, wenn dies auch nicht ausschließlich durch eine Analyse der Fastnachtspiele möglich war.

3.2 Die konkrete Annäherung an die gesprochene Sprache

An dieser Stelle ist auf den - naturgemäß unterschiedlichen - Erfolg bei der Untersuchung der einzelnen sprachlichen Ebenen einzugehen. Dieser Unterschied rührt nicht zuletzt von der ausschließlich schriftlichen Überlieferung der Texte und dem zwangsläufig unvollständigen Material her. Auch die formale Gestaltung von Texten, in diesem Fall der Fastnachtspiele, kann eine vollständige Parallele ursprünglich für den mündlichen Ge-

brauch verfaßter Texte zur natürlichen gesprochenen Sprache verhindern. Darüber hinaus erweisen sich die einzelnen Aspekte, die im vorhergehenden Teil der Untersuchung betrachtet wurden, als unterschiedlich ergiebig für eine Annäherung an die gesprochene Sprache oder als Indikator für den Umgang der untersuchten Sprechergemeinschaft mit Sprache. So ist zum Beispiel eine definitive Bestimmung des Verhältnisses zwischen Graphem und Phonem für eine Zeit, in der die Sprache eine so radikale Umwälzung erfuhr, nur bedingt möglich. Trotzdem läßt sich in diesem Punkt, das machen die erstellten Tabellen zur schriftlichen Umsetzung gesprochener Sprache deutlich ein bestimmtes, wiewohl unterschiedliches Verhältnis zu Sprache erkennen: Man orientiert sich entweder an den etwa in einer Grammatik niedergelegten Vorgaben, oder man orientiert sich vorwiegend am - eigenen - mündlichen Sprachgebrauch, auch wenn das Ergebnis der Niederschrift dann unter orthographischem Aspekt nicht immer ganz korrekt ist.

Auch die Syntax weist ein, wie sich zeigt, sehr uneinheitliches Bild auf. Dies gilt sowohl für den Satzbau wie auch für die Koordination innerhalb komplexerer Satzgefüge. Zum einen kommt auch in diesem Punkt der sich wandelnde Sprachgebrauch zum Tragen, zum anderen wählen die Verfasserinnen und Verfasser in zunehmendem Maße ihre persönliche Variante. Dies wird besonders am Beispiel der Briefliteratur deutlich.

Was den Wortschatz angeht, so ist er in besonderem Maße von Anfang an ein Mittel zur Differenzierung. Dies gilt für die sprachliche Charakterisierung einer bestimmten sozialen oder beruflichen Schicht wie auch zur Abgrenzung der eigenen Position gegenüber Ausenstehenden. In besonderem Maße wird dies bei den verschiedenen Formen der Anrede deutlich, aber auch die anderen Aspekte des Wortschatzes, die zu einer Differenzierung führen können, zeigen dasselbe Bild.

Die Morphologie dagegen ermöglicht nur bedingt einen Einblick in einen unterschiedlichen Sprachgebrauch: Abweichende Schreibungen waren in diesem Zusammenhang nicht zu berücksichtigen, und so machte nur eine geringe Anzahl an Morphemen eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Sprechern/Autoren oder Sprecherschichten möglich.

Eine Betrachtung der Wortbildung ergab zum einen, daß die Produktivität insgesamt innerhalb des Frühneuhochdeutschen sehr stark zunahm. Was den Bereich der Komposition anging, so zeigte sich am Beispiel der Getrennt- und Zusammenschreibung von Komposita eine doch veränderte Einstellung gegenüber den einzelnen Bestandteilen des neu gebildete

3.3 Wie «nürnbergisch» ist die gebrauchte Sprache?

«In welchem Maße ist das Nürnberger Frühneuhochdeutsch um 1500 auch nürnbergisch?» Diese Frage stellt Gaston van der Elst im Titel zu seinem Aufsatz aus dem Jahr xxx. Er untersucht Ausschnitte aus fünf Werken, deren Autoren er auch unter soziologischem Aspekt einordnet:

- (1) 'Vnderweysung der messung' (Autograph und Druck von Albrecht Dürer)
- (2) Briefwechsel der Caritas Pirckheimer (Autograph 1529)
- (3) Autobiographie von Hieronymus Koeler dem Älteren (Autograph: ca. 1537)
- (4) Gesprächsbüchlein von Johann Neudörffer (Druck: 1549)
- (5) chronikalische Aufzeichnungen aus der Stadt Nürnberg von Heinrich Deichsler (Autograph ca. 1500) (van der Elst, 1989, S. 196)

Van der Elst stellt dabei eine dialektgeographische einer rein geographischen Einteilung gegenüber.

In der Tat ist die Frage nach der Zuordnung der Nürnberger Stadtsprache nicht so leicht zu beantworten, wie dies auf den ersten Blick scheint. Im folgenden soll daher im Rückblick auf die Analyse aufgezeigt werden, wie stark regional die Sprache geprägt ist bzw.

wie stark sie sich in ihrer schriftlichen Umsetzung am heimatlichen Dialekt oder, im Gegenteil, an einer überregionalen Norm orientiert. Dies ist zum einen sicher abhängig von der Textsorte. Zum anderen ist jedoch die Ortsgebundenheit der Autorin oder des Autors sicher ein Faktor, der in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle spielt.

In Kapitel II 3 wurde im Zusammenhang mit einer Einordnung Nürnbergs in die historische Situation auch auf die dialektgeographische Lage und die Beeinflussung dieses Stadtdialektes durch verschiedene Dialektgebiete eingegangen. Van der Elst vergleicht in seinen Ausführungen hauptsächlich

die Schreibsprache der betreffenden Autoren mit der neuhochdeutschen Schriftsprache, um festzustellen, welcher Art die Unterschiede zwischen beiden sind. Erst in zweiter Linie wird geprüft, ob es überhaupt Schreibungen gibt, die auf Dialektnähe hinweisen. (van der Elst, 1989, S. 197)

Als Vergleichsgröße dient ihm die Nürnberger Grammatik von Gebhard. Als ein Ergebnis seiner Analyse resümiert van der Elst:

- 4.) Die anfangs gestellte Frage, ob der Begriff 'Nürnberger Frühneuhochdeutsch um 1500' eher dialektgeographisch oder lediglich geographisch zu verstehen ist, kann dahingehend beantwortet werden, daß man ihn zunächst besser rein geographisch auffassen sollte. Eine genauere sprachliche Spezifikation ist meines Erachtens erst anhand eines umfangreicheren Vergleichs aus anderen Städten (u.a. Bamberg, Augsburg, Regensburg) möglich. (van der Elst, 1989, S. 211)

Die Betrachtung eines Textes unter dialektologischem Aspekt muß neben dem lautlichen Aspekt - der sicher der am unmittelbarsten wahrzunehmende ist - durchaus auch die lexikalische Ebene einbeziehen. Eine Analyse der in dieser Arbeit untersuchten Texte zeigt, daß sich sehr wohl beide Elemente, das Ostfränkische wie auch das Bairische, in der gebrauchten Sprache finden. Die Texte spiegeln also zum einen den historischen Zustand des Dialekte wider, zum anderen wird deutlich, daß diese spezielle Stadtmundart durchaus gesprochen wurde. Das frühneuhochdeutsche Nürnbergisch scheint also durchaus Nürnbergisch auch im dialektgeographischen Sinn gewesen zu sein. Diese Aussage muß gerade auch im Hinblick auf die zeitliche Distanz vage gehalten werden. Auch ist meines Erachtens fraglich, ob sie sich durch einen Vergleich mit neueren Mundartgrammatiken verifizieren oder wiederlegen läßt. Daß jedoch auf jeden Fall ein Bewußtsein für diese Frage existierte, zeigen die Angaben in der Grammatik des Laurentius Albertus, der durchaus eine Verbindung zwischen Geographie und einer bestimmten Sprachvarietät herstellt.

Zum Gebrauch dieses Nürnbergisch läßt sich sagen, daß es wohl allgemein verwendet wurde, daß aber bei der Wiedergabe sehr wohl Unterschiede zu registrieren sind. So finden sich in den Briefen der Frauen deutlich mehr dialektale Elemente, und zwar sowohl auf der lautlichen Ebene wie auch auf der morphologischen Ebene. Gerade die zum Teil wenigen in den Briefen der Männer aufzuspürenden dialektalen Elemente beweisen jedoch, daß auch sie durchaus Dialektsprecher waren, diese Eigenschaft jedoch mehr oder weniger gut «vertuschten», wenn es um das Verfassen besonders eines formellen Schreibens ging.

IV. Die Bevölkerungsschichten und ihre Sprache

1. Die einzelnen Schichten und ihr Bezug zu den untersuchten Texten

Wichtig für die Darstellung der einzelnen Sprachvarietäten und des Sprachverhaltens ist nicht zuletzt, in welchem Umfang und in welchen Texten sich die Vertreter der jeweiligen Schicht äußern. Die Antwort auf diese Frage kann auch ein Hinweis auf die Einschätzung einer bestimmten Schicht sein. Soll die Sprache einer bestimmten Bevölkerungsschicht am Beispiel von Theatertexten, welche Funktion auch immer sie besitzen mögen, untersucht werden, so ist eine Klärung der Rolle dieser Bevölkerungsschicht in den Theaterstücken notwendig. Dies kann als erste Vergleichsmöglichkeit gelten, welche Art der Spiegelung von Realität der Leser bzw. Zuschauer zu gewärtigen hat. Sie wird auch die Wahl der Sprache beeinflussen, die der Autor für seine Figuren wählt. Naturgemäß tritt nicht zu jeder Zeit jede Bevölkerungsschicht in den aktuellen Theaterstücken auf - was natürlich nicht heißt, daß sie im realen Leben keine Bedeutung (gehabt) hat oder gar nicht vorhanden ist bzw. war. Der Vergleich mit den anderen ausgewählten Textsorten soll zur Konkretisierung der gewonnenen Ergebnisse beitragen: Wo ist die Darstellung einer bestimmten Sprachvarietät auch am Beispiel der Vergleichstexte möglich, wo dagegen ist aus der vorgeführten Sprache lediglich auf eine Wertung des jeweiligen Standes zu schließen, weil keine authentischen Dokumente vorliegen? Darüber hinaus ist zu klären, ob eine Entwicklung der sprachlichen Unterschiede deutlich wird und wieweit sie eventuell mit einer Entwicklung der Realität und der Textsorten zusammenhängt.

1.1 Der Bezug des Adels zu den untersuchten Texten

Als Verfasser von Fastnachtspielen treten Adelige zunächst nicht in Erscheinung. Eine Ausnahme stellt für das Ende des Untersuchungszeitraumes Jakob Ayrer dar, der selbst innerhalb der städtischen Hierarchie eine hohe Position innehatte.

Als Figur wird der Adelige im Fastnachtspiel in seiner Funktion als Grundherr gezeigt, so etwa in dem Stück «Der Bauer und der Bock». In den Stücken des Hans Sachs tritt er nicht in Erscheinung. Bei Jakob Ayrer ist es die Figur des Bürgermeisters, die die Funktion des Adels als weltliche Obrigkeit einnimmt. Diese beiden Positionen sind naturgemäß nicht ohne Probleme gleichzusetzen. Auch machen die Briefe Albrecht Dürers an Willibald Pirckheimer - über dessen Bedeutung innerhalb der städtischen Hierarchie ja kein Zweifel bestehen kann - und den Rat der Stadt Nürnberg deutlich, auf welcher unterschiedlichen Weise mit Vertretern desselben Standes kommuniziert wurde, wenn über den Kontakt zur Regierung hinaus eine private Verbindung bestand.

Was die Briefliteratur angeht, so ist auch in diesem Bereich zu konstatieren, daß der Anteil der adeligen Verfasser gegenüber dem der bürgerlichen im Lauf der Zeit deutlich abnimmt. In den ersten Briefen äußern sich Adelige direkt. Sie kommunizieren jedoch nur mit ihresgleichen; unter den von Steinhausen für diesen Zeitraum überlieferten Briefen finden sich keine an bürgerliche Adressaten.

Als Verfasser der untersuchten Einblattdrucke fungieren bis auf eine Ausnahme keine Adelligen. Als Beobachter der beschriebenen Erscheinungen stehen Adelige, zumindest aber Personen hohen Standes als Gewährsleute für die Richtigkeit der beschriebenen Erscheinung ein. So äußert sich in E 4 ein Adeliger selbst:

Diese jetzt erzelte wundergesicht vnnd zeichen seind von mir Georgen am wald der rechten Licentiate Philosophie/ vnd beider artzneyen Doctor/ vnd meinem Haußgesind/ auch etlich andern glaubwürdigen Personen mehr zu Thonawerdt gesehen worden/ [...]

Hieraus wird ersichtlich, daß die Gültigkeit einer Aussage offenbar durchaus mit der gesellschaftlichen Stellung des Sprechers verknüpft war. Gleichwohl werden auch Angehörige anderer - niedrigerer - sozialer Schichten genannt:

DEn 24. Julij des 1554. Jars ist umb 10 vhr in der nacht zu Waldeck auff einem Schloß/ bey St... gelegê/ so zu der Churfürstlichen Pfalz geho^crig/ am Himel/ von vilen statlichen/ glaubwürdigen Adel personen/ und andern gemeinen leuten/ gesehen worden [...] (E1)

Später dagegen ist lediglich von «vielen Personen» (E5) die Rede, die die beschriebene Erscheinung gesehen hatten oder aber von solchen, «so die Nacht auff dem Feld gangen» (E6), denen das Beobachtete «sehr schro^ccklich fürkommen/ dann sie nit anderst gemeynt/ als daß der Himmel brenne/ vnnd werde alles auff sie herab fallen.» Dies zeigt auch, daß nun eine Beschreibung der Erscheinungen durch die Menschen erfolgt, die am unmittelbarsten durch die Einflüsse der Natur betroffen sind, die sich die Erscheinungen aber aufgrund mangelnder Information am wenigsten erklären können und sich daher ängstigen.

Insgesamt ist es also durchaus möglich, die (schrift)sprachlichen Äußerungen dieser sozialen Schicht zu vergleichen und auch, ihre Entwicklung als Verfasser oder Sprecher aufzuzeigen.

1.2 Der Bezug der Stadtbevölkerung zu den untersuchten Texten

Als wichtiger Teil der Stadtbevölkerung ist zunächst das Handwerk als Urheber des Fastnachtspiels zu nennen. Die spätere Darstellung von Vetretern dieser Bevölkerungsschicht in den Texten Jakob Ayrsers ist insofern auffällig, als Jakob Ayrer, der ja selber kein Handwerksmeister und auch kein Kaufmann war, als einziger sie zu Protagonisten seiner Texte macht.

In den Texten von Hans Rosenplüt werden keine bürgerlichen Figuren gezeigt. Auch Hans Sachs führt in seinen Fastnachtspielen überwiegend ländliche Bevölkerung vor. Zu den offensichtlich bürgerlichen Figuren, Margarethe und ihrem Mann, macht er keine konkreten Angaben, z.B. welchen Beruf sie ausüben. Die Stücke von Jakob Ayrer dagegen zeigen die Bevölkerung sehr viel differenzierter. Sie spielen in Städten, es werden Bewohner der Stadt wie Handwerker oder Händler gezeigt. Auch werden zum ersten Mal soziale Unterschiede thematisiert. So wird beispielsweise die Rolle des Angestellten hinterfragt: Jann, der Angestellte von Simplicius und Duplicia, spricht als einziger von sich als *Diener*, ein Wort, das eine andere Position beschreibt als die des *Knechtes*. Obwohl auch er diese Bezeichnung nur einmal gebraucht, scheint daraus doch ein gewisses Standesbewußtsein zu sprechen. In dem Stück vom «Juden in Frankfurt...» erfährt dagegen der Bereich des Handels eine besonders ausführliche Darstellung, auch der möglichen Unterschiede innerhalb dieses Bereiches.

Deutlich wird aus dem Gesagten, daß im Fastnachtspiel bloß diejenigen Schichten zu Wort kommen, die auch im realen Leben die Bedeutung Nürnbergs als Stadt der Handwerker und Kaufleute ausmachen. Über die - weitaus größeren - unteren sozialen Schichten erfährt man nichts.

Ein Studium der Briefliteratur ergibt ein ähnliches Bild: Die Briefe des Künstlers und Technikers Albrecht Dürers und demgegenüber die Briefe der Kaufmannsfamilien Behaim und Paumgartner zeigen zwei wichtige Pole der Nürnberger Bevölkerung und entsprechen damit der realen Situation im spätmittelalterlichen Nürnberg.

Was die Einblattdrucke in diesem Zusammenhang betrifft, so fällt auf, daß die Bewohner der Stadt Nürnberg selbst erst in den späteren der untersuchten Einblattdrucke als Beobachter der Himmelserscheinungen beschrieben werden. In den ersten untersuchten Einblattdrucken wird ja aus fremden Städten, etwa aus Rom oder Konstantinopel, die Nachricht über die beobachteten Naturerscheinungen kolportiert.

Zumindest ab der mittleren Phase des Untersuchungszeitraumes also ist eine direkte Vergleichbarkeit der Sprache dieser sozialen Schicht gegeben - abgesehen davon, daß die Nürnberger Bürgerschaft nicht in einem vollständigen Bild, sondern nur ausschnittsweise gezeigt wird. Ebenso ist festzuhalten, daß Bürger sowohl als Verfasser von Texten aller untersuchten Textsorten fungieren wie auch als Sprecher in den Theaterstücken gezeigt werden.

1.3 Der Bezug der Bauern zu den untersuchten Texten

Das Textmaterial, das einen direkten Aufschluß über die Sprache der bäuerlichen Schicht bzw. ihre Wiedergabe geben könnte, beschränkt sich in diesem Fall auf die Theatertexte. Diese Bevölkerungsgruppe, die durchgängig im Mittelpunkt der Fastnachtspiele steht, tritt in keinem einzigen Fall als Verfasser auf, sondern wird, wiewohl in einem unterschiedlichen Licht, lediglich als Theaterfigur vorgeführt. Damit also nicht nur das Bild der Bevölkerung vom Bauernstand vermittelt wird, soll das Ergebnis durch einzelne Angaben in der Grammatik des Laurentius Albertus relativiert werden, die zwar selten, aber z.B. im Bereich der Phonologie doch gemacht werden. Auf sie soll daher gegebenenfalls im Verlauf der Darstellung der Sprache Bezug genommen werden.

1.4 Der Bezug der Geistlichkeit zu den untersuchten Texten

Als Verfasser von Fastnachtspielen treten Geistliche nicht in Erscheinung. Auch in den Texten des Hans Rosenplüt treten sie als Figuren nicht auf. Religion war also offenbar noch ein Tabu für weltliches Theater, wie es die Fastnachtspiele darstellen. Später dann wird die Auseinandersetzung mit Religion und Religionsausübung explizit thematisiert, z.B. von Hans Folz. Hier werden grundsätzliche Glaubensfragen behandelt, so wird etwa die christliche Religion mit dem Judentum konfrontiert.

In den Fastnachtspielen des Hans Sachs werden die Vetreter der Religion auf der Erde bei der Ausübung ihres Amtes gezeigt: Sie nehmen die Beichte ab, betreiben sogar Exorzismus. Hans Sachs führt insgesamt einen völlig anderen, sehr «weltlichen» Umgang mit Religion und ihren Vetretern vor, als dies z.B. bei Hans Folz der Fall war: Gezeigt werden insgesamt keine höheren Stände innerhalb der kirchlichen Hierarchie wie etwa ein Abt o.ä., sondern «gewöhnliche» Pfarrer. Diese haben durchaus auch sehr irdische Bedürfnisse und Gelüste. Dem entspricht auch der direkte Kontakt zwischen geistlichem und weltlichem Leben, etwa die Beschwörung des Pfarrers am Korb des Bauern Hans, der versucht, aus den Maden in einem Käse ein Kalb auszubrüten oder die List des Pfarrers, der zwei Bauern dabei unterstützt, einen dritten Bauern von seinem Geiz zu heilen. Doch auch bürgerliche Figuren wie etwa der argwöhnische Ehemann bedienen sich dieses allgemein als integer betrachteten (Berufs)Standes, um ihre weltlichen An-gelegenheiten zu klären.

In dem Stück «Vom Bauern und seim Gefatter Tod» des Jakob Ayrer wird im Gegensatz dazu ein sehr vergeistigter Umgang mit Religion und Religionsausübung erkennbar. Es sind jetzt allegorische Figuren wie Jesus, der Teufel oder der Tod, die auftreten und das Leben der Menschen beeinflussen. Die Auseinandersetzung zwischen Religion und irdischem Leben findet also nicht mehr auf einer Ebene statt, die die gesamte Gesellschaft betrifft - und sogar spaltet -, sondern im Hinblick auf das Wohlergehen des einzelnen auf dieser Erde und im Jenseits. Es wird also auch nicht, wie etwa in den Fastnachtspielen von Hans Folz, grundsätzlich in Frage gestellt, welche Religion die «richtige» oder die «falsche» ist; Entscheidungen über diesbezüglich richtiges oder falsches Verhalten hat der einzelne selbst zu treffen und die Verantwortung für sein Handeln selbst zu übernehmen.

Was die Briefliteratur angeht, so ist der Brief der der Äbtissin des Katharinenklosters unter den untersuchten Texten das einzige Dokument einer direkten Äußerung der

Geistlichkeit in der Realität. Sie schreibt in Ausübung ihres Amtes. In den Briefen Albrecht Dürers wird beispielsweise über die Darstellung des Jesuskindes gehandelt, aber sonst nicht direkt über religiöse Themen gesprochen. Allerdings ist Gott durchaus eine Institution, die die Macht hat, dem Menschen Gesundheit und Schaffenskraft zu verleihen: «Aber noch zu ainem guten Trost wisset, also viel mir gott verleiht nach meinem vermögen, will ich noch etwas machen, das nit viel leut können machen.» (an Jakob Heller, Brief Nr. 12, S. 64) Auch in den Briefen des Ehepaares Paumgartner stellt sich Gott als fester und elementarer Bestandteil des täglichen Lebens dar. Er ist Ansprechpartner in allen Lebenslagen, daher eine Adresse auch für die Bitten um Gesundheit und eine gute Heimkehr von weiten Reisen.

In den untersuchten Einblattdrucken geht es, vor dem Hintergrund der Beschreibung von Himmelserscheinungen, nahezu ausschließlich um religiöse Themen; Religion ist hier wichtig aus der Sicht der Ausübenden. Doch sind die Verfasser durchgehend keine «Fachleute», die dem geistlichen Stand angehören würden.

Man kann also eine unterschiedliche Sicht auf Glauben und Religion innerhalb des Fastnachtspiels nachweisen und sie der Sicht gegenüberstellen, wie sie aus den Privatbriefen deutlich wird, doch ist eine direkte Vergleichbarkeit am Beispiel authentischer Dokumente insgesamt nicht gegeben.

1.5 Der Bezug der Frauen zu den untersuchten Texten

Frauen treten nicht als Autorinnen, durchaus aber als Sprecherinnen in Fastnachtspielen auf. Wichtig ist sicher an dieser Stelle, daß Frauen lediglich als Zuschauerinnen an den Auführungen von Fastnachtspielen beteiligt waren. Das bedeutet: Männer zeigten in von Männern verfaßten und inszenierten Stücken ein - meist durch die Situation des Karnevals verzerrtes - Bild von Frauen. Welches Frauenbild wird in den Fastnachtspielen entworfen, die ja einen großen Teil ihrer Komik aus der Schilderung der Vitalsphäre beziehen, aus der Schilderung des Umgangs mit Essen, Trinken und dem anderen Geschlecht? In den Stücken von Hans Rosenplüt wird die Frau als Teil einer festgefügtten sozialen Hierarchie gezeigt. Sie ist entweder Herrin oder als Diensthöte von einem Mann abhängig. In der Rolle einer Ehefrau jedoch wird sie nicht dargestellt. In den Stücken des Hans Sachs wird die Frau über ihre Position innerhalb eines sozialen Gefüges hinaus auch in privaten Beziehungen, meist in einer Ehe stehend, gezeigt. Auch die Beziehung zwischen Herrin und Dienerin gewinnt in diesen Texten eine persönlichere Dimension - sicher auch dadurch, daß diese auch als Vertraute betrachtet wird. In den Fastnachtspielen von Jakob Ayrer wird die Frau vornehmlich in der Rolle der Ehefrau gezeigt.

Die von Frauen verfaßten Briefe sind an männliche Familienmitglieder gerichtet - unter den für diese Untersuchung ausgewählten Briefen bzw. Briefwechseln ist kein einziger an eine Frau gerichtet. Wobei der in dieser Arbeit untersuchte Anteil natürlich bloß einen Ausschnitt der überlieferten Briefliteratur darstellt, einen Hinweis geben kann, aber kein repräsentativer Bestand ist.

An der Produktion von Einblattdrucken sind Frauen nicht beteiligt. Sie wurden von Handwerkern produziert, denen Frauen nicht angehörten. Diese werden auch nicht direkt angesprochen oder als konkrete Zeuginnen für die beschriebene Erscheinung angeführt - was aber im Fall einer Textsorte, die sich generell an eine breite Öffentlichkeit richtet, keine Besonderheit ist.

Da die beiden Textsorten Fastnachtspiele und Briefe Dokumente der Sprache von Frauen für den gesamten Untersuchungszeitraum bieten, kann von einer doch recht guten Vergleichbarkeit ausgegangen werden.

2. Die Sprachvarietäten der einzelnen sozialen Schichten

Innerhalb einer Sprechergemeinschaft läßt sich in jedem Fall beobachten, daß neben einer allgemein gebrauchten, allgemein verständlichen Hochsprache auch eine Sprachvarietät zur Verfügung steht, die von der Zugehörigkeit des Sprechers zu einer bestimmten Gruppe oder Schicht innerhalb der Sprechergemeinschaft geprägt ist. In diesem Zusammenhang wird offenbar jeder dieser Sprechergruppen - und damit auch der spezifischen Sprache - zu unterschiedlichen Zeiten eine unterschiedliche Bedeutung beigemessen. Die Kriterien für die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Sprechergruppe können dabei sehr unterschiedlich sein: Alter, Geschlecht, ein bestimmtes Hobby, bei dessen Ausübung so etwas wie eine «Fachsprache» gebraucht wird, eine bestimmte Sportart, für die der einzelne sich begeistert...

Im folgenden soll das Vorhandensein von schichtengebundenen Sprachvarietäten im spätmittelalterlichen Nürnberg untersucht werden. Ob solche Sprachvarietäten existierten und auf welcher sprachlichen Ebene eventuell eine Differenzierung festzumachen ist, wird als Ergebnis aufzuzeigen sein. In diesem Teil der Untersuchung wird also die Darstellung des Sprachgebrauchs unterschiedlicher Schichten und nicht mehr die Beziehung zwischen Realismus und Literarizität der verwendeten Sprache im Vordergrund stehen. Auch in diesem Punkt wird sich jede mit einer ähnlichen Fragestellung - der Darstellung von gesprochener Sprache am Beispiel geschriebener Dokumente - befaßte historische Arbeit unterscheiden. Zum einen wird das Spektrum der greifbaren Texte ein unterschiedliches sein. Nicht zuletzt sind aber auch je nach Untersuchungszeitraum und -ort unterschiedliche soziale Aspekte von Bedeutung, so daß bestimmte Fragestellungen von vornherein auszuschließen sind. Im Fall der vorliegenden Untersuchung sind vor allem die für den Untersuchungszeitraum hierarchischen Strukturen innerhalb der Gesellschaft von Bedeutung, unterschiedliche Sprachvarietäten sollen also vor allem unter diesem Aspekt betrachtet werden.

Im vorhergehenden Kapitel wurden die einzelnen sprachlichen Ebenen und ihre Vergleichbarkeit in den ausgewählten Textsorten untersucht. Dabei wurde zunächst von ihrer allgemeinen Bedeutung für diese Untersuchung ausgegangen und auch auf die Darstellung in den ausgewählten zeitgenössischen Grammatiken verwiesen. So konnte - annäherungsweise - eine vorhandene oder fehlende Nähe der untersuchten Texte zur natürlichen gesprochenen Sprache aufgezeigt werden. Im Folgenden sollen diese Ergebnisse auf die in Nürnberg im Untersuchungszeitraum relevanten Bevölkerungsschichten bezogen werden. Dargestellt werden sollen die Charakteristika der einzelnen Sprachvarietäten. Diese in einer «Sozio-Grammatik» zu vereinen, ist für eine historisch orientierte Untersuchung kaum befriedigend zu leisten, wäre aber ein für die Gegenwartssprache durchaus lohnendes Unterfangen.

So stellt sich die Frage, ob es nicht angebracht wäre, neben einer deutschen Standardgrammatik, die traditionell literatursprachlich ausgerichtet ist, und neben einer noch zu schreibenden Standardgrammatik der gesprochenen Sprache eine «Sozio-Grammatik» zu entwerfen. Sie müßte alle jene Systeme, Subsysteme oder auch nur Einzelmerkmale enthalten, welche die sprecherbezogenen, gruppenhaften oder interaktionsspezifischen Varietäten kennzeichnen. [...] Eine solche Grammatik würde sich von einer herkömmlichen stilistischen Grammatik unterscheiden, insofern sie einmal die Ebene des Geschriebenen und der Literatur verläßt und auch alles Gesprochene mit berücksichtigt. Zum anderen müßte sie nicht nur soziolektal markierte Wörter enthalten, die bisher schon in den Wörterbüchern mit «vulgär», «gehoben», «salopp» gekennzeichnet sind, sondern auf allen Ebenen der Sprachbeschreibung reguläre Varianten notieren mit sozialer, gruppaler oder interaktionaler Markierung. Eine solche Inventarisierung müßte auch «regiolektale» Besonderheiten aufführen, die einer Gesamtgrammatik aller deutschen Dialekte gleichkäme. Eine weniger voll-

ständige Fassung der Sozio-Grammatik würde nur jene Abweichungen von der Standardnorm enthalten, die auf den ersten Blick nicht einem bestimmten Dialekt, sondern einer Gruppe oder einem Funktionsbereich zuzuordnen sind.
(Löffler, 1985, S. 199)

Auf diese sprachlichen Ebenen geht Löffler in der Folge ein; er nennt Sozio-Phonetik, Sozio-Syntax, Sozio-Lexik und Sozio-Phraseologie. Der fünfte und letzte Bereich, von Löffler Sozio-Onomastik benannt, wird im Rahmen dieser Untersuchung erweitert um das gesamte Spektrum der Anredeformen und im Zusammenhang mit dem Sprachverhalten der einzelnen sozialen Schichten sehr ausführlich behandelt. Dieses soll im zweiten Teil dieses Kapitels dargestellt werden.

Bei einer Untersuchung von Sprachvarietäten sind Überschneidungen zu berücksichtigen, die die Zugehörigkeit des Sprechers zu einer bestimmten sozialen Schicht betreffen. Sie ergeben sich in den untersuchten Texten vor allem an zwei Stellen: zum einen dort, wo Frauensprache analysiert wird. Es erweist sich nämlich über das Kriterium des Frau-Seins hinaus auch die Zugehörigkeit zur jeweiligen sozialen Schicht als Einfluß auf die gewählte Sprache. Zum anderen - dieser Aspekt kommt naturgemäß vor allem in den Theatertexten zum Tragen - ergibt sich eine Überschneidung sozialer Realitäten bzw. Schichten dort, wo ein Sprecher im Verlauf des Stückes eine andere gesellschaftliche Position als seine ursprüngliche einnimmt. Prägnante Beispiele hierfür sind die Fastnachtspiele «Der Eifersüchtige» von Hans Sachs und «Der abhandengekommene Jann» von Jakob Ayrer.

Ein Vergleich der einzelnen sprachlichen Ebenen in bezug auf die Textsorten soll die Gegenüberstellung im Rahmen einer zusammenfassenden Charakterisierung ermöglichen, die die wichtigsten Elemente der Sprachvarietät einer bestimmten Schicht und ihre Ausrichtung nachzuzeichnen versucht. Es handelt sich insofern um einen Versuch, als zwar die Darstellung als realistische oder verzerrte einzuschätzen ermöglicht wird, ebenso einen Rückschluß darauf, auf welcher Ebene gegebenenfalls eine Verzerrung stattfindet. Eine letzte Sicherheit über die Sprechweise einer bestimmten Bevölkerungsschicht wird sich jedoch naturgemäß allein anhand schriftlich fixierter Texte nie erreichen lassen. Deshalb ist es auch nötig, bei der Interpretation der Ergebnisse nicht in den Bereich der Spekulation abzuschweifen.

2.1 Die Sprache der adeligen bzw. sozial hochstehenden Figuren und Sprecher

Wenn in diesem Teil der Untersuchung auf zwei Formen der weltlichen Obrigkeit Bezug genommen wird, so kann das Ziel nicht eine Hervorhebung der Gemeinsamkeiten der beiden Sprachvarietäten des Adels und der städtischen Regierung auf den einzelnen sprachlichen Ebenen sein; vielmehr soll ein eventuell beiden Schichten gemeinsames Muster gesucht werden, nach dem Sprache gestaltet wird.

Auf der phonologischen Ebene finden sich in den Äußerungen des Adels durchgängig wenig entrundete (ältere) und wenig gerundete (dialektale) Formen. Ebenso finden sich keine Senkungen, auch werden keine Lenisierungen wiedergegeben. Das heißt, es werden vor allem die jüngeren, «standardsprachlichen» Varianten gewählt.

Auch auf der Ebene des Wortschatzes finden sich insgesamt durchgängig wenige dialektale Elemente. Fremdsprachen werden in den untersuchten Texten von Adeligen nicht gebraucht.

Der Satzbau der Briefe ist durchgehend tendenziell komplex: Es finden sich nur wenige einfache Sätze, Satzgefüge überwiegen bei weitem. Nur in diesem Punkt unterscheiden sich die Briefe und der Einblattdruck einerseits und die Texte der Fastnachtspiele andererseits.

Was den Einsatz von vorgefertigtem Sprachmaterial angeht, so fällt auf, daß man sich durchaus auf Bildungsgut bezieht, wie dies etwa in den Fastnachtspielen der Fall ist. Oder aber man betont, wie dies in E 4 geschieht, seine Glaubwürdigkeit qua Qualifikation.

Über die Sprache von Frauen läßt sich im Fall dieser sozialen Schicht keine Aussage machen, da die untersuchten Texte keine Vergleichsmöglichkeit bieten.

Insgesamt verwendet der Adel eine sehr unpersönliche, sachliche Sprache. Der Wortschatz ist an Themen orientiert, nicht an der Beziehung zum Gegenüber. Dialekt wird so gut wie gar nicht wiedergegeben. Die Ordnung des Textes ist nicht an einer Gesprächssituation orientiert, die eine individuelle Gestaltung z.B. des Satzbaus erwarten ließe. Wird vorgefertigtes Sprachmaterial gewählt, so stützt man sich auf Bildungsgut, das nachprüfbar ist.

Vergleicht man den Sprachgebrauch der hochstehenden Personen bzw. Figuren in den untersuchten Textsorten, so ergibt sich ein relativ homogenes Bild. Es ist also davon auszugehen, daß die wiedergegebene Sprache ein nur wenig verzerrtes Bild der in der Realität gesprochenen Varietät zeigt. Dies ist auch im Fall der Fastnachtspiele nicht erstaunlich, war man doch abhängig von der Regierung, was die Möglichkeit anlangte, spielen zu dürfen.

2.2 Die Sprache der Stadtbewohner

Anfangs sind nur wenige Äußerungen von Stadtbewohnern zu registrieren, und zwar sowohl in den Fastnachtspielen als auch in der Briefliteratur. Auch die Produktion der untersuchten Einblattdrucke setzt erst später im Untersuchungszeitraum ein. Wichtig ist an dieser Stelle wiederum, daß nur ein begrenzter Ausschnitt der Bürgerschaft gezeigt wird. So sind zwar einige Aussagen über die von dieser Bevölkerungsschicht gesprochenen Sprache möglich, «das» Nürnbergsche aber wird man nicht beschreiben können.

Die von Bürgern verfaßten Briefe geben alle behandelten lautlichen Varianten wieder, wobei vor allem auf die Frauen und die Männer mit weniger Bildung die dialektalen und älteren Formen entfallen.

Dialektale Elemente auch auf der Wortschatzebene sind sehr wohl in allen untersuchten Textsorten zu finden. Sie sind vor allem den Frauen und den Männern mit einer eher einfachen, auf die Grundelemente bedachten Ausbildung zuzuordnen - sofern letztere nicht Kontakt mit höheren Schichten pflegen. Bei dieser Gelegenheit wählen auch sie eine eher formelle, «standardsprachliche» Sprechweise. Die Vielschichtigkeit des gebrauchten Wortschatzes rührt von den breit gefächerten Themen her: Alle Bereiche des privaten wie des öffentlichen Lebens sind einbezogen.

Was die syntaktische Struktur der Texte angeht, so zeigen sich doch Unterschiede zwischen den untersuchten Textsorten. Sie stehen nicht unbedingt mit einer besseren oder schlechteren Ausbildung im Zusammenhang, sondern haben ihre Ursache deutlicher, als dies bei anderen Schichten der Fall ist, in der Intention der Autoren und den spezifischen Eigenheiten der jeweiligen Textsorte: Das letztlich immer auch künstlerisch gestaltete - und damit mehr oder weniger künstliche - Fastnachtspiel verfolgt naturgemäß ein anderes Ziel als der Brief, mit dem man sein «Gegenüber» möglichst direkt erreichen möchte, oder der Einblattdruck, der nicht nur informativ wirken, sondern darüber hinaus seine Leser bzw. Zuhörer in eine bestimmte Richtung lenken möchte. Der Ausrichtung am Versmaß stehen vor allem auf dieser sprachlichen Ebene die Evozierung einer möglichst authentischen Gesprächssituation und die möglichst gekonnte Darstellung von wissenschaftlichen Zusammenhängen gegenüber.

Vergleicht man die Sprache der Bürgerinnen und Bürger in den Briefen und im Fastnachtspiel, so ist die Differenz vor allem auf der lautlichen Ebene doch sehr groß. Auf-

fällig ist vor allem in diesem Punkt, daß die Verteilung der dialektalen Elemente sehr unterschiedlich ist: Deutlich wird sie vor allem in den von Fauens verfaßten untersuchten Briefen, am geringsten ist das Auftreten in den untersuchten Einblattgedichten. Das läßt darauf schließen, daß man den heimischen Dialekt zwar nicht vollständig verleugnen konnte und wollte, daß man sich aber vor allem als Mann der jeweiligen Situation bzw. dem sozialen Status des Gegenüber durchaus anpaßte.

Das Bürgertum spricht also insgesamt eine sehr individuelle Sprache, die eine große Flexibilität auf allen Ebenen zeigt. Dabei ist auch ein Unterschied in den untersuchten Textsorten zu registrieren. Die Themen umfassen alle Bereiche des Lebens - berufliche, private bzw. familiäre Aspekte wie auch Religion. Dabei ist für die Verteilung der Themen in Brief und Fastnachtspiel recht eindeutig eine Entwicklung vom Privaten hin zu beruflichen Themen zu erkennen; der Bereich Religion ist, sieht man vom «Gefatter Tod» ab, auf den Einblattgedicht beschränkt. Der Dialekt wird in unterschiedlichem Maße wiedergegeben, ebenso richtet sich der Wortschatz wie auch die Organisation des Textes nach dem situativen Kontext und dem Gegenüber.

2.3 Die Sprache der Bauern

Vor allem an dieser Stelle ist zu berücksichtigen, daß keine Vergleichsmöglichkeit mit den anderen untersuchten Textsorten besteht, daß also die Sprache der Bauern wie etwa im Fall des Hans Sachs' durch sprachlich sehr versierte Bürger vorgeführt wird.

In bezug auf den Dialektgebrauch auf der phonologischen Ebene werden die Bauern nicht speziell charakterisiert. So wird etwa keine der von Albertus abschätzig der bäuerlichen Sprache zugeordneten Varianten gewählt. Der Bestand der auftretenden Formen bzw. lautlichen Varianten entspricht der jeweiligen Form des Fastnachtspiels.

Vor allem ein sehr bildhafter, wenig verhüllender Wortschatz, mit dem die behandelten Themen und Gegenstände bezeichnet werden, kennzeichnet die Sprache der Bauern. Die Beziehung zum Ehepartner wird immer im Hinblick auf die erwirtschafteten bzw. produzierten Güter gesehen. Gerade aber der Wandel in diesem Punkt des Sprachgebrauches zeigt, wie sehr die vom Autor gewählte Sprache - auch - von dem Bild abhing, das dem Zuschauer von den jeweiligen Figuren und Bevölkerungsgruppen vermittelt werden sollte.

Eine feine Differenzierung fällt in bezug auf die berufsbezogene Sprache auf. Dies nicht nur, was die damit verbundenen Gegenstände oder Tätigkeiten betrifft, sondern auch, was die Differenzierung von Menschen nach ihrem Tätigkeitsbereich angeht.

Was den Gebrauch von vorgefertigtem Sprachmaterial angeht, so zeichnet sich die Sprache der Bauern durch Metaphorik aus.

Die Entwicklung der phonologischen Ebene der bäuerlichen Sprache geht recht eindeutig mit der Entwicklung des Fastnachtspiels einher. Auf der Ebene des Wortschatzes wird den Bauern zum Ende des Untersuchungszeitraumes nicht mehr um der Derbheit willen eine derbe Sprache in den Mund gelegt. Diese Entwicklung setzt mit den Texten von Hans Sachs ein, und vor allem Jakob Ayrer, der als einziger die Figur des Bauern direkt mit dem Bürgertum und seinen Vertretern kontrastiert, scheint sie zu vertreten. Wichtig ist jedoch an dieser Stelle ein nochmaliger Verweis auf die Tatsache, daß er als einziger der Fastnachtspielautoren nicht dem Handwerkerstand entstammt.

Was die Sprache der gezeigten Bäuerinnen angeht, so läßt sich hier im Kleinen nachvollziehen, was für die Darstellung des Bauernstandes insgesamt gilt: Zunächst eine übertriebene Derbheit, dann, in den Texten von Hans Sachs, eine - bis auf phonologische und z.T. syntaktische Elemente - wohl recht realistische Darstellung, schließlich durch Jakob Ayrer eine Darstellung auch der Sprache, die um eine Korrektur des anfangs allzu

grobschlächtigen Bildes bemüht ist. Ein Unterschied jedoch zur Sprache der Männer läßt sich im Gegensatz zur Sprache der Bürger nicht ausmachen.

Insgesamt sprechen die Bauern letztlich eine sehr sachbezogene Sprache: Die äußeren Lebensumstände wirken in das Privatleben hinein, machen eine Trennung dieser Lebensbereiche anscheinend nahezu unmöglich. Dies wird daran deutlich, daß kein thematisch vielschichtiger Wortschatz gebraucht wird. Differenziert wird innerhalb des eigenen Lebensbereiches. Auch daher rührt wahrscheinlich die Tatsache, daß die Differenzierung der Gesprächspartner nach ihrem sozialen Rang durch diese Schicht am ehesten auch aufgehoben werden kann - wiewohl dies in den frühen untersuchten Fastnachtspielen weniger der Fall ist als in den Texten von Hans Sachs oder Jakob Ayrer.

2.4 Die Sprache der Geistlichen

Beschränkt wird die Möglichkeit der Annäherung an die Sprache der Geistlichkeit durch das recht geringe Spektrum an Vergleichstexten. Dennoch sollen die wichtigsten Charakteristika, wie sie aus dem Brief der Elisabeth Schürstab und der Darstellung der Geistlichkeit in den Fastnachtspielen deutlich werden, aufgezeigt werden.

Auf der phonologischen Ebene zeigen die Vertreter der Geistlichkeit durchgehend eine wenig vom Dialekt geprägte, eher «standardsprachliche», also «modernere» Sprache.

Wo sie nicht in der Ausübung ihres Amtes gezeigt werden - wobei der Ort offenbar keine Rolle spielt - und dabei eine auch durch Formelhaftigkeit geprägte Sprache gefordert ist, verwenden die Geistlichen durchaus auch einen von weltlichen Themen geprägten Wortschatz. Dieser hängt ebenso wie die Organisation der Rede in sehr hohem Maße mit dem sozialen Status auch des Gegenüber zusammen.

Anders als bei den anderen sozialen Schichten, ist im Fall der Geistlichkeit eine strikte Trennung von beruflicher - also geistlicher - und privater - also weltlicher - Sphäre auf der sprachlichen Ebene zu beobachten. Dies zeigt sich nicht zuletzt in der Anrede der Gesprächspartner, aber auch in der formelhaften Sprache bei der Ausübung des Amtes. Sie wird jedoch nicht gewählt, wo etwa ein Bürgersmann die Funktion des Pfarrers übernimmt - er verweigert die Erteilung der Absolution. Auch ist von Bedeutung, welche Vertreter der Geistlichkeit in den untersuchten Texten sprechen bzw. gezeigt werden, wie sie also innerhalb der Hierarchie ihrer Schicht positioniert sind: Der unterschiedliche Sprachduktus hängt im Fall dieser Schicht offensichtlich mit der unterschiedlichen Position dessen, der spricht, zusammen.

2.5 Sprache bei Übernahme einer anderen «Rolle»

Genauer zu betrachten sein werden an dieser Stelle zwei Ausschnitte aus Fastnachtspielen von Hans Sachs und Jakob Ayrer: zum einen die Beichte, die der eifersüchtige Ehemann in der Verkleidung des Pfarrers seiner Frau abnimmt, um Genaueres über den vermeintlichen Ehebruch zu erfahren («Der Eifersüchtige»), zum anderen der Versuch des Amator, sich in Kleidern, die denen des Dieners Jann gleichen, Zugang zu Duplicias Haus zu verschaffen («Der abhandengekommene Jann»). In beiden Fällen ist mit der Übernahme einer anderen Identität nicht nur das kurze Spielen einer anderen Person, sondern auch der Wechsel in eine andere soziale Schicht bzw. Position verbunden. Wie weit sich dieses «Theater auf dem Theater» auch in der gewählten Sprache niederschlägt und ob die Übernahme einer anderen Rolle nicht nur optisch, sondern auch sprachlich «funktioniert», wird zu zeigen sein.

Der erste Schritt zur Verwandlung in eine andere Figur ist in beiden Fällen zunächst das Anlegen der passenden Kleidung - wobei im Fall von Hans Sachs der «alt Eyferer» noch einen Schritt weitergeht als Amator: Er trägt nicht nur Kleider, die denen seines «Widersachers» zum Verwechseln ähnlich sehen, sondern entleiht direkt den Talar des Pfarrers.

Was die sprachliche «Verwandlung» der beiden Figuren angeht, so gehen sie unterschiedliche Wege.

Der eifersüchtige Ehemann, der in die Rolle des Pfarrers schlüpft, um seiner Frau die Beichte abzunehmen, beschließt zunächst, «kleine Steinlein» in den Mund zu nehmen, damit seine Frau ihn «an der Red nicht kenn» (Eifer, Z. 90f). Als seine Frau schließlich vor ihm in der Kirche erscheint, beginnt er zwar das Gespräch in einer für diese Situation üblichen Weise, schert dann aber sehr schnell aus und reißt die Gesprächsführung mit einer sehr direkten Frage nach dem Zustand der Ehe von Margarethe und ihrem Mann an sich - was so sicher nicht gewöhnlich ist: Die Beichte soll ja vor allem eine Gelegenheit zur Aussprache sein und nicht in einem «Verhör» enden. Völlig ungewöhnlich ist schließlich die Verweigerung der Absolution: Selbst bei einer Verfehlung wird nach einer Lösung in Form einer Sühne gesucht, die den Sünder mehr oder weniger empfindlich trifft. Doch die Verweigerung der Absolution und damit einer Aussöhnung des Sünders nicht zuletzt mit sich und seiner Verfehlung widerspricht dem, was das Christentum predigt: daß ein Gott der Liebe hinter den Menschen steht.

Amator dagegen scheint sich vor allem mit Jann gemein machen zu wollen, und verwendet deshalb nahezu unverändert dessen Worte:

Jann sagt

...Hoert doch, mein Freund! balt saget mir
Was macht ihr hie und wer seid ir?

Amator sagt

Sag mir zuvor, wer du denn bist.

Jann sagt

Deß Herrn Diener, deß das Haus ist,
Der bin ich und hab gholt ein Wein.

Amator sagt

Ich bin Knecht, ghoer in Hauß hinein,
Hab meiner Frauen ein Wein gholt. (Jann, Z. 325ff.)

Trotzdem wird deutlich, daß Amator nicht dieselbe Sprache wie Jann spricht: Die unterschiedliche Anrede (ihr vs. du) und Selbstbezeichnung wie auch die unterschiedliche Gestaltung der Sätze und unterschiedliche morphologische Elemente zeigen, daß eine vollständige Verwandlung nicht erreicht wird.

In beiden Fällen also mißlingt die Übernahme einer fremden Identität, einer fremden (Sprecher) Schicht. Deutlich wird an diesen wiewohl nicht sehr umfangreichen, doch aussagefähigen Beispielen, daß nicht nur die passende Kleidung, sondern in mindestens demselben Maße die gewählte Sprache «Leute macht» - oder eben nicht.

2.6 Zusammenfassung

Für eine Interpretation der Untersuchungsergebnisse ist es nötig, auch das außersprachliche Wissen einzubeziehen, z.B. um die jeweilige Darstellung einer bestimmten Bevölkerungsschicht aus ihrer Position innerhalb der realen historischen Gesellschaft zu deuten. Auf diese Weise kann ein bestimmter Sprachgebrauch, wenn er auch, wie im Fall des Bauernstandes, nicht konkret wiederzugeben ist, so doch im Verhältnis zu den anderen Schichten gesehen und gedeutet werden. Auch hieraus folgt, daß eine Interpretation der Ergebnisse nur vor dem Hintergrund auch der Textsortengeschichte erfolgen kann.

Es lassen sich durchaus Sprachvarietäten unterscheiden. Unterschiede finden sich dabei vor allem auf der phonologischen Ebene wie auch im Bereich der Syntax. Was den Wort-

schatz angeht, so variiert er zwar sehr wohl thematisch, doch stellt er eher ein Charakteristikum des Sprachgebrauchs der einzelnen Schichten dar und bildet kein Kriterium für eine Abgrenzung gegenüber einer anderen Sprecherschicht. Ähnliches gilt für die Verwendung von vorgefertigtem Sprachmaterial: Sie macht zwar eine Zuordnung des jeweiligen Textes zu einer bestimmten Sprecherschicht möglich, stellt aber kein Hindernis für das Verständnis dar.

Des weiteren zeigt sich, daß Differenzen des Sprachgebrauchs innerhalb einer Schicht, wie er in den untersuchten Textsorten widergespiegelt wird, zum einen mehr oder weniger deutlich ausfallen und daß sie zum anderen verschiedene Ursachen haben können. Am wenigsten gravierend sind die Unterschiede im Fall des Adels. Das kann bedeuten, daß man sich, im Gegensatz etwa zur Darstellung der Bauern, um ein möglichst korrektes «Spiegelbild» der Realität bemühte.

Schließlich war auch in der Gegenüberstellung mit der Sprache der Männer einer bestimmten Schicht zu zeigen, ob eine allen gezeigten weiblichen Autorinnen bzw. Figuren gemeinsame Sprachvarietät existiert, die sich von einer spezifisch «männlichen» Sprache absetzt, oder ob nicht die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht in diesem Fall das entscheidende Kriterium bei der Gestaltung der Sprache ist. Ein Vergleich konnte hier nur zwischen zwei Textsorten, der Briefliteratur und den Texten der Fastnachtspiele, angestellt werden.

Unterschiede sind bei einem Vergleich der Dokumente bzw. Äußerungen von Frauen auf der lautlichen Ebene wie auch auf der Ebene des Wortschatzes zu finden.

Was die Organisation der Rede angeht, so zeigen sich Unterschiede zwischen den durchkonstruierten Satzgefügen beispielsweise in dem Brief der Äbtissin und den z.B. immer wieder durch eine direkte Anrede unterbrochenen, insgesamt uneinheitlichen Satzkonstruktionen in den Briefen etwa Magdalena Paumgartners.

Frauen zeigen weder innerhalb der Textsorten noch in ihrem Vergleich eine deutliche Übereinstimmung auf einer der sprachlichen Ebenen. Selbst wenn man die vor allem auf der Ebene der Syntax und der Phonologie «nivellierende» Wirkung der Fastnachtspiele einbezieht, ist ihre Sprache also offenbar insgesamt eher schichtenabhängig als geschlechtsspezifisch. Man kann also nicht von einer «Frauensprache» ausgehen, sondern die Sprache ist vor allem von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht geprägt. Auf eventuelle zur Sprache der Männer ist daher im Einzelfall im Zusammenhang mit der Untersuchung der einzelnen Schichten hinzuweisen.

Insgesamt können die Fastnachtspiele zwar vielleicht als Indikator für den schichtenspezifischen Gebrauch von Wortschatz gelten, nicht aber z.B. den Unterschied auf der phonologischen Ebene deutlich machen, den ein Vergleich der untersuchten Textsorten erweist.

3. Das Sprachverhalten der einzelnen sozialen Schichten im Kontakt mit anderen Sprechern

Um das Sprachverhalten einer bestimmten Schicht anderen Sprechern gegenüber in Bezug zu einer Textsorte zu setzen und so einen Vergleich zu ermöglichen, ist zunächst zu klären, welches Ziel die jeweilige Schicht mit der Nutzung einer bestimmten Textsorte verfolgt. Zum einen kann auf diese Weise die Entwicklung der Sprache einer Schicht innerhalb einer bestimmten Textsorte verfolgt werden. Ein solcher Vergleich ist besonders dann wichtig, wenn man Theaterstücke zur Grundlage für eine Sprachuntersuchung wählt, die für die Aufführung in einer gesellschaftlichen «Ausnahmesituation» erdacht sind.

Wurden im ersten Teil der Untersuchung die sprachlichen Ebenen in ihrer Beziehung zu den Textsorten untersucht, um den Grad der Literarizität zu ergründen, so sollen im folgenden Teil das Spektrum der Themen, der Kontakte und der sprachlichen Ebene(n) aufgezeigt werden, die für die Kommunikationssituation einer bestimmten Schicht, abgesehen von der Schichtzugehörigkeit des Gegenüber, bedeutsam sind. Auf diese Weise können nicht nur inhaltliche Aspekte und ihr eventueller Wandel behandelt werden; es ist so auch möglich, Aufbau und Ablauf der Rede, lexikalische Eigenschaften oder eine phonologisch mehr oder weniger an der gesprochenen Sprache orientierte Wiedergabe von Sprache nachzuzeichnen. Dabei würde ein nochmaliges ausführliches Zitat von Beispielen sicher wegführen von einem Ergebnis, das diese genannten «Kristallisationspunkte» deutlich macht. So sollen vor allem in einer quasi formalisierten Darstellung die differierenden Elemente im Vordergrund stehen. Was die Anredeformen betrifft, sicher eines der eindeutigsten Mittel zur sprachlichen Differenzierung, so ist wichtig, ob mit Hilfe ihrer Verwendung durch eine spezielle Sprecherschicht auch eine soziale Wertschätzung, sei sie positiv oder negativ, verbunden ist.

Gleichzeitig ist jedoch mit der Wahl eines bestimmten Sprachduktus auch eine bestimmte emotionale Qualität verbunden. Auch über diese Qualität der Sprache einer bestimmten Bevölkerungsschicht soll - in dem Bewußtsein, daß gerade an dieser Stelle Interpretation leicht zu Spekulation wird - nach Möglichkeit eine Aussage gemacht werden. Hilfreich ist an dieser Stelle sicher, sich nochmals die Bedeutung der einzelnen sprachlichen Ebenen zu vergegenwärtigen, die ja eine unterschiedliche ist. Was den phonologischen Aspekt von Sprache angeht, so dient er dazu, sich dem anderen überhaupt akustisch verständlich zu machen; möglich wird hier aber auch die «Kategorisierung» von Sprache nach Ort und Zeit. Eine schriftliche Fixierung von Sprache ist durch äußere Umstände notwendig oder erwünscht, sei es daß man über eine größere Distanz hinweg Informationen übermitteln möchte oder muß, sei es, daß bestimmte Inhalte über einen längeren Zeitraum hinweg auch für andere Personen als die direkt Beteiligten nach-zulesen sein sollen. Die lexikalische Ebene ermöglicht die Bezeichnung von Gegenständen oder Handlungen, so daß auf diese im Gespräch mit anderen ohne die direkte Anwesenheit Bezug genommen werden kann. Die syntaktische Ebene zeigt die äußere Organisation eines Textes oder einer Rede, quasi die «Verpackung» eines bestimmten thematischen Inhalts. Daß hierbei zum einen von den einzelnen Sprechern Unterschiede gemacht werden, zum anderen naturgemäß keine bestimmte Norm für schriftliche oder mündliche Äußerung existiert. Ein bestimmter Grad der Emotionalität von Sprache wird etwa auf der phonologischen Ebene durch den Einsatz von Dialekt gegenüber der Standardsprache, auf der Ebene des Wortschatzes durch Dialektwortschatz, Neubildungen und solchen Wortschatz, der private Themen betrifft, gegenüber einem an der Sache orientierten und auf der Ebene der Syntax durch einen einfachen, ungleichmäßigen Satzbau gegenüber komplexen Satzgefügen erreicht. Unterschiede im Sprachgebrauch etwa auf der Wortschatzebene zeigen einen unterschiedlichen Umgang mit Sachthemen an, Unterschiede auf der phonologischen Ebene dagegen können einen Hinweis auf eine eher am Individuum orientierte Sprache geben, etwa die Ortsverbundenheit des Sprechers zum Ausdruck bringen. Dieser Aspekt läßt sich annähernd erschöpfend naturgemäß nur an einem Beispiel wie etwa dem Albrecht Dürers verfolgen, wo mehrere Briefe an verschiedene Adressaten gegenübergestellt werden können. Wobei sich die Frage stellt, ob in den anderen Fällen die Verfasserinnen und Verfasser wenig Kontakt außerhalb der eigenen sozialen Schicht pflegten - oder pflegen mußten -, oder ob lediglich die Briefe nicht in ausreichendem Maße erhalten sind. Wie nahe oder fern der Alltags-situation insgesamt nicht nur die gewählte Sprache der untersuchten Texte, sondern auch die Sprecherkonstellation ist, ist aufschlußreich für eine Untersuchung und Interpretation der gewählten Sprache.

Nach einer Darstellung der Anredeformen soll zunächst, vor einer Darstellung des Sprachverhaltens, auf die Lebensumstände der jeweiligen sozialen Schicht eingegangen werden, ihre Situation in der Reichsstadt Nürnberg muß in Kürze umrissen werden: Untersucht man Funktion und Dynamik von Sprache innerhalb einer bestimmten Sprechergemeinschaft, so muß auch die Beziehung zwischen den einzelnen Schichten von Sprechern in der Realität betrachtet werden. Aber auch äußere, das Leben der Sprechergemeinschaft bestimmende Faktoren sind zu erwähnen, da sie die Kommunikation innerhalb der Gemeinschaft maßgeblich beeinflussen können. Im Fall einer Stadt wie Nürnberg treffen vor allem drei Komponenten aufeinander: Zum einen steht die Stadt in Beziehung zum Umland. Das heißt, das Leben der Stadt - mit der sozialen Schichtung ihrer Bewohner - steht dem Leben in der ländlichen Umgebung gegenüber. Zwei Bevölkerungsgruppen sollen dabei innerhalb der städtischen Hierarchie gesondert betrachtet werden: die Frauen und die im Untersuchungszeitraum innerhalb der städtischen Gemeinschaft als «Exoten» anzusehenden Juden. Zum anderen aber ist, wie bereits ausgeführt wurde, gerade im Fall Nürnbergs die enge Beziehung zum König zu sehen. Betrachtet werden soll also nicht nur die Stadtbevölkerung an sich, sondern auch ihre Beziehung «nach außen» und «nach oben». (Wie) hängen diese drei Komponenten miteinander zusammen bzw. voneinander ab, auf welche Weise verändert sich eventuell im Untersuchungszeitraum die Beziehung zwischen diesen drei Polen? Die Geistlichkeit als derjenige Stand, der zum einen die Verbindung zwischen irdischem und geistigem Leben verkörpert, zum anderen aber mehr oder weniger massiv auch in das alltägliche Leben der Menschen eingreift, ist für den Untersuchungszeitraum gesondert zu betrachten. Er bildet eine quasi «komplementäre Größe» zum weltlichen Leben, die das (sprachliche) Bild der untersuchten Sprechergemeinschaft abrundet.

Obwohl sicher im einzelnen nicht streng schematisch vorgegangen können werden wird - dies erschweren etwa die zum Teil unterschiedlichen Vergleichsmöglichkeiten -, soll die beschriebene Vorgehensweise als Raster und Grundlage für die folgende Analyse dienen.

3.1 Die Anredeformen

Anredeformen oder die Bezeichnungen anderer Personen im Gespräch sind ein wichtiges erstes Indiz für Zustand einer Gesellschaft und die Position einer Person innerhalb dieser Gemeinschaft. Sie ermöglichen ein erstes Urteil über die Beziehung zwischen zwei oder mehreren Gesprächspartnern.

Die Bedeutungen von Anredeformen, auch der Anredepronomen, verweisen so gut wie ausschließlich auf Sprecher und Hörer und die Beziehung zwischen den beiden. Es handelt sich hierbei also um einen sozio- oder psycholinguistischen Untersuchungsgegenstand im engeren Sinne. [...] Die Gesprächspartner haben mittels der Anredeformen die Möglichkeit der sozialen Orientierung. Sie können damit der Einschätzung ihres sozialen Verhältnisses zum Gesprächspartner Ausdruck verleihen wie auch aus den von ihm verwendeten Anredeformen seine Einschätzung dieses Verhältnisses erschließen. Von dieser Orientierung hängen unter Umständen auch Form und Inhalt des Gespräches selber ab. (Ammon, 1992, S. 74)

Wie die direkte Anrede einer Person oder Personengruppe gestaltet wird, ist selbstverständlich kein Ausdruck einer ortsspezifischen Sprache. Der Gebrauch der pronominalen Anredeformen gibt bei der Analyse von Anredeformen ebenso wie die namentliche Anrede oder die Anrede mit einem Titel oder einer Berufsbezeichnung immer auch Aufschluß über die soziale Struktur innerhalb einer Sprechergemeinschaft. Eine spezielle Form der Anrede wird fraglos zwischen verwandten Personen gewählt. Aus diesem Grund soll diesem Aspekt der Anrede ein eigener Punkt der folgenden Analyse gewidmet werden.

Eingegangen werden soll jedoch nicht nur auf die direkte Form der Anrede. Sie ist zweifellos, wie gezeigt wurde, eines der wichtigsten Indizien für die Beziehung zwischen den Sprechern zueinander. Ebenso bedeutsam kann jedoch - und dies gilt wohl vor allem für eine Phase der Geschichte, in der sich die bis dahin sehr starren gesellschaftlichen Grenzen aufzulösen begannen, mehr oder weniger radikal in Frage gestellt wurden - von Bedeutung sein, ob Unterschiede bestehen zwischen der direkten Anrede einer Person und der Form, in der sie beispielsweise in Abwesenheit oder in der Adresse eines Briefes benannt wird.

Nicht zuletzt die Bezeichnung seiner selbst jedoch, die von einem Sprecher gewählt wird, zeigt das Verhältnis z.B. zwischen Vertretern verschiedener Bevölkerungsschichten und die Selbsteinschätzung des Sprechers seiner Position innerhalb dieses Gefüges an. Untersucht werden soll daher auch, in welchen Situationen eine Selbstbezeichnung gewählt wird und wie sie vom Sprecher gestaltet wird. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, wo mit einer Selbstbezeichnung des Sprechers eine Auf- oder Abwertung der eigenen Person verbunden ist und ob damit auch unter Umständen absichtlich die Position gegenüber dem Gesprächspartner verbessert oder verschlechtert wird. Eine Selbstbezeichnung kann jedoch schlicht auch die momentane Situation des Sprechers oder seine Selbsteinschätzung z.B. im Verlauf eines Selbstgespräches reflektieren. Insgesamt sollen also drei Aspekte der Anrede dargestellt werden. Gehen muß es hierbei um die Gestaltung der Anrede an sich, zum anderen aber auch um die Funktion und die Wirkung der Bezeichnungen, mit denen das Gegenüber angesprochen wird. Für alle untersuchten Texte ist für die Beurteilung der Beziehung zwischen Adressat und Empfänger auch von Bedeutung, in welchem Maße und in welcher Form der Kontakt zum Gegenüber bzw. zum Leser im Verlauf des Textes/ Gespräches gesucht und aufrechterhalten wird. Folgen sollen daher einige wenige Anmerkungen zur generellen Funktion der Anredeformen in den untersuchten Texten.

In Theaterstücken wird, je nach der Form des Theaters mehr oder weniger verzerrt, eine Gesprächssituation gezeigt, an der mehrere Gesprächspartner beteiligt sein können, die aber durchaus auch als Monolog gestaltet sein kann, den eine Figur vorträgt. So werden auch die Anredeformen in authentischer Weise verwendet. Denn gerade in diesem Punkt besteht ja keine Veranlassung, unangebrachte oder unzeitgemäße Formen zu gebrauchen - abgesehen von den fehlerhaften Formen, die der Autor wählt, um beispielsweise die Position der Gesprächspartner in der Realität zu konterkarieren.

Privatbriefe wenden sich direkt an ein bekanntes Gegenüber. Das heißt, daß der Name, die Stellung zur eigenen Person dem Verfasser des Briefes bekannt sind. Wichtig ist jedoch nicht nur, die Anrede zu untersuchen, die ja eventuell sogar im Verlauf des Briefwechsels mit derselben Person variiert wird. Mitunter gibt die Anrede im Verlauf der Adresse, an die der Verfasser sein Schreiben richtet, mehr noch als die direkte Anrede, mit der der Brief begonnen wird, Aufschluß über die Wertschätzung des Verfassers für den Adressaten oder über das Ziel, das er mit seinem Schreiben verfolgt. Ebenso ist der Abschiedsgruß des Verfassers in bezug auf die Selbsteinschätzung bzw. die Einschätzung der Beziehung zum Adressaten des Briefes zu betrachten.

Flugblätter wenden sich generell an einen größeren, nicht persönlich bekannten Kreis von Adressaten bzw. Lesern. Wichtig kann jedoch sein, ob etwa eine bestimmte Gruppe von Lesern speziell angesprochen wird oder ob der Verfasser des Flugblattes im Verlauf des Textes ganz bewußt eine Gemeinsamkeit herstellt. In bezug auf die Selbstbezeichnung des Verfassers ist wichtig, ob er sich überhaupt zu erkennen gibt und in welcher Form er seine Person darstellt.

Wie sich zeigen wird, werden alle drei Formen - in unterschiedlicher Ausprägung - in den untersuchten Texten eingesetzt. Wiewohl eine Analyse also nicht gleichmäßig befrie-

digende Ergebnisse zeitigen wird, ist es doch nötig, alle irgendwie diesem Bereich zuzurechnenden Elemente der Sprachgestaltung aufzuzeigen und einem Vergleich zu unterziehen.

3.1.1 Pronominale Anredeformen

Pronominale Anredeformen ermöglichen eine Anrede des Gesprächspartners ohne die Nennung eines Namens, eines Titels o.ä. Trotzdem - und diese Tatsache gilt für die heutige Zeit wie für historische Epochen, als auch diese Form der Anrede anders gestaltet wurde - ist auch hier die Möglichkeit gegeben, den Gesprächspartner ohne eine weitere explizite Aussage die Einschätzung seiner Person wissen zu lassen. Die Varianten *du* gegen *ihr* sind die im späten Mittelalter üblicherweise gebrauchten Formen der pronominalen Anrede.

Die ersten Belege erlauben keinen Zweifel daran, daß die sozial differenzierte Anrede vom Gipfel der sozialen Hierarchie ausging. Die Anrede mit *Ihr* darf damit den Herrschaftssymbolen zugezählt werden. Diese sind zwar nur Ausdruck, nicht Konstituens der Herrschaftsgewalt, aber sie dienen dazu, dem Bewußtsein der Gesellschaftsmitglieder Tatbestand und Reichweite der Herrschaft einzuprägen, womit sie indirekt zur Stabilisierung der Herrschaft beitragen. (Ammon, 1972, S. 83)

Die Anrede *ihr* wird also generell gebraucht, wenn man sich an sozial höherstehende Personen wendet. Die Form *du* wird für die Anrede von sozial gleichgestellten oder niedriger stehenden Personen gewählt, kann aber auch ein Indikator für ein zwischen den Gesprächspartnern bestehendes Vertrauensverhältnis sein. Das korrekte Ihrzen beschreibt Albertus in einem Abschnitt des Kapitels Syntax seiner Grammatik:

Vossisatio nostrati linguae vsitata est, singulos enim pluraliter compellamus, qui maiores nobis sunt, vel quos equales nobis reputamus, modo honestae sunt vitae. Foeminas etiam plerumque omnes, exceptis sordidis famulabus, et muliericulis inhonestis. Praeterea quoque omnes Clericos et religiosos vossissamus. Sic dicimus ad vnicam tantum horum personam, *Ewere Ehrwürden / Vestrae reuerentiae* : postea adiungimus verbum vel plurale vel singulare. Principibus autem plurale verbum semper tribuitur, als: *ewer Fürstliche gnaden wollen vns in gnaden bedenken/* quod ad verbum ita reddi potest: *Vestrae Principales clementiae, uelint nostri in gratia meminisse.* (Albertus, 1573, 1895, S. 140f.)

Das Ihrzen ist in unserer Sprache üblich, wir sprechen nämlich einzelne im Plural an, die höher stehen als wir, oder die, die wir als uns ebenbürtig einschätzen, die ein ehrbares Leben führen. Auch die meisten Frauen, mit Ausnahme der niedrigen Dienerinnen und der unehrlichen Frauen (Dirnen). Überdies ihrzen wir auch die Priester und alle Angehörigen des geistlichen Standes. So sagen wir etwa zu einer einzelnen dieser Personen *Euer Ehrwürden / Vestrae reuerentiae*: danach fügen wir das Verb entweder im Plural oder im Singular an. Den Fürsten aber gebührt immer das Verb im Plural, als: *ewer Fürstliche gnaden wollen uns in gnaden bedenken*, was wörtlich so wiedergegeben werden kann: *Vestrae Principales clementiae, uelint nostri in gratia meminisse.* [Übs.: D.M.]

Nicht allein die Anrede *ihr*, sondern darüber hinaus auch die Form des Verbs machte offenbar die soziale Position des Angesprochenen kenntlich. Vor diesem Hintergrund soll im folgenden der Einsatz der pronominalen Anrede in den ausgewählten Texten untersucht werden.

3.1.1.1 Das Fastnachtspiel

In den Fastnachtspielen des Hans Rosenplüt sprechen sozial gleichgestellte Personen einander mit *du* an, auch sozial niedriger stehende Personen werden so angesprochen. Sozial

Allerdings wird hier nicht die Abhängigkeit einer Hausmagd vom Gutsherren gezeigt. Zwischen Margarethe und Ursula herrscht ein fast schon vertrautes Verhältnis. Ihren als Pfarrer verkleideten Ehemann spricht Margarete, seiner Rolle gemäß, mit *ihr* an, er hingegen duzt sie:

Eyferer spricht

Nun ich wil sprechen mein Gebet
Fu^r dich, solch su^ende ab zu wenden.
Wil je mein Schuler zu euch senden,
Dich lassen fragen widerumb,
Ob der Pfaff auch noch zu dir kumb.

Die frau spricht

Ja, mein Herr, das mo^egt ir wol than;
doch wenn zu Hauß ist nicht mein Mann ... (Eifer, Z. 147ff.)

Die Bauern in dem Stück «Der gestohlene Pachen» reden einander mit *du* an.

Cuntz Drol, der ander Paur, kumbt und spricht

Ein guten morgen, mein Heintz Knol!

Heintz Kol spricht

Danck dir Gott, mein nachtbaur C<untz> Drol!

Cuntz Drol spricht

Du siehst gleich, sam habst nit außgeschlaffen. (Schinken, Z. 9)

Ebenso duzt der Pfarrer die Bauern, wohingegen sie ihn ihrzen:

Hermann Doll

...
Ich bitt euch, hab ich euer gunst,
Ir wo^llt durch euer schwartze kunst
Den bachen die no^eten und zwingen,
Mein bachen mir wider zu bringen.

Der Pfarrer spricht

Mein Herman, das selb ich nit kan!
Wil aber durch mein kunst zeygen ahn
Den Dieb, der dir in gstolen hat.

Herman Dol spricht

Herr, das thu^t, eh es wert zu spadt!
Hab ich urkunst von diesen dingen,
Wil den bachen vom Dieb wol bringen,
Es sey der Dieb, gleych wer er wo^l. (Schinken, Z. 149ff.)

Wo die Beziehung zwischen Ehepartnern gezeigt wird, wählen diese immer das vertraute *du*, und zwar sowohl das einfache Bauernehepaar Hans und Grete «Kälberbrüten» als auch das offensichtlich besser gestellte, bürgerliche Ehepaar im «Eifersüchtigen»:

Die Peurin spricht

Was fragst, du fauler, loser Man?
Wer ich nit, du werst lengst gehangen.
Was sol ich nur mit dir anfangen?

Der Paur spricht

Ey schweyg! ich bin nit so gar arck.
Geh und bring viel gelts rauß vom marck,
So wil ich ein weil heußlich sein,
Die stuben kern und heitzen ein;
Das kan ich als so wol als du. (Kalb, Z. 30ff.)

die Frau kombt und spricht

Mein Mann, morgen fru^e wolt ich beichten
Und mein hertz von su^enden erleichten;
ich bitt, wo^elst das erlauben mir.

Der Eyferer spricht

Was su^enden hast du jetzt auff die,
Daß du gleich beichten wilt auff morgen? (Eifer, Z. 71ff.)

Auffällig in den Fastnachtspielen des Hans Sachs ist der zeitweilige Wechsel im Gebrauch der pronominalen Formen *du* und *ihr*. Dieser unterschiedliche Gebrauch markiert einen veränderten Blick auf den anderen bzw. eine zumindest momentan veränderte Position ihm gegenüber. So z.B., als der eifersüchtige Ehemann in der Rolle des Pfarrers seiner Frau gegenüber sitzt und sie zuerst als Tochter, als Mitglied der geistlichen Familie bezeichnet. Als sie ihre Beziehung zu dem vermeintlichen Pfarrer beichtet und er sie vor diesem Fehltritt warnt, wählt er die pronominalen Anredeform *ihr*:

Mein liebe tochter, so sag an,
Heltst du dich auch an deinen Mann? (Eifer, Z. 119 f.)

gegen

O Frau, entschlagt euch solcher lieb
Und meidet diesen Ehrendieb... (Eifer, Z. 131 f.)

Aber auch im Affekt wird dieser Wechsel, in der anderen Richtung, eingesetzt. So etwa, wenn Grete im Zorn den Pfarrer mit *du* anspricht, den sie vorher um Hilfe gebeten hat:

O lieber Herr, es ist mein bit,
Ir wolt helffen und retten mit. (Kalb, Z. 159 f.)

gegen

Pfaff schweig! und drol dich bald hienauß!
Du hasst gar nichts hinnen zu schaffen,
Aller laussing, stincketen Pfaffen! (Kalb, Z. 304 f.)

In den Fastnachtspielen von Jakob Ayrer schließlich findet sich ein ganz bewußter Einsatz des *ihr* zur Erreichung eines Zieles. So etwa, wenn sich Amator an den Diener Jann wendet und ihn mit *ihr* anredet, um über diesen Umweg doch noch bei Duplicia Einlaß zu finden:

Ich will ihm geben gute Wort,
Mein Hut abziehen, Herr ihn heissn,
Villich tut er mir hilff beweissn,
Daß ich durch ihn komm zu ihr nein.

Er geht zu Jannen, zeicht den Hut ab und spricht

Mein Herr, was macht ihr hie allein?
Ich wünsch dem Herrn ein guten Tag. (Ja, Z. 122ff.)

Nicht nur ein optisches Signal - das Abnehmen des Hutes -, sondern auch sprachliche Mittel werden also bei dem Versuch eingesetzt, Jann zu manipulieren. Jann selbst wählt eine Sprache, die seine unterschiedliche Einschätzung seiner Person dem anderen zu verstehen geben soll:

Jann sagt

Seyt ihr ein Junkherr und habt Gelt,
Mo^cht ich euch baß bewogen sein.

Amator greift in Hosensack und spricht

Fu^rwar, ich hab den Beutel mein
Daheim vergessen; drumb borgt mir,
Biß daß ich wider komme schir,
So zahl ich euch, glaubt mir, wolan!

Jann sagt

O du Schelm, du bist außgethan!
Hast du kein Gelt, so pack dich wegk!
Umb dein bulen geb ich ein Treck! (Jann, Z. 174ff.)

Für Jann also versetzt erst der Erhalt des versprochenen Geldes den Geber in die Position, die die Anredeform *ihr* angemessen erscheinen läßt. Amator dagegen wählt erst in der Rolle des Dieners Jann das *du* in der Anrede:

Wie heist du denn? das zeig mir an! (Jann, Z. 343)

Die Verwendung der Variante *ihr* kann aber auch Ausdruck von Respekt sein. So ist es sehr aufschlußreich, daß der Bauer Clauß Gerngast, obwohl er ein gläubiger Mensch ist, Jesus und den Teufel mit *du* anspricht, den Tod zunächst mit *du*, später hingegen mit *ihr*:

zu Jesus: Nein, auff mein Seel, ich mag dich nit. (Gefatter Todt, S. 2469, Z. 8)

zu Satan: Jesum hab ich nicht gwinnen wölln,
Vnd soll dich zum Gfattern bsteln,
Der ich von dir hett gar nichts guts? (Gefatter Todt, S. 2474, Z. 3ff.)

zum Tod: O Todt, du hast ein heßlich gstat,
Du siehst böser, als man dich malt.
Ich muß eilend ein Gfattern han. (Gefatter Todt, S. 2479, Z. 15ff.)

später jedoch, nachdem ihm der Tod Reichtümer versprochen hat:

Ja ein solchn Gfatter wolt ich han.
Nun, Juncker Tod, sey mir willkumm! (Gef. Todt, S. 2479, Z. 34ff.)

Die Verwendung des *du* wird durchaus bewußt auch eingesetzt, um dem Gegenüber seine soziale Unterlegenheit bzw. die Geringschätzung des Sprechers zu verstehen zu geben. Ein Beispiel hierfür ist der Sprachgebrauch des Diebes Niclaus: Als er einsieht, daß der Jude Aaron seinen Diebstahl wirklich bemerkt hat, gebraucht er ihm gegenüber das *ihr*, sobald er jedoch merkt, daß er von ihm nichts zu fürchten hat, geht er sofort wieder zum *du* über. Aaron dagegen redet den Dieb durchgehend mit *ihr* an:

Der Dieb sagt:

Was ists, mein Mosch? das sag du mir!

Aaron sagt:

Mein freund, habt nicht gfunden ir
Dort von fern ein stuck Barchet schwer? [...]

Der Dieb sagt:

Kein Barchet ich gefunden hab;
Ir secht mich für ein andern an.

Aaron sagt:

O nein, bey Gott, mein guter Mann!
Ich habs mit meinen augen gsehn.
Ir forcht leicht, ich möcht etwas jehen.
Bey meiner schamot, ich thus nicht. ...

Der Dieb sagt:

Weil du den Dieben bist so treu,
So sag ich dirs hie vnverholn.
Sieh da! den Barchet hab ich gstohl... (Jude, S. 2425, Z. 27f.)

Auch in der Darstellung der Ehepartner wird die Position der Eheleute durch den Einsatz des *du* bzw. *ihr* unterschiedlich charakterisiert. So sprechen sich z.B. der Bauer Utz Überlast und seine Frau Ottilie mit *du* an, sogar mit sehr familiären Namen:

Ottilia sagt:

Ey, du bist arm vnd er ist reich.
Doch danck er zwar seim Gfattern drum!

Vtz Vberlast sagt:

Mein lieb Ottel, sag mir, Warumb
Vnd was er für ein Gfattern hat? (Gefatter Todt, S. 2484, Z. 26ff.)

Auch Simplicius spricht seine Frau Duplicia mit *du* an, sie hingegen begrüßt ihn betont höflich und spricht ihn mit *ihr* an, nachdem er lange Zeit vergeblich versucht hatte, in sein Haus zu gelangen:

Sie gehn hin und her. Simplicius sagt

Sichst du, Jann? das ist gwiß mein Hauß!
Es henckt alda kein Zeiger rauß.
Duplicia, bitt dich, wolst auffthon.

Duplicia thut auff, beut dem Mann die Hand und sagt

Seid mir wil komm, hertzlieber Mann!
Ey, wie ist mir gwest so pang,
Daß ich euch klopfen ließ so lang.
Über einer Arbeit ich stund,
Davon ich je nicht lauffen kund... (Jann, Z. 441ff.)

Es spricht, so scheint es, nicht etwa das schlechte Gewissen aus dieser fast zu höflichen Anrede; die Lüge, die Duplicia ihrem Mann erzählt, läßt ihr berechnendes Wesen erkennen. Sie und ihr Liebhaber Amator dagegen verwenden im Gespräch durchgehend die Form *ihr* für die Anrede:

Duplicia sagt

Ach, mein Hertzlieb, ich euch sehr bitt
Ihr wolt mich nicht entgelten lahn. [...]

Amator gibt ihr die Hand und spricht

Fu^rwar, das ist ein guter List!
ich wil gehn und mich ru^esten zu,
Daß ich, wie ihr mir schaffet, thu. (Jann, Z. 236f./ 258ff.)

Die Motivation für diese eher förmliche Anrede, die im krassen Gegensatz zu der herzlichen Anrede *mein Hertzlieb* (Duplicia zu Amator) steht, ist nicht klar. Eine mögliche Erklärung wäre, daß die beiden am Beginn ihrer Beziehung stehen, noch unsicher sind. Dafür spricht auch die Bitte Duplicias an Amator, ihr die Eifersucht ihres Mannes und den Widerstand Janns nicht übel zu nehmen.

3.1.1.2 Briefe

Um auch den Einsatz der pronominalen Anredeformen in den Briefen angemessen beurteilen zu können, ist es notwendig, sich an dieser Stelle noch einmal kurz die Funktion der Schreiben zu vergegenwärtigen. Diese war, wie oben ausgeführt wurde, eine durchaus unterschiedliche, obwohl es sich ja durchgängig um Privatbriefe handelt. Stand zu-nächst der Nutzen des Briefes im Vordergrund - man schrieb also nicht, um sich auszu-tauschen, sondern beispielsweise um Informationen weiterzugeben -, so schrieb man später vorrangig, um persönliche Angelegenheiten mitzuteilen, sich etwa über das Wohl-ergehen des anderen zu informieren.

Eine Entsprechung die pronominalen Anredeformen *ihr*, die Markgraf Friedrich von Brandenburg in dem Brief an Philipp von der Pfalz wählt, findet sich in der Form *wir*, die der Markgraf wählt, wenn er von sich selbst spricht. Daß es sich hierbei um einen Pluralis majestatis handeln muß, beweist die Erweiterung dieser Form, die er sowohl für sich als auch für den Adressaten wählt:

... allein haben *wir* zwey [Pferde] *für unser person*. (Brief Nr. 467)

... euer lieb wolle das pferd *für euer person* gebrauchen und nit weyter komen lassen. (ebd.)

Dies zeigt, daß hier mit der Form *wir* nicht eine gewählt wird, die Sprecher und Adressat verbindet, sondern eine nur auf den Sprecher bzw. Verfasser des Briefes bezügliche Form.

Die Priorin des Katharinenklosters verwendet in dem Brief an ihren Onkel Lienhardt Behaim die pronominale Anrede *du*. Dies ist für eine Anrede unter Verwandten durchaus üblich und nicht auffällig.

Im Fall des dritten Briefes werden keine näheren Angaben zu der Person des Briefautors und des Adressaten gemacht. Bei einer Analyse des Briefes muß daher vom Inhalt ausgegangen werden. Es handelt sich offenbar um eine Geschäftsbeziehung, bei der sich beide «Gesprächspartner» auf derselben sozialen Ebene bewegen. Es scheint sich um eine zumindest höhere Ebene zu handeln, da ja auch die Beherbergung des Hofstaates verhandelt wird. Die Verwendung der pronominalen Form *ihr* ist also ein für den Untersuchungszeitraum gewöhnlicher Befund.

Die Briefe Albrecht Dürers weisen durchgehend die Verwendung der pronominalen Form *ihr* auf. Die unterschiedliche Beziehung zu den Adressaten der Briefe wird also nur dort ersichtlich, wo die Namen oder Titel in der Anrede verwendet werden.

Die Briefe an Paulus Behaim stammen alle von Familienmitgliedern. Sie weisen durchgehend die Verwendung der pronominalen Anredeform *du* auf. Hinzuweisen ist jedoch auf zwei Briefe, die sein Schwager Christoff Haller an Paulus Behaim schrieb: Im Falle einer Heirat war es offenbar nicht selbstverständlich, seinen Schwager unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Heiratsabsicht zu duzen. In seinem Brief vom 13. Januar 1542 kündigt Haller die Hochzeit für das kommende Jahr an:

Dieweyl got der almechtig euer schwester Margretta und mich zusammen gesucht hat, wie ir vorlengst vernommen haben werd, und die hochzeyt auf den 3. tag Januari zukunfftig sein wirt, darauf ich euch in sunderhait gern gesehen hett und mir ain groß wolgefallen daran thun, wan es het kunen muglich sein, darauf zu kumen [...]

(Kamann, 1894, Brief Nr. 24)

Erst im Nachsatz zu seinem Brief vom 3. Februar 1543 jedoch, also über ein Jahr später und immerhin einen Monat nach der Feierlichkeit, auf der Paulus Behaim allerdings wegen seiner geschäftlichen Verpflichtungen nicht anwesend sein konnte, bittet Christoph Haller ihn:

Byt dich, wollest mich hinfuran wayter nymer yrtzen, sunder mich fur deinen schwager halten und in deinem schreyben furan anreden. (Kamann, 1894, Brief Nr. 32, S. 54)

Deutlich wird hier, daß offenbar das Bedürfnis bestand, eine bestehende verwandtschaftliche Beziehung auch durch die Verwendung des vertraueren *du* zu bekräftigen, auch wenn man sich zwangsläufig vielleicht kaum kannte.

In den Briefen, die Magdalena Behaim und ihr zunächst Verlobter, dann Ehemann Balthasar Paumgartner austauschen, verwenden beide mit dem Einsetzen des Briefwechsels - die pronominale Anrede *du*.

3.1.1.3 Die Einblattdrucke

In den Texten der Einblattdrucke wird keine pronominale Anrede für die Wendung an den Leser bzw. Zuhörer gewählt. Aus der pronominalen Form *wir*, die zum Teil im Verlauf der Deutung einer Himmelserscheinung gebraucht wird, läßt sich jedoch schließen, daß in diesen Fällen ganz bewußt eine Verbindung zwischen dem Verfasser des Flugblattes - und damit der von ihm vertretenen Haltung - und dem Leser hergestellt und damit ein Einverständnis mit den vertretenen Ideen vorausgesetzt wird. So etwa in E 2: «wir Christen aber sollen wachen und ba^ethen [...] auf das wir mit den Gotlosen ver^achtern kainen thail haben [...]»

3.1.1.4 Zusammenfassung

Die Verwendung der pronominalen Anredeformen in den untersuchten Texten läßt sich zusammenfassend wie folgt beschreiben:

In den Fastnachtspielen des Hans Rosenplüt ist die Verwendung der pronominalen Anrede *ihr* vor allem Ausdruck von sozialer Ungleichheit, die Verwendung der Form *du* kann als Ausdruck der sozialen Gleichheit der Gesprächspartner gewertet werden. Es ist allerdings zu bemerken, daß hier keine Beziehungen zwischen vertrauten Personen, also etwa Freunden oder Familienmitgliedern, gezeigt werden. Vor allem Abhängigkeiten innerhalb einer sehr streng gegliederten feudalen Gesellschaft werden dargestellt, also z.B. zwischen dem Lehnsherren und seinem Bauern oder zwischen dem Bauern und seinem Gesinde.

In den Fastnachtspielen des Hans Sachs zeigt sich, daß zwar die soziale Gleichheit bzw. Ungleichheit der Gesprächspartner durchaus ihren Ausdruck auch in der Verwendung der pronominalen Anredeformen *du* bzw. *ihr* findet, daß in Ausnahmesituationen jedoch durchaus ein Wechsel bei der Verwendung auch dieser Formen zu registrieren ist.

In den Fastnachtspielen des Jakob Ayrer dagegen wird neben der realen Verwendung die unterschiedliche Verwendung der pronominalen Anredeform ganz bewußt auch eingesetzt, um dem Gegenüber entweder die eigene Geringschätzung seiner Person zu vermitteln und es dadurch «gefügig» zu machen oder aber, im Gegenteil, um dem Gesprächspartner scheinbar eine höhere Wertschätzung zu verleihen, ihm auf diese Weise zu schmeicheln und ihn so für die Durchsetzung der eigenen Ziele zu gewinnen.

Was die Privatbriefe angeht, so entspricht die Verwendung der pronominalen Anredeformen der Beziehung zwischen Verfasser und Adressat: Sozial höher stehende Personen, auch wenn sie dem Verfasser des Briefes persönlich nahestehen, oder solche, mit denen lediglich geschäftliche Angelegenheiten verhandelt werden, werden mit der Form *ihr* angesprochen. Solche Personen, die z.B. verwandt sind, werden mit der Form *du* angesprochen. Eine Ausnahme bildet der Brief des Markgrafen Friedrich von Brandenburg (Brief Nr. 467): Der verwendete Pluralis majestatis, mit der sich der Verfasser bezeichnet, deutet ebenso wie die Form *ihr*, mit der der Adressat des Briefes angesprochen wird, an, daß hier der eigene hohe soziale Rang und seine Wahrung über die verwandtschaftliche Beziehung zum Adressaten gestellt wird.

Im Fall der Flugblätter dient die Wahl der pronominalen Form *wir* der Verstärkung des Gemeinschaftsgefühles, der Beziehung zwischen Autor und Leser. Eine Wendung an die Leser in Form einer direkten Anrede erfolgt jedoch nicht.

Es zeigt sich insgesamt, daß die Theatersprache, was die Form der pronominalen Anredeformen und ihren Einsatz angeht, den Gebrauch in der Realität widerspiegelt: Die Formen *du* bzw. *ihr* sind die im Untersuchungszeitraum allgemein gebräuchlichen. Auch sind sie ein Ausdruck sozialer Gleichheit - *du* - bzw. Ungleichheit - *ihr*. Es fällt jedoch auf, daß immer bewußter die jeweils andere Form gewählt wird, um dem Gesprächspartner die eigene Einstellung zu seiner Person zu vermitteln. Der zitierte Brief, den Christoph Haller an seinen Schwager Paulus Behaim schreibt, beweist, daß auch in der Realität dem Einsatz selbst dieser Anredeform durchaus Bedeutung beigemessen wurde.

3.1.2 Die Eigennamen

Die Anrede eines Menschen mit seinem Eigennamen weist ihn als jemand ganz speziellen, einzigartigen aus. Drei Formen von Eigennamen können unterschieden werden: Vornamen, Nachnamen, die den Träger als zu einer bestimmten Familie gehörig ausweisen, und spezielle Formen der Namengebung, die sich in sehr vertrauten Beziehungen, z.B. innerhalb einer Familie oder zwischen zwei Partnern, eingespielt haben. Hier, wenn auch mit anderem Impetus, sind wohl auch die Namen einzuordnen, die den anderen mehr oder weniger liebevoll charakterisieren oder ihn, im Gegenteil, verunglimpfen. Welche Form der Eigennamen in den untersuchten Texten gewählt wird und ob sie eventuell eine bestimmte Funktion erfüllen, soll im folgenden dargestellt werden.

3.1.2.1 Das Fastnachtspiel

Mit der Bedeutung von sprechenden Namen und ihrem Gebrauch in der frühen Fastnachtspieltradition hat sich bereits eine Untersuchung auseinandergesetzt, allerdings unter dem speziellen Aspekt der Verwendung von sexuellem und skatologischem Wortschatz, der auch die Namengebung speziell der Bauernfiguren prägt:

Die überwiegende Mehrzahl der Personennamen im Fastnachtspiel hat durchaus kompromittierenden Charakter.[...] Die Vornamen, wo solche überhaupt genannt werden, bewegen sich durchwegs im züchtigen Rahmen von Heinz, Elсли und Uoli, die Geschlechternamen dagegen sind oft solche im wörtlichsten Sinne. Recht zahlreich sind auch Eigennamen, welche auf die Gefrässigkeit oder die zweifelhafte Schönheit der betreffenden Personen bezug nehmen, doch soll hier nur auf die sexuell oder skatologisch gefärbten Namen eingegangen werden.[...] Männerrollen sind im Fastnachtspiel viel zahlreicher als Frauenrollen, daher erstaunt es nicht, dass die meisten obszönen Eigennamen Männer bezeichnen. (Müller, 1988, S.209)

Es scheint jedoch notwendig, wo man sich mit der soziologisch beeinflussten Motivation des Sprachgebrauchs befaßt, den Gebrauch und Einsatz von Eigennamen weiterzuverfolgen, wenn auch im Rahmen dieser Untersuchung lediglich anhand einiger Beispiele die Tendenz des Einsatzes von Eigennamen zur Anrede einer Person bzw. Figur aufgezeigt werden kann.

Die Anrede einer sozial niedriger stehenden Person mit einem Eigennamen erfolgt zunächst nie. Wenn dies auch nicht häufig geschieht, so wird doch für die Anrede einer sozial höherstehenden Person durch eine niedriger stehende der Name gewählt, wie dies z.B. die Frau in dem Fastnachtspiel «Der Bauer und der Bock» tut:

Jungherr Dietrich von Turnau,
Ich bin ein eynfeltige frau... (Bock, Z. 51 f.)

Ebenso werden die Mägde in dem Stück «Das Eggenziehen» mit ihrem Namen angesprochen, eine Tatsache, auf die in dem Kapitel über die Sprache von Frauen (IV 3.4) näher eingegangen werden wird.

In den Fastnachtspielen des Hans Sachs nimmt die Verwendung von Eigennamen sehr zu. Sie hängt nicht nur, aber auch mit dem sozialen Status zusammen: Sozial niedriger oder gleichgestellte Personen werden mit ihrem Namen angeredet, sozial höher gestellte mit *Frau* oder *Herr*. Ein Beispiel hierfür ist das Gespräch von Ursula mit ihrer Herrin Margarethe. Der Hausherr hat sich in die Besenkammer einsperrt, um den vermeintlichen Liebhaber seiner Frau zu erwarten:

Meyd und Frau kommen. Die Meyd spricht

Frau, jetztund mocht ihr sicher frey
Wol treiben euer Bulerey
Weyl sich der Herr lest selbst versperrn,
Der euch mit dem Eyfer thut kernn.

Die frau spricht

Ja, Urschel, bey geschworem Eyd,
Solch buln wer mir im Hertzen leyd... (Eifer, Z. 276)

Die Namen, die Hans Sachs seinen Figuren gibt, sind Eigennamen, die keine weiteren Rückschlüsse auf den Charakter der Figur zulassen: Heinz, Hans, Grete, Ursula...

Die Fastnachtspiele von Jakob Ayrer zeigen die oft existenzielle Bedeutung des Eigennamens für den einzelnen. Über den Namen erfolgt eine Definition der eigenen Person wie im Falle des Dieners Jann:

Amator sagt

Mein Wein der schmecket wie der dein.
Wie heist du denn? das zeig mir an!

Jann sagt:

Wie sol ich heisen? ich heiß halt Jann.
Wie heist dann du? berichte mich!

Amator sagt:

Wie sol ich heisen? Jann heiß ich
Und bin da drinn deß Herren Knecht.

Jann sagt

Ich kan mich selbst nicht kennen recht,
Ob ichs bin oder ob dus seist,
dieweil du eben auch Jann heist. (Jann, Z. 342ff.)

Auch die Definition von Eigentum ist, was in den früheren Fastnachtspielen nicht deutlich gemacht wird, über den Namen des Besitzers möglich. So z.B. im Falle des Stoffballens, den der Jude Aaron von dem Dieb Niclaus erhalten hat, von dem er aber vor-gibt, ihn gekauft zu haben:

Heinrich sagt:

Wo hast jn kauft? zeig vns den kram!

Aaron sagt:

Den Kramer kenn ich nicht mit Nam;
Dahind hat er fail in der gassn. (Jude, S. 2428, Z. 16ff.)

Die Kaufleute prüfen den Stoff und erkennen ihn als den ihren.

Dietrich sagt:

Du bist ein loß verlogner Mann;
Sie! da steht mein zeichen und Nam.
Du hast jhn gstollen auß mein kram... (Jude, S. 2428, Z. 29ff.)

In dem Stück «Der Baur mit seim Gefatter Todt» erfragt Claus Gerngast immer zunächst die Namen der möglichen Paten, ehe er sie ablehnt oder, im Fall des Todes, nach dessen Versprechen irdischer Reichtümer zustimmt, ihn zum Gefatter zu wählen. So bei seiner Begegnung mit Jesus:

So sag mir vor den Namen dein!
Denn ich muß wissen, wer du bist. (Gefatter Todt, S. 2468, Z. 33f.)

Jesus nennt den Bauern nicht bei seinem Namen. Seinen eigenen Namen gibt er nicht direkt preis, er gibt Clauß Gerngast ein Rätsel auf:

Weist du, wer dein Erlöser ist
Vnd wer das gantz Menschlich Geschlecht
Von sünden hat gebracht zu recht
Vnd der die gantze Welt erhelt? (Gefatter Todt, S. 2469, Z. 1ff.)

Der Teufel, Sathanas, dagegen kennt den Namen des Bauern:

Mein Gerngast, mich gewinnen thu!
Ich lern dich, das du noch nicht weist.

Claus Gerngast sagt:

Ja, so sag mir vor, wie du heist,
Weil du mein namen weist vorhin!

Sathanas sagt:

So wiß, das ich der Teufel bin! (Gefatter Todt, S. 2473, Z. 14ff.)

Allein die Tatsache, daß Clauß Gerngast den Namen Gottes nennt, bringt den Teufel gegen den Bauern auf:

Clauß Gerngast sagt:

O Jesus Maria, hilff auß Not!

Der Teuffel fellet auff die Knie, schlegt den Bauern an halß vnd spricht:

Du schelm, wilt du vil nennen Gott,
So will ich dich schlagen Himmelblab. (Gefatter Todt, S. 2473, Z. 25)

Etwas später:

Sathan schlegt jm an Halß vnd sagt:

O schelm, du fügst mir grossen trutz.
Wenn du wilt dein Gott nennen vil,
Ich dich zu stücken reissen will
Vnd will dir schicken in dein Hauß
Groß übel vnd vnglück durchauß. (Gefatter Todt, S. 2474, Z. 7ff.)

Einzig den Tod erkennt Clauß Gerngast sofort; er fragt daher nicht nach dem Namen. Dieser wiederum spricht den Bauern mit seinem vollen Namen an:

Mors, der Tod, geht ein, beut jhm die hand vnd sagt:

Mein Clauß Gerngast, nun grüß die Gott!
Ich wünsche dir glück, heil vnd segn.
Ich hör sagn, dein Weib sey dir glegn,
Du wolst gern ein Gfattern winnen.

Clauß Gerngast sagt:

O laß mich gehn! Ich bleib nicht hinnen.
O Tod, du hast ein heßlich gestalt,
Du sichst böser, als man dich malt. (Gefatter Todt, S. 2479, Z. 9ff.)

Die Sorge um das Ende ist offensichtlich in sehr viel konkreterer Form Bestandteil des alltäglichen Lebens, als es der Teufel mit seinen Drohungen oder gar Jesus mit seiner Darstellung der positiven Seiten des Lebens des Bauern sein kann.

Darüber hinaus gibt Jakob Ayrer seinen Figuren vielfach sprechende Namen, so in dem Stück vom «verlorenen Jann». Auch in ihrer lateinischen Version sind hier die Namen sehr eindeutige Entsprechungen der Charaktere ihrer Träger:

Simplicius: der einfältige Ehemann (lat. *simplex*, *-icis* 'einfach, einfältig + maskuline lateinische Endung)

Duplicia: Sie spielt ein Doppelspiel, inszeniert die «Verdoppelung» Janns (lat. *duplex*, *-icis* 'doppelt' + feminine lateinische Endung)

Amator: Er tritt nicht in seiner Rolle als Goldschmied, also als Handwerker auf, sondern in seiner Rolle als Liebhaber der *Duplicia* (nomen agentis zum Verb *amare* 'lieben')

Den Figuren werden jedoch auch deutsche Namen gegeben, um sie zu charakterisieren. Die Nachnamen der Bauern *Clauß Gerngast* und *Utz Uberlast* beispielsweise sind eher Charakterisierungen der Figuren als realistische Namen. Die Bedeutung des Wortes *Gerngast* 'Schmarotzer' (Fnhd. Glossar, S. 103), als Nachname des Bauern verwendet, scheint ein Ausdruck für dessen Willen zu sein, möglichst auf Kosten anderer ein angenehmes Leben zu führen - auch wenn, wie er sagt, er dieses Ziel für seine Frau erreichen möchte:

Clauß Gerngast

Im Dorff ist nicht meines Weibs gleich.

Drumb muß ich ein reichn Gfattern han,

Der jhr vnd mir vil guts kan thon. (Gefatter Todt, S. 2468, Z. 2ff.)

Mit der Benennung des anderen Bauern, *Vberlast* <zu große Last> (Frünhd. Glossar, S. 214) soll offenbar signalisiert werden, daß dieser letztendlich doch belastet ist durch die Verachtung, mit der der Nachbar sein Ansinnen abgelehnt hat, der Pate des Kindes zu werden:

Vtz Vberlast sagt:

Nein, auff mein Eid, es gheud mich hart,

Das er nicht wolt zum Gfattern mich.

Ist doch so wol ein Baur als ich!

Wer jm damals wol gwesen gleich. (Gefatter Todt, S. 2484, Z. 20ff.)

Ebenso aufschlußreich ist die unterschiedliche Namengebung, die der Jude erfährt. Sein regulärer Name *Aaron* ist ebenso wie der seiner Frau *Sara* ein biblischer Vorname, der mit dem Alten Testament verbunden ist. Der Dieb *Niclaus* hingegen spricht den Juden mit *mein Mosch* (Ju, S. 2425, Z. 3) oder *mein Moscha* (Ju, S. 2426, Z. 3) an. Dieser Name stellt eine Form des Namens Moses dar, auch dies ein biblischer Name. Im Zusammenhang der gegebenen Situation soll wahrscheinlich ausgedrückt werden, daß *Niclaus* in *Aaron* sofort den Juden, also einen Angehörigen des mosaischen Glaubens, erkennt. Möglich ist aber auch eine Anspielung auf die Beziehung zwischen diesen beiden biblischen Gestalten.

Als Beispiel für den Gebrauch sprechender Namen in der Realität sollen an dieser Stelle die Aufzeichnungen des Scharfrichters Franz Schmidt angeführt werden, der aus Bamberg stammte und von 1573 - 1605 als Scharfrichter in Nürnberg wirkte. Mit Recht weist Mechtild Habermann darauf hin, daß Franz Schmidt in seiner Funktion als Scharfrichter einen unehrlichen Beruf ausübte und daher aus der städtischen Gesellschaft ausgeschlossen war (Habermann 1994, S. 53f.). Sie sieht in diesen Aufzeichnungen folglich ein Dokument aus den unteren Bevölkerungsschichten. Franz Schmidt selbst jedoch führt am Ende seiner Aufzeichnungen die genaue Anzahl der Personen an, die von ihm gerichtet

bzw. bestraft wurden und gibt dann an, seinen Dienst aufgegeben zu haben und «wider redlich gemacht» worden zu sein. Ein Zusammenhang zwischen seiner niedrigen sozialen Stellung und einer eventuell mangelhaften Ausbildung im Lesen und Schreiben ist also nicht herzustellen. Auch dem ausführlichen Kommentar des Nachdrucks ist nichts Genaueres über die Herkunft des Franz Schmidt zu entnehmen. In seinen Aufzeichnungen gibt er, soweit bekannt, immer auch den Spitznamen der Delinquenten an. Ohne eine Kenntnis der Namensträger und ihrer Geschichte, die aus den Angaben von Franz Schmidt nur sehr vage zu erschließen ist, läßt sich von der heutigen Warte aus nur sehr Dürftiges über die Form der Spitznamen sagen. Einige scheinen auf Grund körperlicher Eigenschaften gegeben worden zu sein, so z.B.

- 39) Den 11. dito [August]. Endres Ku^rschner, *sonst der Rothgsezla, auch der Roth Peterla genandt*, von Nu^rnberg, alda mit dem Strang gericht.
- 46) Den 28. April. Hans Haselt, *sonst der Dickhans von vorchheim genandt*, Hans Mayer, *sonst der lang Hans genandt*, ..., zu Nu^rnberg mit den Strang gericht worden.

In anderen Fällen scheinen charakterliche Eigenheiten oder eigentümliche Verhaltensweisen die Ursache für die Namensgebung gewesen zu sein. So etwa

- 30) Den 21. July. haintz Großen, *sonst der Faul heintz genandt*, ..., mit den Schwerdt gericht, ...
- 29) Den 3. July [1578]. Hans Mu^eller, *sonst der Model genannt*, ein Rothschildt, ... zu Nu^rnberg mit dem schwerdt gericht.
- 44) Den 23. Febr. Wolff Auerbach, *sonst der hoffman genandt*, seiner Rauberrey halben zu Nu^rnberg mit dem Schwerdt gericht.
- 49) Den 2. August. Hans Mu^ellner, *sonst der Zeenblekher genandt, auch der ungeschickt*, Lienhardt Waltz, ..., *sonsten der Pfaffen Lientel, und der Pfeffla und Lienla von Schwandt genant*, Herman Schro^tter, *sonst der Darm genandt*, drey dieb zu Nu^rnberg mit dem Strang gericht.

In anderen Fällen ist eine Erklärung ohne die Kenntnis der näheren Umstände kaum möglich, z.B.

- 31) Den 26. July. Michel Kraus, *sonsten der Schlottern genandt*,..., zu hersprukh mit den Strang gericht.
- 47) Den 15. July. Hans Horn, von Korenburg, und Wolff Bauer von Rollhofen, *sonst der Schno^ellgarttern genandt*, zween dieb, Georgg Wigliz, *sonst der habersack genandt*...
- 48) Den 20. July. Hans Dro^eschel, *sonst der Lenisch genandt*, zum Stadt hilpottstein mit den Strang gericht.

In sehr viel höherem Maße, als dies heute der Fall ist, scheinen also diese sprechenden Zweitnamen ein Bestandteil der alltäglichen Kommunikation gewesen zu sein. Es zeigt sich auch in diesem Bereich eine Parallele zur Sprache des alltäglichen Lebens, wiedergegeben in den den Aufzeichnungen des Scharfrichters Franz Schmitt.

Abschließend ist im Zusammenhang mit den lateinischen Übersetzungen von Eigennamen in den Texten Jakob Ayrsers auf das Prestige der lateinischen Sprache hinzuweisen. Eine Erklärung für die Vergabe von lateinischen Eigennamen könnte aber auch sein, daß Jakob Ayrer ganz bewußt einen Unterschied macht zwischen der Landbevölkerung, die deutsche Namen - *Gerngast, Vberlast* - erhält, und Vertretern der dekadenten Stadtbevölkerung, die mit lateinischen sprechenden Namen - *Simplicius, Duplicia, Amator* - benannt werden. Diese Erklärung scheint durchaus schlüssig, da Hans Sachs ebenfalls, wenn auch

auf andere Weise, in diesem Punkt einen Unterschied macht: Bei ihm werden die Figuren der Bauern oder Diener im Gegensatz zu den Figuren der Bürger vorwiegend mit der Kurzform der Namen benannt. So etwa im Fall der Bäuerin *Grete* im Gegensatz zur Bürgersfrau *Margaretha*. Die Dienerin Ursula wird von beiden Herrschaften ausschließlich mit der Kurzform *Urschel* angesprochen.

3.1.2.2 Briefe

Wird in Briefen, die vor allem im Hinblick auf ihren Nutzen verfaßt sind, der Eigename für die direkte Wendung an den Adressaten benutzt, oder wählt man hier vorzugsweise höfliche, aber dafür leicht unpersönlichere Formulierungen? Diese Frage ist für die erste Gruppe der untersuchten Briefe zu stellen.

Im Brief des Markgrafen Friedrich (Brief Nr. 467) besteht ein Kontrast zwischen der Bekanntheit bzw. Verwandtschaft und der formellen Anrede, die der Verfasser wählt. Eigennamen werden in diesem Fall überhaupt nicht zur Anrede des Adressaten gewählt.

Auch in Brief des Landgrafen Wilhelm (Brief Nr. 465) wird der Eigename nicht für die direkte Anrede gebraucht. Er erscheint in der Adresse des Briefes. Auf diese Form der Anrede wird weiter unten (Kap. 2.1.7) einzugehen sein.

In Brief des Peter Grundherr wird der Adressat lediglich im Textverlauf mit seinem Namen angesprochen:

Mein dienst zuvor. Wist, lieber her Weyand, alz ich euch dan vor auch ein briff gesant han pey Frizen Heldes diner furman... (Brief Nr. 20)

Daß Albrecht Dürer die Anredeformen in seinen Schreiben an verschiedene Adressaten variiert, deutet auf eine sehr unterschiedliche Haltung ihnen gegenüber hin. In diesem Fall geben, wie oben ausgeführt wurde, nicht die pronominalen Anredeformen Aufschluß über die unterschiedliche Beziehung.

In den Briefen Dürers an Willibald Pirckheimer kommt die zwar respektvolle, aber doch auch sehr freundschaftliche Beziehung der beiden Männer zum Ausdruck, vor allem in den Anreden der Briefe, die Dürer aus Venedig schreibt und auf Italienisch beginnt:

Grandissimo primo homo de mundo. Woster serfitor, ell schiavo Alberto Dürer disi salus suum magnifico miser Willibaldo Pircamer... (Brief Nr. 7, S. 52)

Spricht Jakob Dürer seinen Kunden Jakob Heller in einem Brief an, so geschieht dies meist mit der Nennung des vollen Namens, d.h. Vor- und Nachname des Adressaten werden genannt:

Lieber herr Jacob Heller! ... (Brief Nr. 16, S. 69)

In seinem Schreiben an die Mitglieder des Rates der Stadt Nürnberg jedoch demonstriert Albrecht Dürer eine sehr untertänige Haltung, indem er keine Namen nennt, sondern eine sehr höfliche Anrede wählt, die wohl als Titel zu werten ist:

Fürsichtig erber weis lieb herren. ... (Brief Nr. 59, S. 117)

Die Briefe an Paulus Behaim und der Briefwechsel zwischen Magdalena Paumgartner und ihrem Mann stellen Briefe dar, die zwischen Verwandten ausgetauscht wurden. Die hier gewählten Anredeformen werden an anderer Stelle (Kap.3.1.5) behandelt werden.

3.1.2.3 Einblattdrucke

Die Einblattdrucke wenden sich nicht an einen ganz spezifischen Leser, der mit Namen bezeichnet werden könnte. Doch soll im Zusammenhang mit den indirekten Anredeformen (Kap. 3.1.6) die Wendung an einen Leserkreis behandelt werden, der zu definieren ist.

3.1.2.4 Zusammenfassung

Zwei Aspekte sind im Zusammenhang mit der Untersuchung der in den untersuchten Texten verwendeten Eigennamen wichtig: zum einen, welche Form sie haben. Zum zweiten aber ist von Bedeutung, ob ihr Einsatz eine spezielle Funktion hat.

Zunächst werden in den untersuchten Fastnachtspielen keine Eigennamen zur direkten Anrede verwendet. Wenn überhaupt, werden sie in ihrer vollen Form für die Anrede sozial höher stehender Personen eingesetzt. In der Folge werden von Hans Sachs ganz alltägliche Eigennamen vergeben, die keine Schüsse auf den Charakter der Figur zulassen. Jakob Ayrer gestaltet die Eigennamen so, daß bereits sie einiges über den Charakter des Namensträgers verraten. Sie werden, und hierin unterscheiden sich die Texte von Hans Sachs und Jakob Ayrer nicht, für die Anrede von sozial gleichstehenden oder niedriger stehenden Personen gewählt.

Eigennamen werden bei der Anrede in den Briefen vor allem dort genannt, wo man sich als dem Adressaten ebenbürtig betrachtet oder wo man sich nicht um ausgesuchte Höflichkeit bemüht, etwa weil man mit seinem Brief nicht ein bestimmtes Ziel verfolgt. Aber auch die Tatsache, lediglich um der Kommunikation und nicht um eines bestimmten Zieles willen zu schreiben, führt zu einer Nennung des Namens, der dann, wie etwa im Fall Albrecht Dürers, dort auf respektvoll-launige Weise ausgeschmückt wird, wo man sich dem Adressaten persönlich enger verbunden fühlt.

3.1.3 Berufsbezeichnungen

Weit weniger individuell als der Gebrauch von Eigennamen ist die Anrede mit dem Berufsstand des Gesprächspartners. Er weist die Zugehörigkeit des einzelnen zu einer bestimmten Berufsgruppe aus und läßt auf die Tätigkeit schließen, die er ausübt. In welchem Umfang Berufsbezeichnungen zur Anrede eines Menschen gebraucht werden, zeigt wahrscheinlich auch eine Einschätzung von beruflicher Tätigkeit überhaupt.

3.1.3.1 Das Fastnachtspiel

Die Überlegung, welche Berufsgruppen in den Fastnachtspielen zu Wort kommen, ist eine durchaus wichtige, wenn man die sprachliche Gestaltung unter sozialem Aspekt untersuchen und einordnen möchte.

In den Fastnachtspielen von Hans Rosenplüt werden für die Anrede fast ausschließlich die Berufs- oder Standesbezeichnungen gebraucht. Allein die Frauen haben hier eine Sonderstellung inne: Sie werden auch dann mit Namen angesprochen, wenn sie eine niedrige soziale Position einnehmen. Da jedoch die Sprechweise von, mit und über Frauen gesondert behandelt werden wird (Kapitel IV 4), soll hier nicht ausführlicher auf diesen Punkt eingegangen werden.

In dieser frühen Form des Fastnachtspiels sind vor allem Berufe aus dem Bereich der Landwirtschaft vertreten. Dementsprechend breit ist das Spektrum, das durchaus auch unter sozialem Aspekt die Angesprochenen differenziert. So findet sich etwa die Bezeichnung *Bauer* gegenüber *Mayer*, die beispielsweise in dem Stück «Der Bauer und der Bock» für dieselbe Figur gebraucht werden. Die Bezeichnung *Bauer* meint den Landwirt. Der Begriff *Meier* dagegen benennt den Verwalter eines größeren Gutes, mit dem er vom Landesherrn belehnt worden ist.

In Baiern ist *der meier* in landwirtschaftlichen verhältnissen der erste unter den männlichen Dienstboten einer grözeren wirtschaft, ferner derjenige baumann (colonus), welcher ein gut auf zeitlichen, oder lebenslänglichen, oder erbpacht zu bebauen übernimmt, end-lich der besitzer eines ländlichen anwesens überhaupt.

(Grimmsches Wörterbuch, Bd. 12, Sp. 1903)

Diese unterschiedliche Anrede derselben Figur zeigt, daß sehr wohl eine Differenz in der Einschätzung dieser beiden Positionen existiert:

Der herre
Meyer, du hast recht getan,
Wann sie gewynnet am mynsten daran... (Bock, Z. 143 f.)

gegen

die frau
Zwar, du beschißenner bauer,
ich wolt dir es noch wol machen zusauer! (Bock, Z. 151 f.)

Auch die Anrede *mein herr und mayr* (Eggenziehen, Z. 17) macht deutlich, daß der *Meier* eine bessere Position als der *Bauer* innehat.

Die Bezeichnungen für das Gesinde bzw. die Anrede z.B. der höhergestellten Knechte den unter ihnen stehenden gegenüber zeugt ebenso von einer genauen sozialen Differenzierung, der hier Ausdruck verliehen wurde:

Der mair spricht zum knecht
Mein knecht, piß auff die pfert geflissen,
Das wir der ecker wol geniessen!
Laß die die sach wol bevolhen sein,
Und red auch mit dem menknecht dein,
Das er sie treyb und sie nit spar... (Eggenziehen, Z. 9ff.)

Der Knecht dagegen gibt den Auftrag des Herrn weiter und spricht in der Folge den offensichtlich ihm unterstellten *menknecht*, der für das Zugvieh zuständig ist, mit seinem Namen an:

Der knecht dicit:
Mein herr und mayr, das sol sein.
Cuntzlein, men fast und hau darein,
Sich auff und hau sie mit sporn! [...] (Eggenziehen, Z. 17 ff.)

Berufsbezeichnungen können also durchaus, wie die vorhergehenden Beispiele gezeigt haben, ein Ausdruck der Wertschätzung bzw. Geringschätzung des so Angesprochenen sein, sofern eine entsprechende Position bezeichnet wird.

Berufsbezeichnungen werden in den Fastnachtspielen des Hans Sachs kaum in der direkten Anrede einer Person gewählt. Bei der Ausübung ihres Berufes werden vor allem Vertreter des Klerus gezeigt. Es fällt auf, daß die Figur des Pfarrers nie mit einem Namen angesprochen wird. Er wird mit seinem Stand oder mit der höflichen Anrede *Herr* angesprochen. Es zeigt sich, daß, wie z.B. in diesem Fall, durch die Kombination mit der höflichen Anrede *Herr* + aus einer Berufsbezeichnung ein Titel werden kann:

Herman Doll kompt, gibt dem Pfarrher das Geld und spricht
Herr Pfarher, da sint die fu^ennf Batzen,
Die ich thet auß der erden kratzen. (Schinken, Z. 215)

Die Form *Pfaff* wird nur selten für die direkte Anrede gewählt. Sie beinhaltet zwar nicht an sich eine negative Wertung, ist aber doch, wie die Beispiele zeigen, als umgangssprachlich gebraucht einzuschätzen. So ist es etwa die Bäuerin Grete, die dieses Wort als direkte Anredeform benutzt. Auch fällt auf, daß nur diese Form in Verbindung mit abwertenden Adjektiven gebraucht wird. Dies geschieht in Situationen, die zumindest den spontanen Widerwillen des Sprechers gegen die Person des Pfarrers bzw. die von ihm vertretenen Anschauungen deutlich machen:

Beurin zuckt die Faust und spricht
Pfaff schweig! und drol dich baldt hienauß!
Du hast gar nichts hinnen zu schaffen,
Allers laussing, stincketen Pfaffen! (Kalb, Z. 304ff.)

Der Eintrag im «Großen Schimpfwörterbuch» zeigt, daß dieses Wort durchaus die Dimension eines Schimpfwortes annehmen konnte:

verächtlich oder spöttisch für einen Geistlichen. Aus der einst wertneutralen, sogar ehrenvollen Berufsbezeichnung wurde im Mittelalter und vor allem in der Zeit der Reformation ein starkes Schimpfwort. Oft hat man den Plural als Kollektivschelte gegen den Klerus verwendet. Ein «Pfaffe» galt als selbstüchtig, anmaßend und scheinheilig. (Pfeiffer, 1997, S. 309)

Es läßt sich an diesem Beispiel besonders gut darstellen, wie dieselbe Berufsbezeichnung in der Anrede so gestaltet werden kann, daß eine völlig unterschiedliche Einschätzung der angesprochenen Person bzw. Rolle ausgedrückt wird:

Pfaff: neutral bis negativ, Verbindung mit abschätzigen Adjektiven

Pfarrer: neutral

Herr Pfarrer: höfliche Anrede + Berufsbezeichnung hat die Funktion eines Titels

Ein weiter unten eingefügter Exkurs wird die Stellung von Hans Sachs zu den Vorgängen der Reformation und der Bauernkriege zu klären versuchen, die möglicherweise auch die von ihm gezeigte Konstellation von Bauern und Pfarrern und die von diesen beiden Ständen gewählte Sprache beeinflusst.

In den Fastnachtspielen des Jakob Ayer wird die Berufsbezeichnung nicht mehr als direkte Form der Anrede gewählt. Hier gewinnt der Gebrauch des Eigennamens, auf den bereits eingegangen wurde, immer mehr an Bedeutung. Bei der Ausübung ihres Berufes werden jetzt vorwiegend Bürger aus der Stadt gezeigt wie z.B. Kaufleute oder Handwerker. Auf die beruflich differenzierte Sprache der Berufe wird jedoch weiter unten einzugehen sein.

3.1.3.2 Die Briefe

Berufsbezeichnungen werden in den Briefen nicht als Anrede gewählt. Dies ist kein untersuchungsrelevanter Tatbestand, da es sich ja durchgehend um Privatbriefe oder private Briefwechsel handelt. Diese können sich zwar durchaus mit beruflichen Angelegenheiten befassen, sie werden jedoch, vor allem später, nicht auf einer primär beruflichen Ebene ausgetauscht.

3.1.3.3 Die Flugblätter

Zu erwarten wäre bei den ausgewählten Flugblättern, die sich mit Himmelserscheinungen befassen, daß sie von einem Fachmann verfaßt worden sind, der seine Messungen und Beobachtungen darstellt. Dies ist jedoch offensichtlich nicht der Fall: Die Deutung der geschilderten Erscheinungen bewegt sich auf einer vorwiegend religiösen Ebene. Die Verfasser sind jedoch auch nicht der Schicht des Klerus zuzurechnen. Die angeführten Gewährsleute stammen aus den sozial oberen Schichten, genannt werden jedoch auch andere, «gewöhnliche» Menschen. Auch wendet sich die Deutung der Flugblätter nicht an Naturwissenschaftler oder an eine bestimmte Bevölkerungsgruppe, für die die vermittelten Nachrichten von Bedeutung sein können, da sie vom Wetter abhängig sind, etwa Bauern oder Kaufleute, die sich auf Reisen begeben müssen.

3.1.3.4 Zusammenfassung

Es zeigt sich zunächst, daß im Verlauf der Entwicklung der Fastnachtspiele andere Berufsgruppen im Vordergrund stehen. Wie gezeigt wurde, ist das Hauptaugenmerk zunächst auf den Bauernstand, dann auf die geistlichen Berufe und schließlich auf die Berufe der Stadbevölkerung gelegt. Dies bedeutet jedoch nicht automatisch, daß Vertreter dieser Berufe, etwa der Bauer, nicht mehr als Figuren in den Fastnachtspielen auftreten.

Deutlich wird, daß im Falle einer direkten Anrede mit der Berufsbezeichnung sehr wohl Mittel gefunden werden, über diesen Weg auch einer sozialen Wertung Ausdruck zu verleihen. Dies geschieht zum einen, wie das Beispiel der Agrarberufe zeigt, über eine begriffliche Differenzierung. Zum anderen aber, wie der Fall der Berufsbezeichnung *Pfarrer* zeigt, kann auch dieselbe Berufsbezeichnung so gestaltet werden, daß hierüber eine Abwertung bzw. eine Wertschätzung der betreffenden Person bzw. Figur erfolgt.

Daß insgesamt die Bewertung eines Menschen bzw. der Schicht, der er angehört, schließlich ganz offenbar nicht mehr mit seiner beruflichen Tätigkeit in Verbindung gebracht wird, deutet die rückläufige Benennung mit der Berufsbezeichnung im Gegenzug zur vermehrten Anrede mit Eigennamen, z.T. mit sprechenden Namen, an.

3.1.4 Titel

Wird eine Person z.B. mit einem Adelstitel oder mit einem akademischen Titel angesprochen, so dient diese Anrede dazu, ihrem Stand oder Rang innerhalb einer Gemeinschaft Ausdruck zu verleihen. Das heißt, daß Titeln immer auch etwas Formelhaftes innewohnt, das meist wenig eingeht auf das angesprochene Individuum. Die Anrede mit einem Adelstitel oder mit einem akademischen Titel wahrt zwar Distanz, verhilft aber häufig zu einem höheren Ansehen innerhalb der Gemeinschaft und dient daher dem Träger des Titels unter Umständen auch als «Statussymbol». Zu fragen ist, gerade auch im Hinblick auf die sprachgeschichtliche Orientierung der Untersuchung, welche Formen von Titeln existieren, in welchem gesellschaftlichen Bereich sie vergeben werden und in welcher Situation sie für die Anrede des Gesprächspartners genutzt werden. In welcher Weise sie für eine Selbstbezeichnung - und damit Präsentation der eigenen Person - eingesetzt wurden, soll weiter unten untersucht werden.

3.1.4.1 Akademische Titel

Akademische Titel geben Auskunft über die Stufe, auf der ein Studierender bzw. Studierter seine Ausbildung beendet hat und in welchem Bereich er seine Studien durchgeführt hat. Ob ein akademischer Titel zur Anrede gewählt wird und welche Form gewählt wird, kann zwar auch von der Situation der Sprechenden abhängen, kann aber unter Umständen auch ein Ausdruck der Bedeutung akademischer Studien innerhalb der Gesellschaft sein.

3.1.4.1.1 Die Fastnachtspiele

In den Fastnachtspielen werden keine Figuren gezeigt, die zum Tragen eines akademischen Titels berechtigt wären. Ein medizinisches Studium, wie es z.B. der Arzt im «Arztspiel» absolviert hat, führt nicht automatisch zur Anrede mit einem akademischen Titel. Der Arzt wird mit *Herr* angesprochen, was in diesem Fall als neutrale höfliche Anrede zu interpretieren ist. Lediglich aus der Einleitung des Prologsprechers läßt sich Genaueres über den Grund für diese Form der Anrede schließen:

Nu schweigt ain weil und redt nit vil
Und ho^ort, was ich euch sagen wil!
Hie ist ain mayster in medicinis
Und kan die kunst des mayster Plinis
Und des hohen maysters kunst Origenis
Und ku^ompt aus der ho^ochsten schul Athenis... (Arzt, Z. 3ff.)

Wie Johann Schwertner ausführt, hatten durchaus nicht alle Heilberufe eine übereinstimmende akademische Ausbildung als Grundlage, was eine unterschiedliche Gestaltung des Titels zur Folge hatte, der geführt werden durfte:

Das Medizinstudium bestand vorwiegend aus theoretischen Vorlesungen, über die man eine Prüfung ablegen mußte, die einer Art Vorprüfung entsprach. Im Anschluß daran hatte der Studierende weitere Vorlesungen zu besuchen und auch, zur Erwerbung ana-

tomischer Kenntnisse, an Sezierenkursen, die an Leichen vorgenommen wurden, teilzunehmen. Dies war jedoch erst seit dem 14. Jahrhundert möglich, da die Kirche erst ab diesem Zeitpunkt das Sezieren von Leichen zu Lehrzwecken billigte. Nach dem erfolgreichen Ablegen des Abschlußexamens vor den Mitgliedern der Fakultät durfte man den Titel «Magister der Medizin» oder «Physikus» führen. [...] Im 13. Jahrhundert kam dann der Titel «Doktor» auf, der in sehr feierlicher Form verliehen wurde und die Ärzte zur Ausübung ihrer Praxis berechtigte. Da sich damals alle möglichen Leute, die mit dem Heilen zu tun hatten, Magister nannten, meist jedoch nur Quacksalber waren, legte man auf den Dokortitel besonderen Wert, denn nur er wies auf eine Universitätsausbildung hin. (Schwertner, 1998, S. 4)

Aus der Verbindung dieser Ausführungen mit dem Inhalt des «Arztspiels» - auf den im Zusammenhang mit Ausführungen über die Entwicklung der Naturwissenschaft näher eingegangen werden soll - und dem Titel, den der gezeigte Arzt in der Einleitung erhält, läßt sich eine sehr realistische Darstellung der Situation folgern, die natürlich nicht frei ist von Kritik an dem Dünkel der - sicherlich häufig auch hochstaplerischen - Heilkundigen.

3.1.4.1.2 Briefe

Wo in den Briefen Titel genannt werden, so geschieht dies in der Adresse, nicht aber in der direkten Anrede. Auf die Anschrift der Briefe wird im Zusammenhang mit den indirekten Formen der Anrede (Kap. 2.1.7) einzugehen sein.

3.1.4.1.3 Einblattdrucke

Einblattdruck 4 weist zweimal die Nennung eines akademischen Titels auf, einmal in der Einführung, einmal im Verlauf des Textes:

...gesehen worden durch den Edlen vnd Hochgelehrten Herrn Georgen am Walde/ der rechten Licentiaten/ Philosophie vnd beider Artzneyen Doctorem gestelt.

Diese jetzt erzelte wundergesicht vnnd zeichen sind von mir Georgen am wald der rechten Licentiaten Philosophie/ vnd beider artzneyen Doctor/ vnd meinem Haußgesind/ auch etlich andern glaubwürdigen Personen mehr zu Thonawerdt gesehen worden [...]

Der Verfasser sucht offenbar durch den Verweis auf seine eigene und ihm zugehöriger Personen Anschauung, vor allem jedoch durch den Verweis auf seine Qualifikation die Wahrhaftigkeit des geschilderten Ereignisses zu bestätigen.

3.1.4.2 Titel, die eine soziale Position kennzeichnen

Titel, die eine soziale Position des Trägers kennzeichnen, können die Zugehörigkeit des Trägers zum Adel kennzeichnen, aber auch beispielsweise seine Position, die er über die Ausübung eines Berufes innehat.

3.1.4.2.1 Das Fastnachtspiel

In den Hans Rosenplüt zugeschriebenen Stücken treten kaum Figuren auf, die mit einem Titel anzusprechen wären. Eine Ausnahme stellt der Adelige in dem Fastnachtspiel «Der Bauer und der Bock» dar.

Der Bauer: Jungkherr, ich brenge euch do keßgult ... (Z. 23)

und Jungkherr, ich hab kein lug nye getan ... (Z. 41)

Die Frau verwendet zusätzlich den Eigennamen: *Junkherr Dietrich von Turnau* (Z. 51) Ob damit allerdings eine größere Höflichkeit gegenüber dem Herrn zum Ausdruck gebracht werden soll, ist zu bezweifeln, da sie ihn weiter unten mit *Jungkher*, also ohne Namensnennung, anspricht.

In den Stücken von Hans Sachs ist es die Geistlichkeit, die mit Titel angesprochen wird. So wird etwa in dem Stück «Der gestohlene Schinken» der Pfarrer vom Bauern Herman Doll mit *Herr Pfarher* angesprochen (Z. 215). Diese Verbindung einer Berufsbezeichnung mit der höflichen Anrede *Herr* kommt einem Titel gleich.

In den Fastnachtspielen Jakob Ayrers nimmt das Stadtoberhaupt, also quasi die Spitze der bürgerlichen Gesellschaft, offenbar eine besonders wichtige Position im alltäglichen Leben ein. So sprechen sowohl ihre Helfer als auch die, die mit ihnen in Kontakt kommen, den Bürgermeister mit großem Respekt an, wobei sie den Titel wählen, nicht aber den Namen der Person: So etwa Leipolt, der Stadtknecht, zum Bürgermeister:

Ehrvester, Erbar Herr, so wist,
Die beide Kauffleut vnd der Jud
Haben angfangen vil vnmuth... (Jude, S. 2430, Z. 18ff.)

In ähnlicher Form spricht auch der Kaufmann Heinrich den Bürgermeister an:

Heinrich, der Kauffman, neigt sich vnd sagt:
Ehrvester Herr, wie bede han
Gesehn vnd dörfpens warhafft sagn,
Das vns der Jud dieblich endtragen
Dises stuck Barchet auß der Buden! (Jude, S. 2431, Z. 30ff)

Karches sagt:
Ehrvester Juncker, es sagen die Leut,
Clauß Gerngast, der junge Bauer sey
Der allergwist in der Artzney. (Gef. Todt, S. 2481, Z. 30ff.)

Nicht nur, um der sozialen Position des Gegenübers gerecht zu werden, sondern auch, um ihm Respekt zu erzeigen, wird also der Titel zur Anrede eingesetzt. In diesem Fall besteht der Titel aus der höflichen Anrede *Herr* und einem Zusatz, der die Integrität des Angesprochenen ausdrückt.

3.1.4.2.2. Die Briefe

Für die direkte Form der Anrede wird in den untersuchten Briefen kein Titel verwendet. Auch nicht in dem Brief des Markgrafen Friedrich.

Albrecht Dürer beginnt seinen Brief an den Rat der Stadt Nürnberg wie folgt:

Fürsichtig erber weis lieb herren. ... (Brief Nr. 16, S. 59)

Zweifellos spricht eine untertänige Haltung aus dieser Anrede. Sie ist sicher nicht alleine mit dem Inhalt des Briefes zu begründen: Dürer äußert keine Bitte o.ä., sondern trägt dem Rat die Schenkung einer von ihm gemalten Tafel an. Die Position, die die Mitglieder des Rates innerhalb der Gesellschaft einnehmen, ist also offenbar Grund genug für Dürer, diese Form der Anrede zu wählen.

3.1.4.3 Bedeutung von Titeln

Insgesamt scheinen Titel zunächst für die Bestimmung und Abgrenzung einer Position innerhalb der sozialen Hierarchie wichtig zu sein, später dagegen, um auf akademische Erfolge und damit auf Bildung verweisen zu können. Damit einher geht auch eine unterschiedliche Richtung bei der Nennung des Titels: Wird zunächst der Träger von dem meist auf einer niedrigeren sozialen Stufe stehenden mit seinem Titel angesprochen, so verwendet man später den Titel zur Selbstbezeichnung, verweist damit auf die Bedeutung seiner eigenen Person.

Festzustellen ist eine Parallele zwischen der Anrede Albrecht Dürers in seinem Brief an den Rat der Stadt Nürnberg und der Anrede des Bürgermeisters in den Fastnachtspielen Jakob Ayrers. Sie verweist auf eine Parallele zwischen Theatersprache und Alltagssprache.

3.1.5 Verwandtschaftsbezeichnungen

Die Wahl von Verwandtschaftsbezeichnungen in der Anrede und ihre Form sagt nicht nur etwas über das persönliche Verhältnis der Gesprächspartner aus. Wichtig ist zu-

unter Einbeziehung des situativen Kontextes, wo dies möglich ist -, die Anrede, die z.B. Ehepartner im Gespräch für den jeweils anderen wählen. Sicher ist dabei nicht nur interessant, welche Verwandtschaftsbezeichnungen gewählt werden. In diesem Zusammenhang ist kurz auf die Wortgeschichte des jeweiligen Begriffes einzugehen, da er unter historischem Aspekt durchaus eine andere Bedeutung haben kann, als dies heute der Fall ist. Auch welche anderen Formen der Anrede z.B. zwischen zwei Ehepartnern gewählt werden, ist zu beobachten. Abzulesen ist hieraus insgesamt möglicherweise die Bedeutung, die verwandtschaftlichen Beziehungen oder der Ehe generell beigemessen wird.

Im Fall der Flugblätter läßt sich zu diesem Punkt keine Aussage machen, da keine verwandtschaftlichen Beziehungen betroffen sind.

3.1.5.1 Die dargestellten verwandtschaftlichen Beziehungen

In den Hans Rosenplüt zugeschriebenen Fastnachtspielen werden vor allem soziale Abhängigkeiten gezeigt, keine verwandtschaftlichen Beziehungen oder Probleme, die sich daraus ergeben (können). Kinder werden in den Fastnachtspielen überhaupt nicht vorgeführt, wiewohl sie, was eine Untersuchung der Briefliteratur zeigt, große Bedeutung

in der Gesellschaft hatten.¹⁷ In den Fastnachtspielen des Hans Sachs werden häufig Situationen vorgeführt, in denen von zwei Ehepartnern um das richtige bzw. falsche Verhalten gerechtfertigt wird. Die Probleme finden sich z.B. bei dem Bauernhepaar Grete und Hans («Das Kälberbrüten») ebenso wie bei dem bürgerlichen Ehepaar Margarethe und ihrem Mann («Der Eifersüchtige»). Auch in den Texten Jakob Ayrers werden Gespräche oder Diskussionen zwischen Ehepartnern gezeigt.

Die Privatbriefe beschränken sich naturgemäß nicht nur auf Briefe, die innerhalb einer Familie ausgetauscht werden. Zunächst besteht die überlieferte Briefliteratur vor allem in «Geschäftsbriefen», wiewohl sie von Privatpersonen an Privatpersonen gerichtet sind. Die Anrede *euer lieb* findet sich nur in den Briefen der Adelligen.

3.1.5.2 Eigennamen

Untersucht werden soll im folgenden, in welchen Situationen sich Personen, die einander sehr nahe stehen, mit ihrem Namen, eventuell in einer vertraulichen Form, ansprechen. Auf andere Formen der Anrede zwischen Verwandten wird weiter unten gesondert eingegangen werden, auch darauf, ob diese Bezeichnungen mit einer Wertung des anderen verbunden sind.

3.1.5.2.1 Das Fastnachtspiel

In den Fastnachtspielen des Hans Rosenplüt werden keine verwandtschaftlichen Beziehungen gezeigt. Daher kann in diesem Fall keine Aussage über die Anrede von Verwandten gemacht werden.

In den Fastnachtspielen des Hans Sachs läßt sich ein Unterschied zwischen Männern und Frauen feststellen, was den Gebrauch von Eigennamen für die Anrede zwischen Ehepartnern angeht. Dies gilt sowohl für das Bauernhepaar Hans und Grete wie auch für Margarethe und ihren Mann: Die Bäuerin Grete spricht ihren Mann nur einmal mit seinem Namen an, als sie nach ihm ruft. Dies geschieht jedoch lediglich in einer Regieanweisung. Ihr Mann Hans dagegen spricht sie mit ihrem Namen an. Auch Margarethe wird von ihrem Mann mit Namen angesprochen, während sie eine andere Form der Anrede für ihn wählt.

¹⁷ Beer, Mathias: Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen. Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400 -1550). Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg, Band 44. Nürnberg 1990

In den Stücken Jakob Ayrsers sprechen sich die Ehepartner mit Namen an, die auch in einer vertraulichen Form benutzt werden. So geschieht es etwa zwischen Utz Überlast und seiner Frau:

Vtz Vberlast sagt:
Mein lieb Ottel, sag mir, Warum
Vnd was er für ein Gfattern hat? (Gefatter Todt, S. 2484, Z. 29)

3.1.5.2.2 Die Briefe

Die Privatbriefe weisen erst zum Ende des Untersuchungszeitraums eine Nennung des Eigennamens beispielsweise des Ehepartners auf.

Die Briefe an den Kaufmann Paulus Behaim in Antwerpen zeigen innerhalb der Anredeformen eine nur geringe Variationsbreite. Vor allem wird er mit dem Verwandtschaftsgrad angesprochen. Auf diese Form der Anrede unter Verwandten soll weiter unten eingegangen werden (Kap. 2.1.5.3).

Im Briefwechsel des Ehepaars Paumgartner spiegelt sich die Entwicklung der Beziehung der beiden Eheleute in der Anrede deutlich wider. In ihrem formelhaften Aufbau unterscheiden sie sich nicht wesentlich.

Erbare unnd freundliche, hertzliebe Magdel. ... (Brief Nr. 171, S. 281)

Weis ie nit, herzlieber Paumgartner, ob dir in der vorichen brieff einem geschrieben hab,
das du ein halb duzet kerpirsten solt lasen einkaufen drunden.
(Brief Nr. 170, S. 280)

Auch die dem Partner zugeschriebenen Eigenschaften variieren dabei nicht wesentlich, wie die Beispiele gezeigt haben: *erbar, freundlich, vielgeliebt*.

Wählen also die Verlobten zunächst ihren Familienstand als Anrede (siehe Kap. 2.1.5.3), so wird nach der Heirat der Eigenname gebraucht, und zwar von Balthasar die Kurzform des Vornamens seiner Frau, nämlich *Magdel*. Magdalena ihrerseits wählt den Nachnamen ihres Mannes. Die Nennung des Namens geht offenbar mit einer zunehmenden Vertrautheit des Paares einher.

3.1.5.3 Verwandtschaftsbezeichnungen

Die Anrede eines Verwandten mit dem jeweiligen Verwandtschaftsgrad wirkt zum einen distanzierter als die Anrede mit dem Namen oder gar mit einem Kosenamen. Zum anderen scheint man sich des Status der verwandtschaftlichen Beziehung zu vergewissern.

3.1.5.3.1 Das Fastnachtspiel

Es ist festzustellen, daß es in erster Linie Ehepaare sind, die als Verwandte in den Fastnachtspielen gezeigt werden. Dabei zeigt sich, daß durchaus auch situationsabhängig eine unterschiedliche Anredeform gewählt wird. Dies geschieht sowohl in den Texten des Hans Sachs wie in denen Jakob Ayrsers:

Margarethe:	mein Mann	(Eifer, Z. 309)
	lieber Aff	(Eifer, Z. 310)
ihr Mann:	Du Ildesbalck	(Eifer, Z. 301)
	Mein Frau (erst, als die Probleme beseitigt sind)	

Duplicia:	hertzlieber Mann	(Jann, Z. 444)
-----------	------------------	----------------

Simplicius	(bei der Heimkehr)	Mein liebs Weib	(Jann, Z. 420)
------------	--------------------	-----------------	----------------

(als sie ihn warten läßt)	Frau	(Jann, Z. 424)
(als er ärgerlich wird)	Duplicia	(Jann, Z. 433)

Vtz Vberlast wird von seiner Frau als *mein Geselle* angesprochen - eine Formulierung, die doch auf große Vertrautheit schließen läßt:

- 11) freund, dann überhaupt einer mit dem man näheren umgang und verkehr hat...
(Grimm'sches Wörterbuch)

Es läßt sich erkennen, daß durchaus Unterschiede bestehen in der Sprechweise von Frauen aus einer eher niederen Schichten (Bauern, z.B. Grete) und einer eher höheren Schicht, z.B. Margarethe.

Die Männer sprechen ihre Frauen fast durchgängig mit Namen an, die Frauen ihren Ehepartner mit *mein Man*. Lediglich Sara nennt ihren Mann mit seinem Eigennamen. Wenn man davon ausgeht, daß die Bezeichnung mit Eigennamen eher für Menschen mit niedrigerer Stellung gebraucht wurde, ließe sich folgern, daß die Frauen innerhalb der Ehe zunächst offenbar eher eine untergeordnetere Position einnahmen.

3.1.5.3.2 Die Briefe

Brief I beginnt zwar mit der Anrede *lieber oheym*, die Wahl des *ihr* für die pronominale Anredeform macht jedoch ebenso wie die Wahl des Pluralis majestatis deutlich, daß die Briefpartner entweder nicht sehr vertraut sind, oder aber einer Wahrung der eigenen Position innerhalb des sozialen Gefüges eine große Bedeutung beigemessen wird.

Die Anrede *lieber oheym* in Brief II zeigt die verwandtschaftliche Beziehung an, die zwischen der Verfasserin des Briefes und dem Empfänger besteht, nennt aber nie den Namen. Im Fortgang des Briefes wendet sich die Autorin direkt an den Onkel.

Von Albrecht Dürer sind keine Briefe überliefert, die direkt z.B. an seine Ehefrau gerichtet sind. Gegenüber Willibald Pirckheimer, dem er berichtet, seiner Frau geschrieben zu haben, bezeichnet er sie jedoch nicht mit Namen, sondern mit ihrem Stand als seine Ehefrau:

- ... Doch versich ich mich, mein weib kum heim, der hab jch awch alle ding geschriben.
(Brief Nr. 5, S. 49)

Der Adressat Paulus Behaim wird nahezu durchgängig mit seinem Verwandtschaftsgrad angesprochen, also etwa als *lieber bruter*, *lieber Vetter*, *lieber oham* tituliert. Auch im Verlauf des Briefes wird er, wo dies geschieht, so angesprochen. Hierin unterscheiden sich die Briefe seiner männlichen Verwandtschaft nicht von denen der weiblichen Verwandtschaft. Auffallend ist in diesem Zusammenhang, daß dieselben Verwandtschaftsbezeichnungen, etwa *Vetter* bzw. *Oheim*, in den Briefen in ihrer entgegengesetzten Bedeutung verwendet werden. Dies mag in der historischen Situation begründet sein. So behandelt Germán Raipérez in seiner Untersuchung über die «strukturelle Umschichtung der Verwandtschaftsbezeichnungen im Deutschen» zum einen die Wortgeschichte mit ihren Nebenbedeutungen, aber auch die soziologische Bedeutung der Verwandtschaftsbezeichnungen.

- Oheim*, dessen ursprüngliche Bedeutung «Bruder der Mutter» war, erweist seit dem Mhd. seine Gültigkeit für seinen entgegengesetzten Verwandten, nämlich «Sohn der Schwester». [...] Die seltene Verwendung von *Oheim* wird noch im 18. Jh. registriert, allerdings als nicht mehr üblich ... (Raipérez, 1984, S. 76)

Wichtig ist also, wo dies möglich ist, im Einzelfall die verwandtschaftliche Beziehung in der Realität zu klären.

3.1.5.4 Sonstige Formen der Anrede

Es scheint ganz natürlich, daß sich innerhalb einer Familie bzw. unter Verwandten eine ganz spezielle Form der Anrede entwickelt, die im Extremfall für Aussenstehende völlig unverständlich ist. Das kann auch bedeuten, daß man sich aufgrund der fehlenden Distanz kein Blatt vor den Mund nimmt, auch was etwaige Beschimpfungen angeht. Im folgenden sollen solche Anredeformen betrachtet werden, die weder in Namen noch in Verwandtschaftsbezeichnungen bestehen.

3.1.5.4.1 Das Fastnachtspiel

Vor allem in den Texten des Hans Sachs wird eine andere Bezeichnung als die konventionelle mit Eigennamen oder Verwandtschaftsgrad gewählt. Dies geschieht vor allem in «Krisensituationen» bzw. nach der Lösung eines Konfliktes:

Margarethe:	lieber Aff	(Eifer, Z. 310)
ihr Mann:	Ho ^r , Weib	(Eifer, Z. 296)
	Du Ildesbalck	(Eifer, Z. 301)
Grete:	fauler, loser Man	(Kalb, Z. 30)
	Du Narr	(Kalb, Z. 153)
	du bist der aller gro ^ß t Narr	(Kalb, Z. 275)

Deutlich wird ein Unterschied der Wortwahl bei den beiden Frauen von unterschiedlicher Herkunft, obwohl sie in beiden Fällen ihre Ehemänner kritisieren: Margarethe zeigt doch auch Verständnis für ihren Mann. Letztlich hat sie ihr Ziel erreicht, ihn von ihrer Treue zu überzeugen. Im Gegensatz dazu ist es der Bäuerin Grete nicht gelungen, ihren Mann zu einem sorgsamem Hausmann zu erziehen. Wiewohl beiden Frauen das Recht zugebilligt wird, mit ihrer Lage zu hadern, Veränderungen zu wünschen, scheint nicht zuletzt die Wahl der Sprache dem Ehemann gegenüber gegenüber zum Gelingen der «erzieherischen Maßnahmen» beizutragen.

3.1.5.4.2 Die Briefe

Es zeigt sich, daß erst später im Untersuchungszeitraum, beispielsweise im Briefwechsel des Ehepaars Paumgartner, im Verlauf eines Briefes beispielsweise ein Kosename für die Anrede des anderen gewählt wird. Die im Verlauf des Briefes immer wieder eingefügten direkten Wendungen an den anderen, etwa

...Weis dir sunst, *herzlieber schaz*, auf dis mal nit sunders zu schreiben, den das iezund bey 14 tagen sich die fastnacht thumelt haben.
(Magdalena Paumgartner, Brief Nr. 33, S 70)

Wayß dir hiemitt sonnst inn grosser eil ein mehrers zu schreiben nichtt, dann bitt, wöllest hiemitt also fürlieb nehmen unnd du, *mein allerhertzliebstes schätzle*, mit sambtt allen den deinigen zu viel hindertthausend malen freundlich und fleißig von mir gegrüest unnd Gott dem herrn inn gnaden befolllhen sein.
(Balthasar Paugartner, Brief Nr. 13, S. 33)

unterscheiden sich weniger in ihrem Aufbau als in der offensichtlich im Lauf der Zeit sich intensivierenden Beziehung zwischen den Eheleuten. Der Eigenname wird im Verlauf des Briefes jedoch nur selten zur Wendung an den Partner gewählt.

3.1.5.5 Zusammenfassung

Es zeigt sich, daß zwischen Verwandten alle drei Formen der Anrede möglich sind: Es werden ebenso Eigennamen und spezielle, «familieninterne» Namen eingesetzt wie auch der Verwandtschaftsgrad. Es wurde auch deutlich, daß diese Benennungen des anderen durchaus situationsabhängig sind, also unter Umständen auch den momentanen Stand

einer Beziehung widerspiegeln. Dieser letzte Aspekt scheint unabhängig von der sozialen Schicht der Sprecher zu sein, lediglich die Wahl der Sprache variiert.

3.1.6 Die indirekte Anrede

Als «indirekte Anrede» sollen im folgenden diejenigen Formen der Anrede bezeichnet werden, die das Gegenüber der Kommunikation zwar meinen, aber doch nicht direkt ansprechen.

Zum einen sollen die Adressen von Briefen in die Untersuchung einbezogen werden. Behandelt werden sollen außerdem die Anredeformen, die in den Texten der Fastnachtspiele in Abwesenheit einer Person bzw. Figur gebraucht werden. Im Fall der Textsorte Einblattdruck ist zu untersuchen, ob - bei vorgeblich objektiver Information - sich nicht doch der Leser/ Zuhörer als Zugehöriger einer im Text genannten Bevölkerungsgruppe angesprochen fühlt oder die genannten Gewährsleute als Stellvertreter seiner Position ansieht.

3.1.6.1 Die Adressen der Briefe

Daß die Anschrift des Briefes durchaus von Bedeutung war, um bereits an dieser Stelle dem Adressaten den nötigen Respekt zu erweisen, zeigt das nachfolgende Zitat aus einem Brief von Christoph Kreß. Aus Nürnberg stammend, befand er sich zum Studium in Italien, von wo aus er in regelmäßigem Briefkontakt offenbar vor allem mit dem Vater stand. In seinem Brief vom 18. September 1556 bittet er diesen, ihm die korrekte Anschrift der Tante mitzuteilen:

... Auch hab ich vernumen von meiner frawen, das die mum Kreßin wunder nem, das ich ihr nicht schreib. Ist derhalben mein freuntlich bit an dich, du wolst mir ein copi vnd titl zuschicken, auf was form vnd weis ich ir schreiben sol, damit mein schreiben mocht ein art haben. (Kreß, 1895, Brief Nr. 9, S. 117)

Die folgende Analyse der Adressen von Briefen wird dadurch erschwert, daß vielfach die Adressen der vorhandenen und im Druck übermittelten Briefe wiedergegeben sind.

In der Adresse von Brief II betont die Verfasserin nicht nur die Bedeutung des Adressaten, sondern macht auch den Grad ihrer Zuneigung offenkundig. Sie spricht ihn mit Namen und Verwandtschaftsgrad an. Den Abschiedsgruß gestaltet sie jedoch offenbar bewußt schlicht: Sie nennt nicht ihren Namen oder die verwandtschaftliche Beziehung, in der sie zum Adressaten steht, sondern die Funktion, in der sie dieses Bittschreiben an ihren Onkel gerichtet hat.

Eine Untersuchung der Verwendung von Eigennamen in der analysierten Briefliteratur zeigt, daß zwischen der Adresse und der direkten Anrede zu Beginn oder im Verlauf des Textes durchaus Differenzen bestehen können. Die Adresse enthält vielfach den vollen Namen des Adressaten, häufig ausgeschmückt, wohingegen die direkte Anrede schlichter gehalten wird, aber dafür häufig respektvollere Formen aufweist.

3.1.6.2 Die Bezeichnung abwesender Personen in den Fastnachtspielen

Es zeigt sich, daß in den Fastnachtspielen durchaus unterschiedliche Bezeichnungen für abwesende Figuren gewählt werden. So etwa in dem Stück «Der Bauer und der Bock»:

Der herr:

Meyer, du hast mir nye gelogen ... (Bock, Z. 31)

Etwas später zu der Frau:

Meinen bauern hab ich also erkant,
Ich wolt, es gult mir ein ganntzes landt.. (Bock, Z. 61)

Zu den anderen Herren:

Ir herren, nu will ich horen!

Das weib begert, den bauern zutoren ... (Bock, Z.73 f.)

Auch in dem Stück «Der gestohlene Schinken» von Hans Sachs läßt sich diese unterschiedliche Art des Sprachgebrauches beobachten:

Heintz Knol spricht

Ich zecht nechten mit unsem Pfaffen,
Gieng heim schier umb den Hannen krat. (Schinken, Z. 12 f.)

Etwas später, als man die Bestrafung des geizigen Bauern plant:

Heintz Knol spricht

Mein Pfarrer, wie geht die kunst zu? (Schinken, Z. 189)

Zwar scheint eine unterschiedliche Motivation für den Unterschied der Bezeichnung vorzuliegen: Der Bauer Heintz Knoll spricht zunächst mit einem anderen Bauern, dann mit dem Pfarrer selbst. Der Herr spricht zunächst mit dem Bauern, will ihm offenbar seine Wertschätzung vermitteln. In der Folge, wenn er mit Personen spricht, die entweder auf der gleichen Ebene (die Frau) oder über ihm stehen (die anderen Herren) gebraucht er eine zwar nicht geringschätzige, aber doch einen anderen Status bezeichnende Anrede. In beiden Beispielen jedoch es den Sprechern offenbar auf diese Weise möglich, dem Gegenüber eine Wertschätzung zu vermitteln, was sie offenbar im Gespräch mit anderen nicht für nötig erachten.

3.1.6.3 Die Einblattdrucke

Die Texte der Flugblätter fordern den Leser zu einer persönlichen Stellungnahme heraus. Dies geschieht häufig durch indirekte, sehr bewußt eingesetzte sprachliche Mittel der Anrede oder den Hinweis auf einen bestimmten Personenkreis oder den einzelnen, der im folgenden zu untersuchen ist. Von Bedeutung scheint dabei zu sein, ob eine genau zu bezeichnende Gruppe von Beobachtern oder Adressaten angesprochen ist oder diese nicht genau bezeichnet werden (können).

Zum Teil wird die Gelegenheit der indirekten Wendung an den Leser/ Zuhörer genutzt, über pronominale Anredeformen, etwa die Form *wir*, eine Gemeinsamkeit zwischen dem - meist anonymen - Verfasser des Textes und den potenziellen Lesern ganz bewußt herzustellen.

Wir Christen aber sollen wachen und ba^ethen/ ... / auf das wir mit den Gotlosen ver-
a^chtern kainen thail haben/ ... (E 2)

Dises vnnd der gleichen zeichen lest vnns der almechtig Got an vielen orten sehen / ob er
vnser hertzen ein mal dardurch bewegen/ vnd vnser augen auff thun mo^echte...

(E 3)

Derowegen *wir* solche nit in Wind schlagen/ vnd leichtfertig scha^etzen sondern als
Zornzeichen Gottes halten [...] (E 6)

Die sich zunächst objektiv gebende Information über ein Naturereignis wird also sehr wohl verbunden mit der direkten oder indirekten Wendung an diejenigen Leser, mit denen man sich, speziell über den gemeinsamen Glauben, verbunden weiß.

Wie differenziert wird die Gruppe der Rezipienten und ihre Verbindung zum Verfasser des Textes bzw. der von ihm vertretenen Gruppe dargestellt, wie konkret werden auch eventuelle Gewährsleute benannt? Dies ist zweite Frage, die im Zusammenhang mit der Untersuchung der indirekten Wendung an den Leser / Zuhörer der Texte der Einblattdrucke zu stellen ist.

In E 1 wird eine indifferente Gruppe von Beobachtern genannt. Ebenso wenig wird ein spezieller Ansprechpartner genannt:

Darumb sich zu Got bekeren / vnd seinen Namen durch Christum im glauben mag anruffen/ wer vor solcher straff will bleiben / vnd wirdig werden zu stehen vor dem Son des Menschen...

[...] das ander [zeichnen] muß anzeygen, ob sich noch etlich leut wolten bessern vnd zu Christo bekehren / [...]

In E 2 steht das eigene Erleben im Vordergrund:

Neben dem Cometen [...] weiß ich euch glaubwu^erdig anzuzeigen / Das sich in vergangnem Monat Aprilis / [...] / ain sehr gosser und erschrecklicher Erbidem erhaben hat / [...]

Wir Christen aber sollen wachen vnd ba^ethen / nüchtern sein / vnd uns auff disen fröhlichen tag [des Gottesgerichtes, DM] geru^est machen mit Gotes wort / vnd rechtem glauben / auf das wir mit den Gotlosen vera^echtern kainen thail haben / [...]

Der Blick des Verfassers von E 3 umfaßt die ganze Welt und ihre Bewohner:

Es ist zù erbarmen / das die menschen auff erdç so gar vnd gantz verblendet seint / das sie sich nach viel vnnd mannigfeltigen warnungen / vnd wunderzeichç so der almechtge Gott zueschicket dennoch nit erkenen wo^ellen den schwerç tag des Herren / so uns nahent auf dem hals ligt. [...]

Dises vnnd der gleichen zeichen leßt vnns der allmechtig Got an vielen orten sehen / ob er vnser hertzen ein mal dardurch bewegen / vnd vnser augen auffthun mo^echte / [...]

E 4 ist von einem speziellen Beobachter, dem Verfasser, getextet. Er wendet sich jedoch an eine spezielle Schicht von Adressaten: Die Christgläubigen und Gottesfürchtigen brauchen sich nicht zu fürchten.

Viele Personen sind Beobachter des in E 5 beschriebenen Geschehens. Es erfolgt ein Appell an das «christliche Herz»:

Derhalben will Christlichen hertzen gebu^eren, / das mans nicht aller ding in wind schlage/ sondern auch auß dem vorigen exempeln/ so den 29. August auch geschehen/ ein jeder im zu gemu^et fu^eren/ dz Gott der Allmechtige nicht allein durch die stim seines worts/ sondern auch durch specktakel in den lu^efften/ vnder dem Himel/ seinen zorn zu erkennen gebe/ vn die bußfertigen zur besserung vermane.

Im Text von E 6 werden zwar die Reaktionen auf die beschriebene Himmelserscheinung differenziert, etwa «etliche sagen [...] - andere zeigen an [...]». Gleichwohl wird eine Gemeinsamkeit zwischen den Rezipienten hergestellt, was ihre auf den einzelnen zu wünschende Wirkung angeht:

[...] so ist doch dieses gewieß/ daß Gott der Herr vns was grosses vnnd sonderliches darmit wo^ell angemeldet vnd vorbedeutet haben. Derowegen wir solche nit du^erffen in Wind schlagen/ vnd leichtfertig scha^etzen sondern als zornzeichen Gottes halten ...

Zusammenfassend ist festzustellen, daß ein Flugblatt, das sich an eine möglichst breite Öffentlichkeit wendet, naturgemäß keine direkte Anrede eines bestimmten Menschen aufweist. Bestimmte Personenkreise dagegen werden, wie gezeigt wurde, sehr wohl direkt angesprochen und genannt. Auch ein mehr oder weniger konkreter Kreis von Gewährleuten wird genannt. Die indirekte Wendung an den Leser/ Zuhörer wird aber auch zum Teil genutzt, um ganz bewußt über den Einsatz pronominaler Anredeformen, etwa des *wir*, eine Gemeinsamkeit zwischen dem - meist anonymen - Verfasser des Textes und den potenziellen Lesern herzustellen. So etwa

Wir Christen aber sollen wachen und ba^ethen/ [...] / auf das wir mit den Gotlosen vera^echtern kainen thail haben/ [...] (E 2)

Dises vnnnd der gleichen zeichen lest vnns der almechtig Got an vielen orten sehen/ ob er vnserere hertzen ein mal dardurch bewegen/ vnd vnserere augen auff thun mo^ochte/ [...] (E 3)

Die sich zunächst objektiv gebende Information über ein Naturereignis wird also sehr wohl verbunden mit der direkten oder indirekten Wendung an diejenigen Leser, mit denen man sich verbunden weiß, hier speziell über den gemeinsamen Glauben.

3.1.6.4 Zusammenfassung

Im Verlauf dieses Teiles der Untersuchung wurde deutlich, daß im Untersuchungszeitraum in jeder der untersuchten Textsorten ein ganz spezifischer Einsatz der indirekten Wendung an den Kommunikationspartner stattfindet. Das deutet darauf hin, daß auch diesem Aspekt der sprachlichen Gestaltung der Texte große Aufmerksamkeit gewidmet wurde.

3.1.7 Selbstbezeichnungen

Eine Anrede oder ein Begriff, mit dem ein Sprecher sich selbst bezeichnet, kann zum einen der Definition der Position gegenüber dem anderen dienen und soll dem Gesprächspartner ein bestimmtes Bild von der eigenen Person vermitteln. Eine Selbstbezeichnung kann jedoch auch das Ergebnis einer Reflexion der eigenen Situation oder eines Urteils der anderen über die eigene Person sein.

3.1.7.1 Darstellung der eigenen Person oder Situation im Gespräch mit anderen - oder Selbstreflexion?

3.1.7.1.1 Das Fastnachtspiel

In dem Stück «Der Bauer und der Bock» des Hans Rosenplüt widerspricht die Aussage der Frau - «bin eine einfältige Frau» - zunächst der Tatsache, daß sie einen Plan ausgeheckt hat, den Bauern zu betrügen. Der Bauer denkt jedoch nicht daran, den Verlust des Bockes zu vertuschen: Er betont seine Ehrlichkeit mehrfach - und entlarvt gerade dadurch die Frau als einfältig.

Die sechs Frauen im «Eggenziehen» sehen sich sehr konkret als Personen. Entweder schildern sie ihre Eigenschaften

Das ich mich hie muß lassen straffen,
das macht, ich bin zu ungeschaffen
Und hab zu mal ein weites maul;
So bin ich sunst auch treg und faul
Und hab darzu ein krumen ganck,
So ist mir auchg de naß zu lanck,
Zwoi lange pein, ein krumen ruck,
Das hat mir heur verderbt mein geluck. (Egge, Z. 35ff.)

oder konkrete Erlebnisse:

Es hett sich einer mein untterwunden
Und wolt sich han zu mir verpunden,
Do sprach einer, der mir args gunt,
Ich hett ein eisen ab gerant
Und hett offt über die schnur gehauen... (Egge, Z. 45ff.)

In den Fastnachtspielen des Hans Sachs findet sich eine derartige Selbstbezeichnung nicht, eher werden Gemütsverfassungen geschildert. So etwa von der Bäuerin Grete:

Ach was sol ich Arme nur than!
Ich hab ein liederlichen Man. [...]
Nit wunder wer, das ich allein
Vor zoren sprung zu einem stein! (Kalb, Z. 1ff.)

Sie sieht jedoch schließlich ein, daß dieser Zorn nicht von Nutzen ist:

Was hilfft, das ich mich thu erbossen,
Dieweil gar nichtssen hilfft an dir;
Den gro^esten schaden thu ich mir,
Muß doch mit dir behangen sein... (Z. 322ff.)

Bei Jakob Ayrer wird von Jann und von Amator eine unterschiedliche Selbstdefinition - und Selbstbezeichnung - vorgebracht, die nicht nur auf eine unterschiedliche Selbsteinschätzung, sondern auch auf eine unterschiedliche Einschätzung der Position als Diener hinweist.

Amator sagt

Sag mir zuvor wer du denn bist.

Jann sagt

Deß Herrn Diener, deß das Haus ist,
Der bin ich und hab gholt ein Wein.

Amator sagt

Ich bin Knecht, gho^r in Hauß hinein,
Hab meiner Frauen ein Wein gholt. (Jann, Z. 327)

Die Position des Knechtes war bisher immer in Verbindung mit landwirtschaftlichen Berufen in Verbindung gebracht worden und wird hier direkt mit einem «städtischen» Beruf, mit dem des Dieners, kontrastiert. Daß Amator sich als *Knecht* bezeichnet, läßt eher auf eine bewußte Herabsetzung seiner Person schließen - um authentischer zu wirken? - als daß aus der Bezeichnung *Diener*, mit der sich Jann seine Stellung benennt, eine Selbstüberschätzung abzulesen wäre.

Auch das Selbstgespräch des Simplicius zu Beginn des Stückes zeigt, daß man nun beginnt, sich durch die Augen der anderen zu sehen:

Man helt mich fu^r ein weisen Man;
Doch hab ich warlich unrecht than,
Daß ich mir fu^r mein alten Leib
Hab gnommen so ein junges Weib... (Z. 1ff.)

Diese Wendung, die Meinung der anderen in die Selbsteinschätzung einzubeziehen, scheint bedeutend für die Rolle auch des einzelnen Individuums.

3.1.7.1.2 Die Briefe

Eine Selbstbezeichnung findet sich in den untersuchten Briefen vor allem im Abschiedsgruß bzw. in der Schlußformel. Auch hier kann die gewählte Form der Selbstbezeichnung Aufschluß über das Bild geben, das der Verfasser von sich hat oder das er dem Gegenüber vermitteln möchte.

Im Abschiedsgruß des Briefes von Peter Grundherr nennt der Verfasser lediglich seinen Namen, ohne Ausschmückung oder Angabe seiner Stellung o.ä.

Im Abschiedsgruß des Briefes an Willibald Pirckheimer gibt Albrecht Dürer seinen vollen Namen an.

Weibliche Briefschreiberinnen versehen ihren Nachnamen immer mit dem Suffix -in, das ein Indikator für die feminine Variante des Namens ist. Angegeben wird immer der volle Name, auch wenn es, wie im Fall der Briefe an Paulus Behaim, der Bruder bzw. der Neffe ist, an den der Brief gerichtet ist. Sind die Briefautorinnen verheiratet, so geben sie zusätzlich den Vornamen ihres Ehemannes an, also z.B. *Margareta Balthasar Paumgartnerin* oder *Lucia Andreas Letscherin*. Balthasar Paumgartner wählt bei der Verab-

scheidung zusätzlich seinen Ehestand, also *bräutigam* bzw. *hauswirt*, bevor er seinen vollen Namen schreibt.

Im Abschiedsgruß wählt Balthasar Paumgartner zusätzlich zu seinem Namen die Verwandtschaftsbezeichnungen. So etwa

D. gethreüer I. preuttigam Balthasar Paumgartner der jünger (Brief Nr. 9, S. 27)

oder

D. gethreüer I. haußwyrtt Balthasar Paumgartner (Brief Nr.101, S. 168)

Er betont hier, so scheint es, seine Position als Verlobter bzw. Ehemann, während seine Frau dies nie tut. Sie wählt für den Abschiedsgruß immer ihren Namen.

3.1.7.1.3 Einblattdrucke

Nur selten gibt sich der Verfasser eines Flugblattes zu erkennen. Wenn Namen genannt werden, so die des Druckers. Eine Ausnahme stellt E 5 dar, in der der Verfasser sich nicht nur namentlich zu erkennen gibt, sondern auch sein Studium nennt, dessen Abschluß ihn zum Tragen eines akademischen Titels berechtigt:

Diese jetzt erzelte wundergesicht vnnd zeichen sind von mir Georgen am wald der rechten Lcentiato Philosophie/ vnd beider artzneyen Doktor/ [...] zu Thonawerdt gesehen worden/ ...

3.1.7.2 Zusammenfassung

Zunächst findet man eine eindeutige, «materialistische» Definition für sich selber. Das bedeutet, daß man sich eher als Objekt denn als Subjekt mit eigenen Bedürfnissen und Empfindungen wahrnimmt. Man reflektiert also nicht die eigene Situation. Die Figuren der Fastnachtspiele werden nicht im Selbstgespräch gezeigt; das wird erst später gestaltet. In den Stücken des Hans Sachs reflektiert man die eigene Situation, nicht aber das Bild, das die anderen sich von einem machen. Die Reflexion über ein Selbstbild wird erst von Jakob Ayrer gestaltet, der dabei auch Selbstbild und das Bild der anderen gegenüberstellt. Ein besonders eindringliches Beispiel hierfür ist die Figur des Dieners Jann, der sich schließlich sogar beim Publikum vergewissert, wer er ist.

Dementsprechend gestaltet sich auch die Selbstbezeichnung oder wie man im Kontakt mit anderen von sich spricht. Die Briefautoren und -autorinnen erwarten schließlich geradezu, daß man von sich, von der eigenen Befindlichkeit erzählt. Auch in den Flugblättern wird der Leser/ Zuhörer mehr und mehr zu einer Bestimmung seiner eigenen Position aufgefordert, also auch dazu, sich als der Vertreter einer ganz bestimmten Gruppe zu bezeichnen.

3.1.8 Zusammenfassung: Form und Funktion der Anredeformen

Eine Untersuchung der Anredeformen ist kein Hinweis auf die an einem bestimmten Ort gesprochene Sprache, beinhaltet aber einen wichtigen Hinweis auf die allgemeinen gesellschaftlichen Zustände, überspitzt: auf das Menschenbild einer Epoche und seine eventuelle Entwicklung. Eine direkte Parallelisierung aller drei Textsorten ist naturgemäß in diesem Punkt nicht durchgängig möglich, da ja die Adressaten von Briefen und Einblattgedrucken unterschiedliche sind.

Das sprachliche Verhalten in Relation zur gesellschaftlichen Realität findet wohl am ehesten seinen Ausdruck in der Form der Anrede, die für die Herstellung oder das Aufrechterhalten des Kontaktes zum Gegenüber gewählt wird. So ist zum einen von Bedeutung, in welchem Rahmen die pronominalen Formen *du* und *ihr* gewählt werden. Ein weiterer wichtiger Aspekt ist jedoch auch, wie sich gezeigt hat, wann und in welcher Weise der Gesprächspartner mit seinem Namen - Vor- oder Nachname? - oder aber mit

einem Titel angesprochen wird, der seinen sozialen Stand wiedergibt oder ihn als zu einer bestimmten Berufsgruppe zugehörig ausweist.

Die pronominalen Anredeformen zeigen eine für diese Zeit ganz gewöhnliche und konstante Spaltung in die beiden Formen *du* und *ihr*. Sozial höher stehende Personen werden mit *ihr* angesprochen, Personen, die sozial gleichgestellt sind oder niedriger stehen, werden mit *du* angesprochen. Es fällt jedoch in der weiteren Entwicklung der Fastnachtspiele der unterschiedliche Gebrauch dieser beiden Formen auch bei einer engen Verbindung zwischen einem ranghöheren und einem rangniederen Sprecher auf: Es bleibt bei der Anrede *ihr* für den sozial höher Stehenden, der sozial höher Stehende spricht den niedriger Stehenden mit der weniger distanzierten Form *du* an. Eine soziale Distanz wird also gewahrt, die allerdings, wie gezeigt wurde, im Affekt sehr wohl auch einmal unterschritten werden kann. Unbewußt kann also, wie dies in den Theaterstücken gezeigt wird, auch gegen die Konvention des Gebrauches verstoßen werden. In zunehmendem Maße aber werden später bewußt die beiden unterschiedlichen Formen der pronominalen Anrede auch eingesetzt, um dem Gegenüber die Wertschätzung oder aber die Geringschätzung des Sprechers deutlich zu machen. Hierbei beruht die Wertschätzung des Gegenüber, die im Gebrauch des *ihr* zum Ausdruck kommt, im Laufe der Entwicklung auf unterschiedlichen Voraussetzungen. So ist es zunächst die Position innerhalb einer streng gegliederten Hierarchie, schließlich der materielle Wohlstand, der Anerkennung erheischt.

Als nominale Anredeformen werden Titel, Berufsbezeichnungen oder Verwandtschaftsbezeichnungen ebenso wie Eigennamen genutzt. Wichtig ist als Ergebnis letztendlich, welche Formen der nominalen Anrede wann benutzt werden, und was daraus für die Verwendung von Sprache in der untersuchten Gesellschaft zu schließen ist.

Zunächst sind es Berufs- oder Standesbezeichnungen, die das Bild beherrschen. In zunehmendem Maße werden dann Eigennamen verwendet, bis nur noch im Personenverzeichnis eine Charakterisierung der Personen erfolgt. Wobei der Einsatz hierbei offenbar mit der sozialen Position des Angesprochenen korrespondiert: Sozial höher stehende Personen werden weniger mit einem Eigennamen, häufiger jedoch mit ihrem Titel oder der Höflichkeitsform *Frau* bzw. *Herr* angesprochen. Sozial gleichrangige oder niedriger stehende Personen werden zunächst vor allem mit ihrem Berufsstand, später mit dem Eigennamen angesprochen. In der dritten Gruppe von Fastnachtspielen finden sich häufig lateinische Übersetzungen von Namen, die in sich bereits sprechende Namen sind. Mit ihnen werden die Figuren unabhängig von ihrer gesellschaftlichen Position benannt. Eigennamen dienen schließlich also sowohl zur Konstituierung der eigenen Persönlichkeit wie auch zur Identifizierung von anderen Menschen - oder des mit ihrem Namen bezeichneten Eigentums -, die ohne Nennung des Namens im Extremfall nicht möglich ist. Es wird über den Namen nicht nur eine Position in der Gesellschaft (Hans Rosenplüt), sondern eine eigene Individualität (Hans Sachs), sogar eine bestimmte charakterliche Eigenheit (Jakob Ayrer) zugewiesen. Eine Gegenüberstellung mit den Aufzeichnungen des Scharfrichters Franz Schmidt hat gezeigt, daß es, zumindest in bestimmten Bevölkerungsschichten, offenbar durchaus üblich war, einen zweiten «Spitznamen» zu verleihen, der den Charakter oder die Position des Namensträgers versinnbildlichte.

Titel sind zunächst ein Ausdruck für die Stellung innerhalb einer sozialen Hierarchie, dann für die Demonstration von Wissen, d.h. Bildung. In der Anrede von Briefen findet sich auch ein Unterschied zwischen der in der Adresse gewählten Form, die durchaus die Nennung des vollen Titels beinhalten kann, und der Anrede, mit der der Adressat angesprochen wird.

Verwandtschaftsbezeichnungen haben sich als bedeutsam erwiesen, was die Charakterisierung der Position z.B. von Ehepartnern angeht. Daß die verwandtschaftliche Bezie-

hung, in der z.B. der Verfasser eines Briefes zum Adressaten steht, im Abschiedsgruß immer angegeben wird, und sei es nur in einer Abkürzung, deutet darauf hin, daß man insgesamt darauf bedacht war, seiner Position, seiner Verbindung mit dem Adressaten einen Ausdruck zu verleihen, sie nach außen hin kund zu tun. Es werden schließlich jedoch auch andere, sehr individuelle Bezeichnungen beispielsweise für den Ehepartner gewählt.

Auch die indirekten Formen der Anrede waren offenbar im Untersuchungszeitraum von großer Bedeutung. So wurde auf die Gestaltung der Adressen von Briefen sehr große Aufmerksamkeit gewendet. Man nutzt auch hier die Möglichkeit, den Adressaten freundlich zu stimmen, obwohl man ihn ja in der Adresse nicht direkt anspricht, sondern gewährleisten möchte, daß das Schreiben seinen Empfänger richtig erreicht. Kontrastieren die direkte Anrede, die einer Person gegenüber gewählt wird, und die Form, in der man sich Dritten gegenüber über dieselbe Person bzw. Personengruppe äußert? Eine Betrachtung der Fastnachtspiele unter diesem Aspekt hat gezeigt, daß dies ganz offenbar der Fall ist, daß also durchaus dem anderen eine bestimmte Einschätzung seiner Person vermittelt werden soll, die man im Gespräch mit anderen nicht in dieser Form zum Ausdruck bringt.

Selbstbezeichnungen werden in den Fastnachtspielen erst später vor allem im Selbstgespräch, zunächst jedoch vor allem gegenüber einem anderen zur Charakterisierung der eigenen Position oder Funktion eingesetzt. In den Briefen haben sie anscheinend die Funktion, der eigenen Position Ausdruck zu verleihen. In bezug auf die Einblattdrucke läßt sich hier angesichts der wenigen konkreten Beispiele keine Aussage machen, welche Funktion eventuelle Nennungen des eigenen Namens hat.

Wichtig ist zum einen also die Darstellung der Anredeformen und ihres Gebrauches in den untersuchten Textsorten. Auf diese Weise konnte der Gebrauch im Theater dem Gebrauch in der Realität gegenübergestellt werden. Von Bedeutung ist aber nicht zuletzt auch die soziale Funktion der Anredeformen.

Ein Aspekt ist hierbei sicher der Wandel der Anredeform im Laufe der Zeit: Der Name gewinnt in der Anrede für niedriger stehende Personen gegenüber der Berufsbezeichnung an Bedeutung. Höher stehende Personen werden dagegen zunächst mit Namen, später dann vor allem mit ihrem Titel angesprochen.

Im folgenden sollen zusammenfassend eventuell schichtenspezifische Eigenheiten der Anrede dargestellt werden.

Vor allem in den höheren Schichten achtet man auf eine höfliche Anrede. Die Bäuerin Grete ist ein Beispiel dafür, daß Höflichkeit auch gegenüber höher stehenden Personen in Momenten starker Emotion, also etwa im Zorn, auch einmal auf der Strecke bleibt, während dies bei Mitgliedern einer sozial höheren Schicht weniger der Fall ist. Hier werden auch gleichrangige Personen gehrzt, was in den unteren Schichten nicht der Fall ist. Doch achtet man auch hier im Prinzip auf eine höfliche Anrede.

Insgesamt lassen die aufgezeigten Beobachtungen den Schluß zu, daß nicht zuletzt die Anredeformen ein sehr wichtiges und durchaus gebräuchliches Mittel zum Ausdruck der im Untersuchungszeitraum herrschenden sozialen Dynamik waren.

In bezug auf die Stücke als Theatertexte ist eine zunehmende Individualisierung der dargestellten Figuren festzustellen, was auf eine veränderte Wahrnehmung des Menschen auch in der Realität hinweist: Er wird offensichtlich zunehmend als eigenständige Persönlichkeit betrachtet. Insgesamt läßt sich eine Aufweichung vordem gültiger und nicht hinterfragter Strukturen konstatieren, eine immer größere Individualisierung von Menschen und Beziehungen findet ihren Ausdruck. Insgesamt zeigen sich die sozialen Grenzen zunehmend durchlässiger: Auch diejenigen, die eher am unteren Ende der Skala der

sozialen Ränge zu finden sind, wie etwa Diener, erlauben sich schließlich ein eigenes, persönliches Urteil über die Mitmenschen, mit denen sie in Kontakt treten, drücken ihre Wertschätzung oder Mißachtung dem anderen gegenüber nicht zuletzt in der Anrede aus. Auch der Einsatz von Eigennamen, der weiter oben beschrieben wurde, deutet auf eine «demokratischere Behandlung» der Figuren hin: Dem Knecht wie dem Herrn wird ein Name gegeben, der z.T. Eigenschaften, auch negative, benennt. Die Theatertexte sind, in der feinen Strukturierung der Anredeformen, offenbar ein Spiegel der Realität.

3.2 Bauer, Bürger, Edelmann...

3.2.1 Der Adel

3.2.1.1 Die Situation des Adels

Der sogenannte höhere Adel hatte die führenden Positionen im Kriegswesen, im Dienst bei den Fürsten, in der Diplomatie und am Kaiserhof inne. Er besaß auch genügend Reichtümer, um beispielsweise bei den höfischen Turnieren zu prunken. Im 16. Jahrhundert bildete sich der Hofadel heraus, der sich ständig in der Nähe des Kaisers oder des Landesfürsten aufhielt.

Der niedere Adel dagegen verarmte zusehends durch Einkommenseinbußen. So wurden etwa die Abgaben der Bauern in Geld umgelegt und verloren auf diese Weise durch die ständige Geldentwertung an Wert. Außerdem büßte der Adel die angestammten Funktionen auf vielen Gebieten ein, so etwa im Rechtswesen auf dem Bereich des Kriegsdienstes. Mit dem wirtschaftlichen Niedergang verbunden war häufig auch ein Verlust der gesellschaftlichen Stellung. Vielfach kreuzten sich daher die Wege der Adligen und des Bauernstandes. Ein Ausweg war für viele Angehörige des niederen Adels das Raubrittertum, das im krassen Gegensatz zum ursprünglichen Ideal des christlichen Ritters stand. Auch die Tatsache, daß vielfach nicht mehr der den Bauern zugesagten Schutzverpflichtung nachgekommen werden konnte, trug sicher zu einem starken Verlust an Sozialprestige bei. Ein Ausweg war der Eintritt in den landesfürstlichen Dienst, das zu einer Entwicklung des Beamtenadels führte.

Bezogen auf die Reichsstadt Nürnberg, ist zum einen sicher die Schwierigkeit, ständig zwischen den Verpflichtungen Kaiser und Landesfürsten gegenüber zu lavieren, einzu-beziehen. Einzugehen ist an dieser Stelle aber auch auf die Entwicklung des Burggrafentums, da ja mit diesen Vertretern des Adels die Stadtbevölkerung Nürnbergs am unmittelbarsten in Berührung kam.

Der Ursprung des Burggrafenamtes ist zweifellos militärischer Natur. [...] Ihre Hauptaufgabe war zu der Zeit, als das Amt geschaffen wurde, die Bewachung und Verteidigung der königlichen Burg. Wann genau die Burggrafen die Kaiserburg räumen mußten, läßt sich aus den Quellen nicht mehr erschließen. Im Jahr 1273 besaßen die Burggrafen jedenfalls längst nicht mehr das Kommando über die Nürnberger Reichsburg und waren auf eine eigene Burg neben der Kaiserburg verdrängt worden. [...] Eminent wichtig war jedoch in jedem Fall der Charakter ihres Lehens als unmittelbares Reichslehen, was bedeutete, daß sie niemals zu weltlichen Fürsten in einem Vasallenverhältnis standen und niemand außer dem Reichsoberhaupt Heeresfolge von ihnen verlangen konnte. [Es] kann festgehalten werden, daß der Titel eines Burggrafen nicht mit einem fest umrissenen Kompetenzbereich zu verknüpfen ist. Die lokalen Unterschiede erlauben es nicht, einen verbindlichen Katalog der allgemeinen Rechte und Pflichten des Burggrafenamtes aufzustellen. [...] In Nürnberg selbst begann man noch vor dem Jahr 1192, dem Wechsel des Burggrafenamtes von den Raabern auf die Zollern, im Auftrag von Friedrich Barbarossa mit dem Bau einer neuen Burg, der heutigen Kaiserburg. Die Burggrafen wurden mit der Hut dieser Burg aber nicht mehr betraut. Sie behielten ihre alte, westlich an die neu erbaute Kaiserburg grenzende Festung, die sie im Jahr 1267 erstmalig als *nostra residentia* bezeichnete, und die sie bis zum Verkauf an die Stadt Nürnberg (1427) auch häufig bewohnten. Als ständiger Aufenthaltsort wurde ihre namengebende Burg

ihnen aber wegen der permanenten Auseinandersetzungen mit der Stadt Nürnberg bald zu unsicher. Sie war neben einigen kleineren Abgaberechten in Nürnberg ihr eigentliches Belehnungsobjekt. (Twellenkamp, 1994, S.11)

Auch unter rein wirtschaftlichem Aspekt betrachtet, bildeten die aus der Stadt Nürnberg gewonnenen Einnahmen eine wichtige - und solide - Quelle.

Die exakt festgelegten Gewinne aus den 1273 verbrieften Einnahmen und Abgaben vom Land- und Stadtgericht, den Handwerkern und dem Reichswald dürften nicht sehr hoch gewesen sein und diejenigen vergleichbarer Territorialherren nicht wesentlich überschritten haben. Die Finanzstärke den Burggrafen wird also auf eine Einnahmequelle zurückzuführen sein, die analog zu ihrem wirtschaftlichen und politischen Aufstieg stetig angewachsen ist. Ihr Geleitsrecht, das - durch die topographische Lage bedingt - in Nürnberg besonders rentabel war, wird wohl ein nicht zu unterschätzender Faktor im Spektrum der burggräflichen Einnahmequellen gewesen sein. (Twellenkamp, 1994, S. 19)

Gerade das Geleitsrecht respektive seine fiskalische Nutzung war jedoch einer Hauptstreitpunkte zwischen der Stadt Nürnberg und den Burggrafen.

Die verkehrsgünstige Lage der Reichsstadt bedingte also sowohl ihren Weg in die wirtschaftliche Spitzenposition unter den deutschen Reichsstädten als auch den sich dazu parallel vollziehend Aufstieg der in stetiger Konkurrenz zu ihr agierenden Burggrafen.

Im Juni 1313 ließ Heinrich VII. in Pisa mehrere Urkunden für die Stadt Nürnberg ausstellen, durch die sie in ihrem Verhältnis zu den Burggrafen stark begünstigt wurde. In einer Urkunde vom 11. Juni wurde unter anderem bestimmt, daß der Nürnberger Schultzeiß das Geleitsrecht auf den Reichsstraßen in der näheren Umgebung Nürnbergs ausüben sollte. [...] Der konjunktivisch formulierte Passus dieser Urkunde muß aber wohl eher als Absichtserklärung und angestrebte Norm denn als tatsächlicher Rechtszustand angesehen werden. [...] Mit welcher zäher Hartnäckigkeit das Geleitsrecht oft verteidigt wurde, zeigen die systematisch erweiterten Ansprüche, die von seiten der Burggrafschaft in ganz Franken erhoben wurden, und die sich bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts hinziehenden Streitigkeiten um dieses Hoheitsrecht zwischen dem Bistum Würzburg und dem Haus Brandenburg. Im Jahr 1427 verkauften die Burggrafen nach der Zerstörung ihrer Burg in Nürnberg alle Rechte, die sie bis dahin dort besessen hatten, an die Stadt; das einträgliche Geleitsrecht ließen sie sich jedoch nicht nehmen. Dieses Recht stellte immer eine bedeutende Einnahmequelle für den Landesherren dar, zumal dann wenn sich auf dessen Territorium der Verkehr ganz Europas konzentrierte. (Twellenkamp, 1994, S. 21)

Es zeigt sich also, daß gerade die wirtschaftliche und kulturelle Stärke zwar Nürnberg in die Lage versetzte, seine Position gegenüber den Burggrafen zu behaupten. In Fällen wie dem des Geleitsrechtes war jedoch offenbar keine Einigung zugunsten der Stadt möglich.

Welche Gestalt hatte demgegenüber die städtische Regierung? Eine inhaltliche Entwicklung des Fastnachtspiels hin zu einer Darstellung des städtischen Lebens wird nicht zuletzt durch die Figur des Bürgermeisters als Stadtoberhaupt verkörpert, die Jakob Ayrer in seinen Texten neu einführt. Wie war die Position des Bürgermeisters bzw. der städtischen Regierung in der Realität bestimmt, wie wurde er z.B. gewählt?

Spätestens seit Ausgang des 14. Jahrhunderts - in den entscheidenden Punkten schon seit dem Zunftaufstand von 1348 - lag die gesamte öffentliche Gewalt in den Händen patrizischer Familien, die nach und nach die letzten Reichsämtler übernommen hatten, bis diese schließlich über sie an den Rat kamen. (Weiß, 1980, S. 32)

Auf die Zusammensetzung des Rates, auch auf die Verfestigung des ehemaligen Ratsregimentes infolge des Handwerkeraufstandes wird im folgenden Kapitel, das sich mit der städtischen Bevölkerung auseinandersetzt, näher eingegangen werden. Im Zusammenhang dieses Kapitels ist von Interesse, wie die städtische Regierung sich formierte.

Legislative, Exekutive und Jurisdiktion in Stadt und Land - mithin das Gesamtregiment in seinen entscheidenden Positionen - lagen ausschließlich in Händen des *inneren*,

kleinen bzw. *patrizischen Rates* (kurz «*Magistrat*» genannt), dessen Kreis von 34 Mitgliedern die 26 Bürgermeister und die 8 alten Genannten stellte. Die 26 Bürgermeister - 13 ältere und 13 jüngere - regierten paarweise je 26 Tage (= 4 Wochen), wobei der ältere Bürgermeister den Ratssitzungen, der jüngere dem Bürgermeisteramt (Gericht) vorstand. 13 Bürgermeister saßen als «*consules in specie sic dictos*» auf der Bürgermeisterbank, die anderen 13 als «*scabini*» auf der Schöffenbank des peinlichen Hals- oder Indizgerichtes. - Den Ratsausschuß bildeten die 13 älteren Bürgermeister und die vier ersten («*vordersten*») alten Genannten, die 7 (Dienstältesten aber als sogen. «*ältere Herren*» den *inneren geheimen Rat*. In Händen dieses Collegium septemvirale (Septemvirat) lagen die wichtigsten Staatsgeschäfte; sein enger Kreis von 7 Mitgliedern stellte die eigentliche Regierung dar. (Weiß, 1980, S. 33)

Deutlich wird also zum einen eine genaue Aufteilung der Regierungsaufgaben, zum anderen aber, bei aller Umsicht und Sorge für das Wachsen der Stadt, eine relativ strikte Abgrenzung der Regierenden von der «gewöhnlichen» Bürgerschaft.

3.2.1.2 Die Sprache des Adels im Kontakt mit den anderen Sprecherschichten

Zu Beginn des Untersuchungszeitraumes ist neben dem König der Adel als weltliche Obrigkeit für die Bevölkerung von Bedeutung, später die Regierung bzw. der Rat der Stadt, in diesem Fall Nürnbergs. Von diesen zwei Aspekten der weltlichen Obrigkeit auszugehen scheint insofern sinnvoll, als sie in der Entwicklung der untersuchten Theatertexten ganz offenkundig werden.

Im Fastnachtspiel wird zunächst, wo Adelige selber auftreten, die Abhängigkeit innerhalb der Feudalgesellschaft thematisiert. Thema ist also die wirtschaftliche Beziehung zwischen Lehnsherr und Pächter; die Schutzpflicht gegenüber dem Lehensnehmer bleibt in diesem Zusammenhang ausgespart, ist also auch kein Thema im Gespräch. Unterschiede im Gespräch mit den doch unterschiedlichen Schichten ergeben sich nicht auf der phonologischen oder der syntaktischen Ebene, sondern vielmehr auf der Ebene des Wortschatzes. Die Anrede des Bauern bzw. das Sprechen über ihn führt zu einer unterschiedlichen Benennung bzw. Anrede. Auch werden im Gespräch mit den anderen «Herren» Beispiele aus der Bibel für die Beeinflussbarkeit des Mannes durch die sexuelle Anziehung der Frauen zitiert - in der Sache wird also dasselbe Thema behandelt wie im Gespräch mit der Frau, doch ist der Akzent ein anderer.

In den Fastnachtspielen des Hans Sachs treten keine Adelige auf, es werden auch keine Mitglieder der städtischen Regierung gezeigt.

In den von Jakob Ayer verfaßten Fastnachtspielen übernimmt der Bürgermeister die Rolle der weltlichen Obrigkeit. Er ist die Instanz, vor der Rechtsstreitigkeiten der Bürgerschaft entschieden werden, die sich - auch - aus der Nichteinhaltung von Vorschriften oder Gesetzen ergeben, und ist so ein Garant für Recht und Ordnung. Die Gesetze müssen dabei von jedem eingehalten werden - Selbstjustiz wird bestraft, allerdings erheblich milder als das eigentliche Vergehen. Wo hier ein Einblick in die städtische Hierarchie gegeben wird, ist diese nach Möglichkeit zu berücksichtigen. So nimmt etwa neben der Figur des Bürgermeisters die Figur des Stadtschreibers als rechte Hand des Bürgermeisters den Bürgern oder dem Bauern gegenüber eine höhere Position ein, wiewohl er ihnen ansonsten gleichgestellt ist.

Im späten Fastnachtspiel werden also andere Gesprächskonstellationen gezeigt als im frühen. Die Sprache des Bürgermeisters weicht dabei vor allem durch die Distanz zu den «gewöhnlichen» Bürgern, die etwa in der Anrede zum Ausdruck kommt, von der durch diese gewählten Sprache ab.

Die untersuchten Beispiele der von Adeligen verfaßten Briefliteratur demonstrieren den Versuch, einen standesgemäßen Lebenswandel aufrecht zu erhalten. Auf der sprachlichen Ebene sind die untersuchten Briefe zunächst durch eine übertrieben höfliche, daher

eher distanziert wirkende Anrede charakterisiert. Der Wortschatz bezieht sich auf die für die Wahrung eines standesgemäßen Lebens notwendigen Angelegenheiten, nicht jedoch auf Privates. An dieser Stelle wird die Syntax neben dem Bereich des Wortschatzes zu einem Charakteristikum: Die Ordnung der Texte weist vor allem Satzgefüge auf.

Der Text des einzigen von einem Adligen verfaßten Einblattdruckes dient zum einen der Information einer möglichst großen inhomogenen Leser- bzw. Zuhörerschaft über eine außergewöhnliche Himmelserscheinung. Zum anderen aber wird aber auch hier sozialer Status repräsentiert: Die Bildung wird ebenso betont - und als Qualifikation für die Interpretation des Erlebten betrachtet - wie das Vorhandensein einer offenbar recht zahlreichen Dienerschaft. Was die anderen, inhaltlich und sprachlich relevanten Charakteristika angeht, so unterscheidet sich dieser Text nicht von den anderen, «bürgerlichen» Einblattgedichten. Auch die Syntax - genauer: die Satzform -, sonst symptomatisch für die unterschiedlichen Sprachvarianten, differenziert nicht: Es überwiegen Satzgefüge.

Der Adel nutzt also insgesamt die unterschiedlichen Textsorten zum Kontakt mit unterschiedlichen Schichten. Das Stehen in der Öffentlichkeit bestimmt durchgängig die Äußerungen. Die Themen sind insgesamt unterschiedlich, in jedem Fall aber sind die Privatsphäre wie auch Religion nicht die relevanten Themen des Gespräches bzw. Schreibens. Behandelt wird der Standeserhalt, weniger der «Beruf». Auch dort, wo Bürger in einem hohen sozialen Rang gezeigt werden, ist dieser Aspekt hervorstechend. Erst das Fastnachtspiel des Jakob Ayrer wird um den familiären Aspekt bereichert. In bezug auf den einzigen von einer höhergestellten Person verfaßten Einblattgedicht ist wichtig, daß - wie in den anderen Fällen auch - dieser Adlige kein Fachmann ist, das Thema zwar keine inhaltlichen Differenzen zu den anderen Einblattgedichten aufweist, aber nicht dem alltäglichen Umfeld des Autors entstammt.

Auf der sprachlichen Ebene ergibt sich insgesamt aus den unterschiedlichen behandelten Themen die Benutzung eines unterschiedlichen Wortschatzes. Ein geringer Umfang dialektaler Elemente auf der phonologischen Ebene wie auch auf der Ebene des Wortschatzes ist durchgängig zu erkennen. Besonders augenfällig ist hierbei die Anrede, durch die eine Distanz zu den anderen sozialen Schichten hergestellt und gewahrt wird: Die Adligen wie auch der Bürgermeister werden geehrt bzw. mit einer höflichen Anrede bedacht - etwa *ehrnvester herr* -, sie selbst dagegen duzen ihre Gesprächspartner und benennen sie meist nicht einmal mit ihrem Namen. Eine Ausnahme ist eine besondere Höflichkeit der Anrede im Umgang mit gleichgestellten Personen, durch die auch gegenüber Angehörigen desselben Standes Distanz gewahrt wird. Die Rede wird vorwiegend in großen Teilen konstruiert, es finden sich eher Begründungen und Erklärungen als spontane Gespräche, die einen flexiblen Satzbau aufweisen würden. Dies wird vor allem in bezug auf die Briefe deutlich; was die Fastnachtspiele angeht, so kann in bezug auf die Satzkonstruktion nur auf die Bindung an Reim und vor allem auf das Versmaß verwiesen werden. In der Sprache des Adels ist die Wiedergabe der phonologischen Elemente wie auch die relativ komplexe Syntax in den untersuchten Textsorten konstant.

Das Kommunikationsverhalten des Adels ist, sieht man von der Syntax im Fastnachtspiel ab, doch ziemlich homogen, wenn man die untersuchten Textsorten vergleicht. Dies läßt darauf schließen, daß der Adel - besser: die weltliche Obrigkeit - ein eher unflexibles Sprachverhalten zeigt.

3.2.2 Die Stadtbevölkerung

3.2.2.1 Die Situation der Bürgerschaft

An der Wende zur Neuzeit existiert bereits ein breites Spektrum an Städten, von Reichs- und Residenzstädten bis hin zu Ackerbürgerstädten, deren Bewohner zum Großteil von Ackerbau und Viehhaltung lebten, die nicht nur im Umland, sondern auch in der Stadt selbst betrieben wurden.

Wichtig sind für eine Untersuchung des Sprachgebrauchs sicher auch Bevölkerungszahl und die soziale Struktur der jeweiligen Stadt. Hieraus kann z.B. abgeschätzt werden, ob angesichts etwa einer sehr geringen Anzahl von Bewohnern diese gut miteinander bekannt gewesen sein müssen, ob es Kontakte nach außen gab und wie diese sich gestalteten. Genaue Angaben sind im Falle Nürnbergs zwar nicht möglich, doch können ungefähre Zahlen genannt werden, die zur Erhellung und zum Verständnis auch der sozialen Dynamik beitragen. Zu Beginn des untersuchten Zeitraumes, also um 1450, hatte Nürnberg 30.131 Einwohner, eine Angabe, die auf einer Lebensmittel- und Volkszählung anlässlich des 1. Markgrafenkrieges 1449 beruht. Für die Jahrhundertwende und die Reformationszeit finden sich differierende Angaben, die jedoch zu einer Anzahl von ca. 40.000 Einwohnern führen. Diesem «Haben» an wirtschaftlicher und kultureller Kraft, das sicher mit durch dieses Bevölkerungswachstum erreicht wurde, steht auf der «Soll»-Seite die Vertreibung der 200 Personen zählenden jüdischen Gemeinde gegenüber, der drittgrößten in Deutschland nach Worms und Frankfurt. Sie fand 1499 ihren Abschluß, die jüdischen Liegenschaften wurden vom Kaiser der Stadt überlassen und an Bürger weiterverkauft.

Nach ständischen Gesichtspunkten gliederte sich die Nürnberger Bevölkerung in fünf Gruppen, wobei die Einordnung durch die Zugehörigkeit zum Inneren oder Äußeren Rat und die dort erreichten Würden sowie zu den Ehrbaren, Handwerkern oder Tagelöhnern bestimmt wurde. Die erste Gruppe bildeten die ratsfähigen Geschlechter, die seit dem 16. Jahrhundert als Patriziat bezeichnet wurden. Zur zweiten Gruppe gehörten die Groß- und Fernhandelskaufleute, soweit sie ein Genannte des Größeren Rats waren und ein ererbtes Geschäft mit eigenen Geldmitteln auf ihre Gefahr betrieben; [...] Zur dritten Gruppe gehörten Kauf- und Handelsleute, die ebenfalls Genannte, aber weniger reich oder als Angestellte tätig waren. Ihnen wurden auch die seit 1370 dem Inneren Rat angehörenden acht angesehenen Handwerker aus den für die Stadt besonders nützlichen Gewerben zugerechnet. Die vierte und fünfte Gruppe bildeten, abgestuft entsprechend ihrer Zugehörigkeit zu den Genannten und ihren Funktionen innerhalb des Gemeinwesens, die erst kurz zuvor selbständig gewordenen Handelsleute, Angestellten, Krämer, die unselbständigen Handwerker bzw alle übrigen Einwohner der Stadt. Die eigentliche Unterschicht setzte sich aus den Kranken, Obdach- und Arbeitslosen, den Arbeitsunfähigen und Bettlern zusammen. (Gerlich, A./ Machilek, F., 1997, S. 662)

Das Patriziat, der kleine Kreis der Ratsfamilien, suchte sich offenbar ganz bewußt von der Bürgerschaft abzusetzen.

Der in Nürnberg politisch, verwaltungsmäßig und gerichtlich führende und die entstehenden oberen Stadtämter besetzende Personenkreis ist seit Mitte des 13. Jahrhunderts faßbar. [...] Um 1300 wuchsen die beiden je 13 Personen umfassenden, regelmäßig von denselben Familien besetzten Kollegien von Ratsmännern und Schöffen zum Kleinen oder Inneren Rat von 26 Mitgliedern zusammen. [...] Der Kreis der Familien, aus denen sich der Rat ausschließlich rekrutierte, war von Anfang an begrenzt; er umfaßte durchschnittlich 32 bis 35 Familien. (Gerlich, A./ Machilek, F., 1997, S. 659)

Insgesamt gesehen also eine recht streng gegliederte städtische Gemeinschaft, wobei gerade die untere Schicht sehr inhomogen war. Eine Untersuchung der dramatis personae der Fastnachtspiele zeigt jedoch, daß durchaus nicht alle Schichten der städtischen Bevölkerung vorgeführt werden.

Wie aus dem oben gesagten deutlich wird, trugen zur kulturellen und wirtschaftlichen Stärke maßgeblich zwei Gruppen der Bevölkerung bei: die Handwerker und die Kaufleute.

te. An dieser Stelle sollen deshalb die besonderen Rechte der Kaufleute und der Handwerker aufstand des Jahres 1348 nicht unerwähnt bleiben.

Die Bedeutung Nürnbergs als Handelsstadt wird bereits sehr früh deutlich:

Bereits 1112 war Nürnberg in ein von westdeutschen Reichsstädten um Worms gebildetes Privilegiensystem eingegliedert. Wenig später zeigt eine von Kaiser Barbarossa ausgestellte Urkunde, daß die Nürnberger Kaufleute Sicherheit und freien Handel im ganzen Reich zugesprochen erhielten; Nürnberg war damals schon um diese Zeit eine Transit-Handelsstadt. (Schemmer, 1997, S. 905)

Die Entwicklung der Handelswege von Nürnberg aus genauer zu beschreiben, ist an dieser Stelle nicht angebracht. Wichtig ist jedoch zu betonen, daß bereits im 15. Jahrhundert «der Nürnberger Handel alle Wirtschaftsräume Europas [umfaßte], und im 16. Jahrhundert Nürnberg die Metropole des mitteleuropäischen Handels [war].» (Schemmer, 1997, S. 908)

Die zweite Stütze für die Bedeutung Nürnbergs war das Handwerk. Trotzdem war die wirtschaftliche Bedeutung der Handwerker in der Stadt Nürnberg größer als ihr politischer Einfluß auf Verwaltung und Politik der Stadt. Am 4. Mai 1348 brach daher ein Aufstand aus, getragen in der Hauptsache von Mitgliedern der Ehrbarkeit, die den von den alten Geschlechtern getragenen Rat stürzen und für sich selbst mehr Mitbestimmungsmöglichkeit erlangen wollten.

Die Herrschaft des Aufruhrates dauerte nur rund ein Jahr: Nach der Aussöhnung mit den Wittelsbachern Ende Mai 1349 setzte der König bereits im Juli 1349 die alten Geschlechter wieder in ihr Regiment ein. [...] Unter dem Eindruck des erfolgreichen Augsburger Zunftaufstandes von 1368 kam es in Nürnberg 1370 zu der [...] Einsetzung von acht neuen ständigen Mitgliedern des Inneren Rates aus den für die Stadt besonders wichtigen Handwerken [...] Auch bei ihnen handelte es sich nicht um einfache Handwerker, sondern zum überwiegenden Teil um große Gewerbetreibende. Diese konnten zwar nicht Frager werden, hatten aber in den Ratssitzungen, an denen sie teilnahmen, volles Stimmrecht und gewannen vor allem durch den aus ihrer Reihe bestellten Losunger von den Handwerkern mit dem Recht der Rechnungsprüfung Einfluß im Rat. (Gerlich, A./ Machilek, F., 1997, S. 664)

Nach der Niederschlagung des Aufstandes der Handwerker besaß Nürnberg eine patrizische Verwaltung, die Herrschaft über die Stadt lag allein in der Hand der Geschlechter. Dies führte auch dazu, daß man beispielsweise die Haltung neu zugezogenen Handwerkern und Gewerbetreibenden gegenüber den wirtschaftlichen Erfordernissen anpaßte, sich im Prinzip aber eher zögerlich und prüfend verhielt.

Es zeigt sich also auch an diesen zwei Punkten ganz deutlich die doch sehr starre Schichtung der Nürnberger Gesellschaft: Politischer Einfluß mußte nicht unbedingt mit der Bedeutung für die Gesellschaft oder gar mit der Anzahl der zu einer bestimmten Schicht gehörigen Menschen zusammenhängen.

3.2.2.2 Die Sprache der städtischen Bevölkerung im Kontakt mit anderen Sprecherschichten

In den Fastnachtspielen treten Bürger erst in der Mitte des Untersuchungszeitraumes, also in den Stücken von Hans Sachs auf. Auffällt, daß Sachs die bürgerlichen Figuren, die lediglich in einem der untersuchten Texte auftreten, in einer gänzlich anderen Situation zeigt als die Bauernfiguren in den anderen Stücken. So wird in einem Fall auch die Rolle des Pfarrers von einem Bürger übernommen - im Gegensatz zu den anderen Stücken, wo «leibhaftige» Pfarrer mit den Bauern sprechen. Dies bedeutet auch: Wo bei Hans Sachs bürgerliche Figuren sprechen, sind sie «unter sich». Die Themen des Fastnachtspiels in bezug auf die Bürger wandeln sich in der Folge bzw. beziehen nach dem zunächst betonten privaten Bereich, etwa Eifersucht, auch den öffentlichen Bereich, das berufliche Le-

ben und die materielle Absicherung des Lebens, ein. So spielen die untersuchten Fastnachtspiele des Jakob Ayser durchgehend im bürgerlichen Milieu oder schildern zumindest einen Weg auf das bürgerliche Leben zu oder einen Vergleich des Landlebens mit dem städtischen Leben. Das heißt auch, daß, was vorher nicht der Fall war, eine Schichtung innerhalb des Bürgertums ansatzweise sichtbar wird.

Briefe werden von Bürgern von Beginn des Untersuchungszeitraumes bis hin zum Briefwechsel der Paumgartners - zum Austausch von Informationen verfaßt. Allerdings ist der Inhalt dieser Informationen unterschiedlicher Natur: Themen des privaten und öffentlichen - sprich: beruflichen - Lebens nehmen einen unterschiedlichen Raum ein. So läßt sich zeigen, daß zunächst die Männer mehr über berufliche Themen schreiben, die Frauen dagegen mehr über private Themen. Dieser Anteil jedoch verschiebt sich im Lauf der Zeit. Balthasar Paumgartner schließlich hat, so wird deutlich, mindestens ebenso großes Interesse an Gesundheit und Wohlergehen seiner Familie wie am reibungslosen Ablauf seiner Geschäfte - wie umgekehrt seine Frau mindestens ebenso gewissenhaft für die Fortführung der Geschäfte sorgt, wie sie an familiären Angelegenheiten und der Wiederherstellung der Gesundheit ihres Mannes interessiert ist.

Geschrieben wird, was vor allem an dem Briefwechsel Albrecht Dürers deutlich wird, was aber die Autoren auch der anderen Briefwechsel sehr wohl zumindest erwähnen, an Angehörige unterschiedlicher Schichten. Dabei ermöglicht eine Variation auf allen sprachlichen Ebenen eine Ausrichtung an der sozialen Position des Gegenüber. Das zeigen z.B. die dialektalen Elemente, die eher den vertrauten Personen, nicht aber Höherstehenden gegenüber gebraucht werden. Das bezieht sich auf die morphologische - Diminutiv! - und phonologische Ebene, weniger auf die Ebene des Wortschatzes. Auch hat der mit beruflichen Themen verbundene Wortschatz einen ebenso großen Anteil an der Sprache wie der mit privaten, etwa familiären Angelegenheiten verbundene. Dabei fällt speziell am Beispiel Albrecht Dürers auf, daß er je nach Adressat unterschiedliche Aspekte seiner Arbeit betont: Spricht er W. Pirckheimer gegenüber viel von dem Material, das er benötigt, und den Kosten dafür, so betont er Jakob Heller gegenüber die noch auszuführenden Arbeiten und in dem Schreiben, das er der Schenkung an den Rat der Stadt beifügt, den Wert seiner Arbeit. Diese Gestaltung der Sprache, die in ihrer Variabilität insgesamt doch der gesprochenen Sprache sehr nahe kommt, ist sowohl auf Seiten der Männer wie auch auf Seiten der Frauen zu beobachten.

Ebenso charakteristisch für die Sprache der Briefe des Bürgertums ist die sehr freie - und daher auch uneinheitliche - Syntax. Dies beinhaltet, daß sie der sozialen Position des jeweiligen Adressaten angepaßt wird: Höherstehenden Personen gegenüber wählt man eine eher beschreibende, in Satzgefügen organisierte Sprache, Familienmitgliedern oder Freunden gegenüber werden dagegen eher Erlebnisse geschildert, die Sätze besitzen eine unterschiedliche Länge und sind unterschiedlich aufgebaut. So werden sie beispielsweise durch einen Einwurf oder eine direkte liebevolle Anrede unterbrochen.

Was die Einblattdrucke anlangt, so sind alle mit Ausnahme eines Beispiels von Bürgern verfaßt, die in den Texten eines der brisantesten und aktuellsten Themen ihrer Zeit behandeln: die zunehmende Bedeutung der Religion nicht mehr nur für die Gesellschaft, sondern für das private Leben des einzelnen. Man bemüht sich um eine gehobene Sprache. Dies wird etwa an der Wahl eines angemessenen Wortschatzes oder des passenden Bibelzitates deutlich: Für die Behandlung der beiden zentralen Themen Naturwissenschaft und Religion werden Worte gefunden, die die Waage halten zwischen Fachsprache und Vereinfachung. «Ausrutscher» in die gesprochene Sprache sind jedoch erkennbar; zu nennen wäre hier etwa die Wiedergabe der für das Fränkische charakteristischen Lenisierung für den Bereich der Phonologie, die einer an der «Standardspra-

che» orientierten Wiedergabe entgegensteht. Auf der Ebene der Syntax finden sich hier eher komplexe Satzgefüge als einfache Sätze, wie sie auch in den Briefen zu finden sind.

Die von den Bürgern beim Verfassen der Einblattdrucke gewählten Sprache setzt sich im Bereich des Wortschatzes wie auch der Syntax von den anderen untersuchten Texten dieser Schicht ab. Es sind nur ganz selten auf der phonologischen Ebene dialektale Elemente erkennbar, der Wortschatz ist in der Benennung der Erscheinung sachlich, aber doch allgemein verständlich gehalten. Dies gilt allerdings nicht für den die Wirkung der Erscheinung beschreibenden Teil. Behandelt werden in diesen Texten Themen, die so in den Fastnachtspielen und Briefen nicht erscheinen, zum anderen - dies scheint vor allem die Syntax zu betreffen - erzeugt naturgemäß die Ausrichtung an der jeweils prestigeträchtigeren Sprache - das kann auch ein komplexerer Satzbau oder die Wahl von Zitaten sein, die mit einem bestimmten Grad an (Aus)Bildung etwa im Bereich der Religion verbunden werden - beim Leser bzw. Hörer einen Eindruck von Seriosität und Objektivität, der ja durchaus erwünscht war, um die breitgefächerte Adressatenschicht auf die eigene Seite zu ziehen. Die Textsorte Einblattdruck zeigt also insgesamt eine Facette der Sprachkompetenz der Bürger, ist jedoch sicher nicht mit der in der Realität gesprochenen Sprache gleichzusetzen.

Ein Vergleich der Fastnachtspiele mit der in den Briefen wiedergegebenen Sprache macht deutlich, daß auch unter dem Aspekt des Sprachverhaltens betrachtet die Thea-tertexte nur einen Ausschnitt der Realität zeigen. Wohl wird der Unterschied der Sprache der Bürger zu der der anderen Schichten deutlich, doch zum einen wird in diesen Texten der Unterschied in der Wiedergabe der Sprache durch Männer und Frauen nivelliert, zum anderen wird ein bestimmter - der «bessere» - Teil der Bürgerschaft gezeigt; die Männer und Frauen, die nicht in einem bestimmten Handwerk oder als Kaufleute etabliert waren, kommen in den Fastnachtspielen nicht zu Wort. In den Briefen dagegen wird, auch wenn die Autoren und Autorinnen derselben Schicht entstammen, doch ein Unterschied deutlich in der Sprache von Männern und Frauen und auch, am Beispiel Dürers, der Unterschied in der Sprache denen gegenüber, die einem vertraut sind und denen gegenüber, denen man aufgrund ihrer Position Respekt und in der Folge eine ausgewählte Sprache zollt.

Das Bürgertum nutzt also - als einzige Schicht! - alle Textsorten, auch ist das Spektrum der Adressaten immer ein möglichst breites. Die Sprache orientiert sich auf allen Ebenen an der Sprache der jeweiligen Adressatenschicht. Das heißt auch, daß sich dialektale Elemente ebenso wie eine uneinheitliche Organisation der Rede eher in Äußerungen gegenüber vertrauten Gesprächspartnern finden. Unterschiede in der Anrede sind selbstverständlich. Wenn man die Szene der Beichte im «Eifersüchtigen» als Beispiel nimmt, ist das auch im Fastnachtspiel der Fall.

Die Sprache der Bürger variiert in allen untersuchten Textsorten und auf allen Ebenen. Letzlich lassen sich jedoch ziemlich eindeutig bestimmte sprachliche Qualitäten der privaten bzw. beruflichen oder öffentlichen Sphäre zuordnen: Der privaten Sphäre sind die Wiedergabe von Dialekt - auch auf der Ebene der Morphologie -, ein uneinheitlicher Satzbau mit eher einfachen Sätzen, Phraseologismen und Sprichwörtern und auf der Wortschatzebene familiäre Inhalte wie Ereignisse in der Verwandtschaft oder Gesundheit und Krankheit zuzuordnen. Der beruflichen oder öffentlichen Sphäre sind die Wiedergabe «standardsprachlicher» phonologischer Elemente, eine stark von Satzgefügen bestimmte Syntax, Zitate und Sprachformeln auch im Text und auf der Wortschatzebene Inhalte der beruflichen Tätigkeit zuzuordnen. Wobei sich eine unterschiedliche Gewichtung bei der Sprache von Männern und Frauen feststellen läßt: Wiewohl beide Seiten in zunehmendem Maße mit beiden Elementen des täglichen Lebens befaßt sind, überwiegt bei Frauen auch sprachlich die private Sphäre, bei Männern die Tätigkeit außer Haus.

zogen auf die allgemeinen gesellschaftlichen Zustände und Unterschiede zwischen den sozialen Schichten. Schließlich kommen auch die sozialen Probleme der Bauern zur Sprache. Das Private spielt dann eine Rolle, wenn man durch die Aufmerksamkeit, die die sozial schwache Position erregt, etwas Luft zu haben bzw. Rechte einfordern zu können glaubt. Aufschlußreich ist auch, daß z.B. im Gebrauch der Berufsbezeichnungen Unterschiede deutlich werden, die durchaus auch auf eine soziale Wertung schließen lassen. Diese sprachliche Ausarbeitung erstaunt nicht, wenn man die Bedeutung des Bauern als Lieferant oder Produzent lebenswichtiger Lebensmittel in die Überlegung einbezieht. Besonders bei Hans Sachs kommt dieser Aspekt nicht nur im Hinblick auf die eß-, trink- und feierfreudige Atmosphäre des Fastnachtspiels zum Tragen, sondern wird zu einer existenziellen Notwendigkeit, da aus dem Verkauf der Lebensunterhalt bestritten wird, wie dies beispielsweise in dem Fastnachtspiel «Das Kälberbrüten» vorgeführt wird. Einen Kontrast bildet diese doch - innerhalb der sozialen Schicht - differenzierte Sprache im Gegensatz zu der ansonsten sehr parodistischen Darstellung der Bauernfiguren durch Hans Rosenplüt, die eher Anlaß zu Gelächter als zur Anerkennung des spezialisierten Wissens gibt.

Sie [die Fastnachtspiele] stellen literarisch den Tiefpunkt mittelalterlicher «Bauern»-Schilderung dar und wurden deshalb als zugespitzte Äußerung des ständischen Gegensatzes von Stadt und Land, als bürgerliche Kundgebung des seit Neidhart geläufigen «Bauernhasses», der von eifersüchtigem Neid zu hochmütiger Verachtung umgeschlagen sei, als «überlegener mitleidloser Hohn gegen die Schwachen und Dummen» immer wieder gewertet. Gewiß bestand eine sich literarisch auswirkende bildungsmäßiger Gegensätzlichkeit zwischen Stadt und Land, aber sie war mehr ein humoristisches Motiv [...] Würden die Spiele einen ernsthaft gemeinten Angriff bedeuten, dann würde sich auch die Gesittungslage des Bürgertums in einem zurückstoßenden Zerrbild und in einer noch unter dieser Bäuerlichkeit liegenden Primitivität darstellen. Verwies man die Spiele jedoch, ihren Trägern entsprechend, nur in die untere Schicht der städtischen Handwerker und Gesellen, dann würde es wiederum unverständlich erscheinen, wie bei ihnen ein so selbstbewußter sozialer Bildungsgegensatz vorliegen konnte. Zumal der Bildungsunterschied zwischen der bäuerlichen und der kleinbürgerlichen Volksschicht in den spätmittelalterlichen Städten weithin geringer war, als gemeinhin angenommen wird. Waren im Nürnberg des 15. Jahrhunderts doch 30% der Stadtbewohner Bauern; dazu kamen noch etwa 10% Knechte und Mägde. Die wiederholten Verbote durch das Stadtreghment endlich beweisen deutlich, wie wenig die Spiele als Ausdruck eines bürgerlichen Standesstolzes, gleichsam der eigenen Sache gegenüber dem Lande außerhalb der Mauern, zu betrachten. (Koch, 1944, S. 196f.)

Gerade im Fall des frühen Fastnachtspiels jedoch ist dieser These wohl zu widersprechen - vor allem dann, wenn man in den späteren Texten etwa Jakob Ayrers auf eine explizite Thematisierung dieses Gegensatzes stößt: Zumindest am Anfang bürgt die Gattung Fastnachtspiel alleine für eine derbe Sprache.

Im Kontakt mit Mitbewohnern, die noch geringer geschätzt werden, also etwa Juden, werden Bauern nicht gezeigt. Zu konstatieren ist ein Wandel des Umgangs mit Angehörigen des eigenen Standes bzw. einer höher anzusiedelnden Schicht.

Die Bauern treten insgesamt also nur in den Theatertexten auf, das heißt nie in einer Gattung, deren Sprache formalisiert oder vorwiegend am schriftlichen Gebrauch orientiert ist. Thematisch ist der Gesprächsstoff relativ eng begrenzt; auch bei einem Gesprächspartner aus einer anderen sozialen Schicht ändert sich in diesem Punkt nicht viel.

In den ersten Fastnachtspielen werden die Bauern auch von Gleichgestellten mit Geringschätzung betrachtet: Nicht nur wird dem Bauern z.B. Lügenhaftigkeit unterstellt - «Ir meynt, euer bauer mug nicht liegen?» (Bock, Z. 53), sie werden im Zorn über die verlorene Wette auch als «beschißener Bauer» (ebd., Z. 151) tituliert. Gegenüber dem

Lehnsherrn jedoch befehligen sich beide, die Frau wie auch der Bauer, einer betont höflichen, fast untertänigen Redeweise, die gerade auch in der Anrede zum Ausdruck kommt.

In den Stücken des Hans Sachs wird der Bauer weniger im Kontrast zu den anderen sozialen Schichten als vielmehr jede der Figuren in der ihr gemäßen Umgebung gezeigt; sie verhält sich - und spricht - demgemäß. Sehr viel stärker wird im Vergleich zu den Texten des Hans Rosenplüt der Bauer als Produzent und Händler von Nahrungsmitteln dargestellt. Die beschriebene Darstellungsweise läßt für den Zuschauer oder Leser den Schluß zu, daß für alle Menschen, über eine durchaus vorhandene Gruppierung hinweg, ähnliche Motivationen für angemessenes oder zu verurteilendes Verhalten gegeben sind und daher auch allgemein gültige Ratschläge für die Lösung eines Problems gegeben werden (können). In den Stücken von Hans Sachs wird das Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb des Bauernstandes nicht zuletzt durch eine betont höfliche Anrede symbolisiert, die bis dahin unangefochtene, dann aber untergrabene Autorität des geistlichen Standes dagegen wird zunächst im Gespräch zwischen den Bauern, dann in der offenen Auseinandersetzung mit der Person/ Figur des Pfarrers (Grete) nicht zuletzt in einer veränderten - respektlosen - Anrede deutlich:

Pfaff, schweig! und drol dich bald hienauß!
Du hast gar nichts hinnen zu schaffen,
Allers laussing, stinketen Pfaffen! (Kalb, Z. 304ff.)

Es kann, wo mehrere Varianten zur Verfügung stehen, durchaus die Bildung eines Reimes die Wahl eines bestimmten Wortes beeinflussen; deutlich wird auf jeden Fall der Unterschied in der Wortwahl bei direkter Anrede und im Gespräch über den Pfarrer.

Cuntz Drol: Ein guten morgen, mein Heintz Knol!
Heintz Knol: Danck dir Gott, mein nachtbaur C<untz> Drol! (Schinken, Z. 9f.)

An anderer Stelle:

Cuntz Drol: Ein gutn abendt, mein Herman Dol!

Herman Dol: Danck dir Got, mein lieber Cuntz Drol!
Was wilt du, das du kumbst so spadt? (Schinken, Z. 83 ff.)

Dieselben Bauern über ihren Pfarrer:

Cuntz Drol: Du sichst gleich, sam habst nit ausgeschlaffen.
Heintz Knol: Ich zecht nechtn mit unserm Pfaffen
Gieng heim schier umb den Hannen kraht. (Schinken, Z. 11f)

An anderer Stelle:

Heinz Knol: Schau, da kumbt zu uns an den tennen
Der Pfarrer, der kann wohl darzu; [...]
Er geht umb mit der schwartzen ku.
Der Pfarrer: Ir Nachtbaurn, was tut ir ratschlagen?
Herman Dol: Ach, lieber herr, sol ich nit klagen? (Schinken, Z. 142)

In den Fastnachtspielen von Jakob Ayrer schließlich wird der Bauernstand vor allem in seiner Verbindung - oder besser: im Kontrast - zu den Stadtbürgern gezeigt, ebenso auch im Kontakt mit Geistlichkeit und Religion - ein Lebensbereich, der ja in krassem Gegensatz zur angeblichen Dummheit und Stumpfheit der Bauern steht. Dies wird besonders deutlich in dem Gespräch des Bauern Claus Gerngast mit Jesus. In allen Einzelheiten schildert der Bauer die Vorteile des Lebens der Stadtbewohner, um danach die eigene schlechte Position darzulegen (Gefatter Todt, S. 2470, Z. 3ff.) Jesus stellt dieser Anklage die positiven Seiten des Landlebens gegenüber: Gesundheit und autarkes Leben, das den Erfolg in Form der Ernte quasi von selbst erbringe. Sogar die Handwerker seien getrieben von der Notwendigkeit, immer weiter zu arbeiten, um sich und ihren Familien den Lebensunterhalt zu erwirtschaften (Gefatter Todt, S. 2471, Z. 4ff.) In einer Zeit, in

der man sich zum ersten Mal des sozialen «Zündstoffes» bewußt wurde, der aus der Ungleichheit zwischen Stadt und Land resultierte, wird also an dem doch konservativen Bild von einer sozial am Rand stehenden, wiewohl zahlenmäßig sehr bedeutenden Schicht festgehalten. Abgesehen aber von der - religiösen - Haltung, die hinter der Ermahnung Jesu zur Bescheidenheit steht, ist wichtig, daß nun jenseits von holzschnittartiger, schenkelklopfend lustiger Überzeichnung die Dinge beim Namen genannt werden. Zum ersten Mal findet auch eine ausführliche Auseinandersetzung über ganz konkrete - wirtschaftliche und soziale - Probleme der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten statt. Die gezeigten Figuren umfassen jetzt das gesamte Spektrum an Lebenswelten - Bauern, Stadtbürger -, man führt keine Schaukämpfe auf, um das Publikum mit den Schwächen einer der beiden - von vornherein unterlegenen - Parteien zu amüsieren, sondern setzt sich mit den Schwierigkeiten des Alltagslebens auseinander.

Erst als die Bindung an den inneren Überschwang der Fastnachtsfeier noch weiter verloren ging, wurde das Bild des Bauern, wie die Zwischenspiele des protestantischen 16. Jahrhunderts zeigen, stärker seiner Wirklichkeit genähert; je realistischer im erzählenden Sinne die Gestalt der Bauern gefaßt wird, umso mehr sind die ursprünglichen Antriebe der mimischen Fastnachtspiele verfallen. (Koch, 944, S. 205)

Angesichts der weiteren Aufwertung der Figur des Bauern in den Texten Jakob Ayrers verwundert es nicht, daß die Anrede zwischen den Bauern noch etwas höflicher ausfällt als in den Texten Hans Sachs':

Vtz Vberlast: Nachbaur, geb dir ein guten tag!

Wo hinauß, mein Nachbaur Gerngast? (Gef. Todt, S. 2476, Z. 21f.)

Demgegenüber erfährt Jesus, in diesem Stück die Inkarnation des christlichen Glaubens, durch den Bauern Claus Gerngast schroffe Ablehnung:

Nein, auff mein Seel, ich mag dich nit [...] (Gef. Todt, S. 2469, Z. 7)

Wie verhält sich derselbe Bauer im Kontakt mit der weltlichen Obrigkeit, in diesem Stück verkörpert durch den Pfleger Friedlieb und den Schreiber Karches? Zunächst ist zu konstatieren, daß Gerngast nicht mit dem Pfleger selbst in Kontakt kommt, obwohl er ja die Heilungschancen von dessen Frau beurteilen soll. Der Schreiber Karches, der vom Pfleger geschickt wird, also eine niedrigere Position in der Rangordnung einnimmt, steht dennoch über ihm. Dies kommt in der Anrede mit der pronominalen Form *du* auf Seiten Karches einerseits, das *Ihrzen* Karches' durch Gerngast andererseits zum Ausdruck, wiewohl auch Gerngast den Karches mit seinem Namen und nicht mit einem Titel anredet. Die Wahrung einer Form der Höflichkeit gegenüber der weltlichen Obrigkeit scheint also nicht eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit den gegebenen Herrschaftsstrukturen zu verhindern, deren Manifestation nach Ansicht des Bauern Gerngast durch Jesus erfolgt.

Ihr Auftreten nur im Fastnachtspiel läßt voraussetzen, daß die Bauernfiguren - und damit auch die ihnen in den Mund gelegte Sprache - zunächst vor allem der Unterhaltung des Publikums dienen sollten. Dennoch zieht sich als roter Faden eine auf der Ebene des Wortschatzes doch sehr sachliche Sprache durch die Texte: Im Leben des Bauernstandes scheint eine eindeutige Trennung zwischen Privatleben und öffentlichem Erscheinungsbild nur insofern existiert zu haben, als sich die Rolle der Bauern innerhalb der Gesellschaft wandelte, nicht aber, was das Leben der Bauern an sich betraf. Darauf beruht auch ganz offensichtlich die Tatsache, daß sich weniger die behandelten Themen - eheliche oder außereheliche Beziehungen zwischen den Geschlechtern und die Sorge um das tägliche Brot - als vielmehr die dabei verwendete Sprache ändert: Wo zuerst Metaphorik verwendet wird, um Tabuthemen zu behandeln - Bestandteile der täglichen Arbeit des Landwirtes werden zur sprachlichen Verhüllung eingesetzt -, wird später eine sehr neutrale Sprache - etwa der Ausdruck *Buhlschaft*, verwendet, die erwirtschafteten Produkte

werden konkret benannt und in ihrer eigentlichen Funktion - Tauschobjekte zum Erwerb des Lebensunterhaltes, in der «Luxusversion» ein Indikator für einen gehobenen Lebensstil - betrachtet und die bäuerliche Tätigkeit konkret der Arbeitswelt in der Stadt gegenübergestellt.

Die veränderte Rolle der bäuerlichen Schicht innerhalb der Gesellschaft wird, geht man von den untersuchten Textbeispielen aus, vor allem am Einsatz eines veränderten Wortschatzes deutlich. So werden etwa unterschiedliche Aspekte der bäuerlichen Tätigkeit - Produktion, Produkte - betrachtet. Da keine Vergleichsmöglichkeiten vorliegen, kann jedoch keine Aussage über die Wiedergabe der phonologischen Qualitäten gemacht werden, so daß wohl davon ausgegangen werden kann, daß nicht auf allen sprachlichen Ebenen die den Bauern in den Mund gelegte Sprache der Realität entspricht.

Wenn von den Bauernfiguren in den Fastnachtspielen zum Ende des Untersuchungszeitraumes ein anderer Wortschatz verwendet wird, so liegt das an verschiedenen Umständen: Sie werden jetzt auch aus der Sicht des Autors aus einer anderen Perspektive betrachtet, dazu kommt eine andere Funktion der Stücke, in der Realität werden neue Produkte, die eingeführt, von denen die Bauern natürlich auch auf den Märkten erfahren haben dürften.

Die Sprache der Bauern gleicht sich insgesamt derjenigen der Stadtbewohner mehr und mehr an. So bestehen etwa auf der Ebene des Wortschatzes keine so krassen Unterschiede mehr. Vor allem auch der Wortschatz wandelt sich jedoch im Laufe der Entwicklung: Sexualmetaphorik wird nicht mehr gebraucht. Das betrifft vor allem den Bereich der alltäglichen Arbeit, den nicht mehr mit der Vitalsphäre in Verbindung gebracht wird, sondern quasi in seiner realen Bedeutung gesehen und gehandhabt wird.

Unter anderem betrifft ein Aspekt, die zunehmende Intensivierung der Ehegemeinschaft, die beim Bürgertum zu erkennen ist, nicht zuletzt auch den Bauernstand. Das zeigt sich in der Anrede: Es herrscht im Positiven wie im Negativen weniger Distanz, man hat ein gemeinsames Thema. Wiewohl natürlich die Gleichung «(sprachliches) Verhalten der Theaterfigur = Verhalten derselben Bevölkerungsschicht in der Realität» speziell für das frühe Fastnachtspiel am allerwenigsten für die Bauernfiguren gilt, greift die Deutung der Fastnachtspiele, sie seien lediglich eine Möglichkeit für die Städter gewesen, in der Maske des Bauern selbst aus dem Alltag zu fliehen, wohl zu kurz. Nicht über das tatsächliche (sprachliche) Handeln der Bauern sagen diese Stücke etwas aus; sie zeigen – zumindest anfangs - die Neigung der Stadtbewohner, eine nicht hoch angesehene Schicht zur Zielscheibe des Spotts zu machen. Gerade der Wandel diesbezüglich in den letzten Fastnachtspielen, die Relativierung beispielsweise des Wortschatzes, was die Vitalsphäre angeht, beweist dies.

Was die Entwicklung der Sprache auf der lautlichen und syntaktischen Ebene angeht, so liegt sie wohl vorrangig in der Entwicklung der Textsorte begründet und weniger in einer - an den untersuchten Texten nicht nachzuweisenden - tatsächlichen Entwicklung der von der ländlichen Bevölkerung gesprochenen Sprache. So findet sich etwa keine der von Albertus abschätzig beurteilten und der Sprache der Bauern zugeordneten Formen. Bei der Anrede anderer wird von den Bauern generell auf Höflichkeit geachtet, die allerdings kann in emotionalen Momenten durchaus in Unhöflichkeit umschlagen. Schwierig ist es, an dieser Stelle etwas über die Organisation der Rede zu sagen, da ja nur Fastnachtspieltexte vorhanden sind. Zu bemerken ist, daß bei Jakob Ayrer offenbar immer noch ein sehr konstantes Bild vom Bauern besteht - wiewohl sich die soziale Rolle aus der Sicht der Bauern geändert hat. Dies äußert sich nicht zuletzt in den unterschiedlichen angesprochenen Themen. Obwohl Bauern im Kontakt mit verschiedenen Schichten gezeigt werden, werden Unterschiede in der Schichtenzugehörigkeit schließlich eher nach unten nivelliert. Das zeigt sich etwa in der Anrede, auch bemüht man sich nicht, etwa gegenüber dem

Pfarrer eine andere Sprache zu wählen als gegenüber dem Ehemann. Auch läßt sich eine sehr sachbezogene Sprache konstatieren: Privatleben und Beruf sind so eng verknüpft, daß diese zwei Bereiche sich nicht trennen lassen. Insgesamt findet eine Annäherung an die Standardsprache statt.

Ist also auch die gezeigte Sprache nicht mit der in der Realität gebrauchten gleichzusetzen, so wird doch am Beispiel von Unterhaltungsstücken der Wandel im Bild von der Schicht deutlich, die im Untersuchungszeitraum immerhin den größten Anteil der Bevölkerung ausmachte.

3.3 Der Klerus

3.3.1 Die Situation des Klerus

Die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert brachte auch eine Wende des Bildes und Selbstbildes von Rolle und Funktion des Klerus mit sich. Die Mißstände bei der Ausübung der seelsorgerischen Ämter, die den Inhabern häufig nur dazu dienten, sich selbst zu bereichern, rief jetzt Empörung in der Bevölkerung hervor und führte dazu, daß massiv eine Veränderung gefordert wurde. Grundlegende Reformen wurden jedoch verhindert, da die Päpste selbst um den Preis einer Kirchenspaltung ihre eigene Autorität nicht gefährden wollten. Die auf dem Konzil in Trient beschlossenen Reformen konnten zwar eine Spaltung der Kirche nicht verhindern, führten aber letztendlich doch zu einer Verbesserung der Pfarrseelsorge.

An dieser Stelle ist einzugehen auf die Rolle der praktischen Religionsausübung in Nürnberg. In bezug auf die Ausbildung der Kinder und Jugendlichen hatte die Kirche zunächst einen maßgeblichen Einfluß, ein Punkt, auf den bereits weiter oben im Zusammenhang mit dem Schulwesen in Nürnberg eingegangen wurde. Aber auch die Rolle der Klöster in Nürnberg ist zu erwähnen.

Ein Augenmerk ist auch zu lenken auf die Bedeutung Nürnbergs bei der Durchsetzung der Reformation. In einem Exkurs soll zunächst näher auf die Beziehung zwischen Reformation und Bauernkriegen eingegangen werden, da in den Fastnachtspielen diese Auseinandersetzung indirekt thematisiert zu sein scheint. In der Folge soll die Darstellung der Geistlichkeit in den untersuchten Texten aufgezeigt werden.

Klöster, Kirchen und caritative Einrichtungen waren in Nürnberg ein wichtiger Bestandteil sowohl der Architektur wie auch des öffentlichen Lebens. Trotzdem erregte die häufige Abwesenheit der mit der Seelsorge in der Stadt betrauten Geistlichen den Unwillen der Bevölkerung. Nicht zuletzt war dies einer der wichtigsten Inhalte der an der Kirche geäußerten Kritik.

3.3.2 Exkurs: Die Auswirkung von Reformation und Bauernkriegen auf die Reichsstadt Nürnberg

3.3.2.1 Reformation und die Bauernkriege in Nürnberg

Es scheint aus mehreren Gründen nötig, im Zusammenhang der Untersuchung von Fastnachtspielen auf die Entwicklung der Reformation und auch der Bauernkriege im Deutschen Reich einzugehen. Denn diese beiden Ereignisse prägen wie wohl kein anderes die Zeit des Spätmittelalters. In den Fastnachtspielen nehmen, obwohl sie ein sehr «städtisches» Medium sind, die Figuren der Bauern und die Vertreter der Geistlichkeit eine sehr exponierte Stellung ein und werden häufig zur Zielscheibe von Spott oder Kritik. Ein zweiter Grund bezieht sich auf die Stadt Nürnberg direkt: Hans Sachs, einer der herausragenden Fastnachtspielautoren dieser Stadt, kann wohl als einer der wortgewandtesten und engagiertesten Fürsprecher der Reformation in Nürnberg bezeichnet werden. So liegt es nahe, die Reichsstadt Nürnberg auf ihrem Weg zur Einführung der Reformation zu begleiten und, im Hinblick auf die Fragestellung der gesamten Untersuchung, zu

untersuchen, ob und in welcher Form sich diese Entwicklung in der Gattung Fastnachtspiel widerspiegelt. Denn auch die Antwort auf diese Frage ist sicher ein Gradmesser für die Nähe zwischen (Theater)Kunst und Realität. In der Tat scheint die Darstellung von Bauernfiguren, aber auch von Religion und Religionsvertretern in den Fastnachtspielen durchaus von der Persönlichkeit des Autors und seiner Einstellung zu diesem Bereich geprägt zu sein. In welchem Maße allerdings diese Ideen und Vorstellungen vom jeweils herrschenden Zeitgeist geprägt sind, läßt sich naturgemäß nicht abschließend klären.

3.3.2.1.1 Die Reformation in Nürnberg

Um die Entwicklung der Reformation in Nürnberg beurteilen zu können, muß man einbeziehen, daß bereits vor der endgültigen Einführung in der Reichsstadt Tendenzen vorhanden waren, die dasselbe Ziel verfolgten:

Es geht um die Integration der Geistlichkeit in die Bürgerschaft, um die Einheitlichkeit der Stadt in rechtlicher und administrativer Hinsicht, um die Beseitigung von Privilegien und Sonderstellungen. Unter der zunehmenden Kontrolle des Rates verschmelzen politische und kirchliche Gemeinde zu ein und derselben vom Rat kontrollierten Gesamtgemeinde. (Blickle, 1992, S. 88)

Der Rat hatte, wie Rudolf Endres schreibt,

bereits die Patronatsrechte, die Aufsicht über große Teile des Kirchenvermögens und über die Lebensführung der Geistlichen sowie die Armenfürsorge, das Schulwesen und die Sittenpolizei in seiner Hand; das landeskirchliche Prinzip war also in Nürnberg schon vor der Reformation weitgehend verwirklicht. (Endres, 1997, S. 456)

Die Bewegung der Reformation begünstigte diese Tendenzen.

Geistig vorbereitet wurde die Reformation in Nürnberg besonders durch die «Staupitzgesellschaft», dann «Augustinergesellschaft», einen religiös interessierten Humanistenkreis, dem die bedeutendsten und führenden Männer der Reichsstadt angehörten: der Ratskonsulent Dr. Christoph Scheurl, die Ratsherren Hieronymus Ebner, Kaspar Nützel und Anton Tucher, der Ratsschreiber Lazarus Spengler, Willibald Pirckheimer, Albrecht Dürer und andere mehr. «Die Martianer», wie sie sich bald nach Luther nannten, standen in enger Verbindung mit Wittenberg. (ebda.)

Obwohl Lazarus Spengler und Willibald Pirckheimer, die sich als politisch führende Bürger bereits 1519 in Nürnberg für die Lehre Luthers einsetzten, exkommuniziert wurden, duldete der Rat proreformatorische Bemühungen, wo er sie nicht sogar förderte. In der Folge wurde die reformatorische Bewegung zunehmend in der Gesellschaft verankert, es fand eine Polarisierung gegenüber der etablierten Kirche statt. Als Kirche und Kaiser gemeinsam gegen den Fortschritt der Reformation in Nürnberg angingen, führte der Rat im März 1525 über ein Religionsgespräch zwischen altgläubiger und neugläubiger Geistlichkeit eine Entscheidung herbei. Die endgültige Entscheidung hatte sich der Rat selbst vorbehalten, sie fiel zugunsten der reformatorischen Bewegung aus. Als Konsequenz dieser Entscheidung wurde in der Folge den altgläubigen Predigern ihre Tätigkeit untersagt.

Die neuernannten Pröpste in Nürnberg beriefen nun entschieden evangelische Prediger an ihre Kirchen: Andreas Osiander und Dominikus Scheupner, die bald großen Anhang in der reichsstädtischen Bevölkerung und bei den Teilnehmern der Nürnberger Reichstage in den Jahren 1522/23 und 1524 fanden.

Kurz zu behandeln ist an dieser Stelle die Rolle, die Hans Sachs bei diesem Entwicklungsprozeß spielte, da ansonsten diese Überlegungen im Verlauf einer Untersuchung der Sprache von Fastnachtspielen unverständlich wären. Hans Sachs verließ Nürnberg nur aus Anlaß der üblichen Gesellenfahrten. Er lebte jedoch nicht als unkritischer Bürger in

seiner Heimatstadt, sondern engagierte sich durchaus, saß nicht im Elfenbeinturm. So führte etwa sein Einsatz für die Lehre Luthers zu einem Schreibverbot:

Ende 1526 bat Andreas Osiander, der Prediger der Lorenzkirche und einer der aktivsten Verfechter der Reformation in Nürnberg, Hans Sachs um Mitarbeit an einer Schrift über die Entwicklung und das angeblich prohezeitliche Ende des Papsttums. [...] Sachs fühlte sich vermutlich geschmeichelt, mit dem angesehenen Osiander zusammenarbeiten zu dürfen, und nahm deshalb den Auftrag an, obwohl er in seinen eigenen Werken längst den unversöhnlich polemischen Ton, den (sic!) das Werk kennzeichnen sollte, hinter sich gelassen hatte. Unter dem Titel *Auslegung der wunderlichen weissagung von dem papstum, wie es ihm bis an das ende der welt gehen soll* wurde das Werk Anfang 1527 von Hans Guldneumund gedruckt. [...] Obwohl sich das Büchlein in seinem antipäpstlichen Ton und der geschickten Verbindung von Text und Bild kaum von den zahlreichen ähnlichen Flugschriften, die den deutschen Markt seit Beginn der Reformation überfluteten, unterschied, verbot es der städtische Zensor im März 1527, beschlagnahmte die bereits gedruckten Exemplare und schritt energisch gegen die drei an der Herstellung der Schrift beteiligten Männer ein. Im Fall des angesehenen Osiander beschränkte sich der Rat auf einen Tadel. Der Drucker wurde angewiesen, den städtischen Behörden die Holzschnittstöcke und alle noch nicht verkauften Exemplare zu überreichen. Die entscheidenden Schritte unternahmten die Behörden aber gegen Sachs. Im Ratsverlaß vom 27. März 1527 wurde ihm beschieden: «Nun sey solichs seyenes amptes nit; (...) dorümb eines raths ernster befelch [Befehl], das er seines handtwerks und schumachens warte, sich auch enthalte, eynich büchlin oder reymen hinfür ausgeen zu lassen». (Bernstein, 1993, S. 50ff.)

Auf diese Maßregelung durch die Obrigkeit hin verfaßte Hans Sachs in den folgenden Jahren vor allem Meisterlieder. Sie durften den Statuten der Meistersinger zufolge nicht im Druck veröffentlicht werden und waren auf diese Weise der Zensur entzogen. Erst 1530 tat er mit einem kurzen und inhaltlich harmlosen Gedicht, dem «lobspruch der statt Nürnberg» wieder einen Schritt in die Öffentlichkeit.¹⁸

3.3.2.1.2 Die Bauernkriege in Nürnberg

Die Ursache für die Erhebung der Bauern im 16. Jahrhundert ist in den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Umständen zu sehen, unter denen die Landbevölkerung zu dieser Zeit lebte. Bereits 1524 kam es u.a. in Forchheim in der Nähe von Nürnberg zu Erhebungen, die die Wiederherstellung des verletzten «alten Rechts» verlangten. Anfang 1525 bildeten sich in Oberschwaben innerhalb kurzer Zeit drei Bauernbünde: der Baltringer Haufe im Ries in der Nähe von Biberach, der Allgäuer Haufe im Gebiet um Kempten und der Seehaufe am nördlichen Ufer des Bodensees. Ende Februar 1525 faßte der Kürschnergeselle Sebastian Lotzer unter Mitwirkung des Zwinglischülers Christoph Schappeler die Beschwerden der Baltringer in zwölf Artikeln zusammen, in denen die Forderungen der Bauern mit dem Evangelium, dem «göttlichen Wort», begründet wurden.

Weil Altes Recht keine Lösung für Konflikte mehr anbot, fanden die Bauern in der Kategorie des göttlichen Rechts die passende Formel für eine Überwindung der Tradition und eine Neugestaltung sozialer und politischer Verhältnisse. Konkretisiert wurde die göttliche Gerechtigkeit durch die Aufständischen in der Forderung nach Aufstellung neuer, evangeliumsgemäßer Landesordnungen. Obrigkeit wurde daran gemessen, ob sie sich solchen Optionen unterwerfen wollte - wo nicht, galt sie als unchristlich und konnte ersetzt werden. (Blickle, 1992, S. 122)

Auch in Nürnberg dürfte diese soziale Bewegung das Tagesgeschehen beeinflußt haben, wiewohl die Reichsstadt letztendlich von den Auswirkungen fast vollständig verschont blieb.

¹⁸ Zur dichterischen Tätigkeit von Hans Sachs in den Jahren nach 1527 siehe auch Bernstein, 1993, S. 54

Seit Mitte März 1525 rührte sich die Revolution auch in Franken. *Ausgangspunkt* war das umfangreiche Landgebiet der Reichsstadt Rothenburg, wo die Bauern am 21. März den Aufstand begannen. [...] Drei Tage nach dem Aufstand der Bauern entmachteten die Handwerkszünfte in Rothenburg den patrizischen Rat und verbündeten sich mit der Landbevölkerung. Innerhalb weniger Tage beherrschte der «*Tauberhaufen*» das gesamte Flußtal, wobei einige radikale sozialrevolutionäre evangelische Prädikanten wie Dr. Teuschlein die Führung übernahmen.

Wiewohl also die Reformation die Erhebung der Bauern nicht hervorgerufen hatte, schien sie sie dennoch zu legitimeren und erleichterte dadurch eine Ausbreitung der Bewegung. Die fehlende politische und militärische Geschlossenheit erleichterte jedoch andererseits ihre Niederwerfung, die sehr bald erfolgte. Die angestrebte politische Aufwertung des Bauernstandes wurde durch das Scheitern der Bewegung verhindert, die allgemeine Lage verschlechterte sich jedoch in der Folgezeit nicht. Martin Luther hatte mit seiner Flugschrift «Von der Freiheit eines Christenmenschen», die er im Jahr 1520 verfaßt hatte, große Hoffnungen bei den Bauern geweckt. Seine Verurteilung ihres Aufstandes, u.a. in der Schrift «Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern» mußte sie daher sehr enttäuschen und förderte mancherorts sicher auch die Abkehr von der Reformation. Luther jedoch verstand «die gewaltsame Durchsetzung auch berechtigter Ansprüche im Namen Christi [...] als Versuch Satans, Evangelium und politische Ordnung zugleich zu stürzen». (Köhler, 1962, S. 7)

3.3.2.2 Die direkte Begegnung zwischen Bauern und Geistlichen in den Fastnachtspielen

In den folgenden Betrachtungen zur Darstellung von Bauern und Vertretern des geistlichen Standes soll nur der dargestellte direkte Kontakt von Interesse sein und die Sprache untersucht werden, die dabei von den beiden Parteien gewählt wird. Welche Situationen sind es, in denen sich Bauer oder Bäuerin und Pfarrer gegenüberstehen?

Zunächst ist eine Begegnung dieser beiden Bevölkerungsschichten offensichtlich kein Thema für ein weltliches Theaterstück: In den Hans Rosenplüt zugeschriebenen Fastnachtspielen wird keine derartige Figurenkonstellation gezeigt.

Den direkten Kontakt zwischen Vertretern des Bauernstandes und des geistlichen Standes schildern vor allem die Fastnachtspiele des Hans Sachs. Als Beispiele seien zwei unter diesem Aspekt näher betrachtet. In dem Stück «Das Kälberbrüten» wird die Entwicklung der Bäuerin Grete von einer hilfeschuchenden Person zu einer Gegnerin des Pfarrers gezeigt: Sie bittet den Pfarrer um Hilfe, weil sie sich das seltsame Verhalten ihres Mannes nicht erklären kann, der in der Diele sitzt und sie wie eine zornige Gans anfaucht. Er sei der einzige, der mit Hilfe einer Beschwörung den Bann lösen könne. Als die Bemühungen des Pfarrers Erfolg haben und der Bauer schließlich den Grund für sein Rollenspiel nennt - er hat, allen Ermahnungen seiner Frau zum Trotz, den Haushalt und das Vieh vernachlässigt, während sie in der Stadt war und durch den Verkauf der produzierten Lebensmittel auf dem Markt für die Sicherung der Existenz gesorgt hat-, beschimpft Grete den Pfarrer und droht ihm schließlich mit Prügeln, als er ihren faulen Mann in Schutz nimmt. Für sie ist es kein Argument, daß der Mann generell Herr im Haus sein sollte, wie der Pfarrer anmerkt.

Hier stellt sich die Frage, wieweit es von Bedeutung ist, daß Grete, die dem Pfarrer gegenüber handgreiflich zu werden droht, eine Frau ist und sie damit nicht nur als Vertreterin des Bauernstandes, sondern auch als Frau karikiert wird. Allerdings ist es Grete, die wieder einlenkt. Sie hat ein Einsehen in die Nutzlosigkeit ihrer Wut über den faulen Ehemann und schickt ihn zum Weinholen, um sich bei einem Trunk wieder mit ihm zu versöhnen. Tatsache ist jedoch, daß weder vorher noch in der Fastnachtspieltradition nach

Fällen das (sprachliche) Verhalten im Kontakt mit der «weltlichen» Welt, ein Verhalten innerhalb der Hierarchie der Kirche kann mangels Texten nicht untersucht und beurteilt werden.

3.4 «Das ewig Weibliche...»

Die soziokulturelle Kategorie 'Geschlecht' als «grundlegende Kategorie sozialer, kultureller, historischer Realität, Wahrnehmung und Forschung» [Bock 1988] ist in der wissenschaftlichen Analyse der deutschen Gegenwartssprache in den vergangenen 15 Jahren in zwei Forschungsfeldern produktiv geworden; sie betreffen zum einen Differenzen im Sprechen (Sprachverhalten) v o n Frauen und Männern, zum anderen Asymmetrien beim Sprechen ü b e r Frauen und Männer (z.B. Personenbezeichnungen).

Eine Ausweitung dieser beiden Forschungsperspektiven auf die historische Sprachwissenschaft steckt - besonders in Deutschland - erst in den Anfängen. (Kochskämper, 1994, S. 139)

Ebenso wie das Verhältnis sozialer Gruppen zueinander findet ganz offensichtlich auch das in einer Gesellschaft vorherrschende Bild von Männern bzw. Frauen in der Sprache einen Ausdruck. Wie reden Frauen und Männer sich an, welche Formen der Bezeichnung existieren? Wie sprechen Frauen und Männer übereinander und miteinander, lassen sich unterschiedliche Sprachvarietäten ausmachen und darstellen? Auch am Beispiel von Theaterstücken läßt sich über diesen Teilbereich der in einer Sprechergemeinschaft gebrauchten Sprache eine Aussage machen.

3.4.1 Die Situation der Frauen in Nürnberg

Von Interesse ist auch an dieser Stelle, soweit das möglich ist, ein Einblick in die historische Situation der Sprecherinnen. Welche Informationen über das Leben von Frauen im Spätmittelalter, speziell in Nürnberg, sind bekannt, welche Tatsachen lassen sich eventuell aus den vorhandenen Zeugnissen erschließen?

Einen Hinweis auf den Anteil der Frauen an der Bevölkerung Nürnbergs gibt Rudolf Endres in seinem Aufsatz über die Sozialstruktur der Stadt zur Dürerzeit:

Die nächste Zahlenangabe stammt aus dem 1. Markgrafenkrieg, als der Rat, um einen Überblick über die Verpflegungslage zu erhalten, eine Lebensmittel- und Volkszählung durchführen ließ. Danach lebten zu Beginn des Jahres 1450 insgesamt 30.131 Menschen in der Stadt; davon waren allerdings 9.912 in die Stadt geflohene Bauern, die bezeichnenderweise ohne größere Schwierigkeiten aufgenommen werden konnten. Es ergibt sich also eine ständige Einwohnerschaft von 20.219 Seelen, darunter waren 6.238 Frauen, 5228 Männer, 1.800 Nichtbürger, 446 Geistliche und 150 Juden. (Endres, 1971, S. 194)

Bücher nennt andere Zahlen: Er geht für das Jahr 1449 von einer Anzahl von 5579 Frauen gegenüber 4623 Männern aus.¹⁹ Diese besonderen Umstände erfordern jedoch eine Überprüfung der Zahlen:

Als zuverlässige Grundlage für die Überprüfung der Bücherschen These verbleiben damit [...] allein die Erhebungslisten des «Gemeinen Pfennigs» von 1496 - 99. Da nach der Pfennig-Ordnung alle Erwachsenen ungeachtet ihres Standes und ihres Geschlechtes im gesamten Reich zu dieser Steuer veranlagt wurden, bieten die noch erhaltenen Steuerlisten eine relativ zuverlässige Grundlage für die Berechnung der Erwachsenenbevölkerung und für den Vergleich verschiedener Regionen. [...] Die mir aus diesen Erhebungen zugänglichen Daten ergeben nun keineswegs [...] einen erheblichen Frauenüberschuß, sondern weisen mit einem Geschlechterverhältnis von 102 Männern zu 100 Frauen auf relativ ausgeglichene Sexualproportionen in der Bevölkerung hin, wobei sich die Gegebenheiten in den Städten nicht von denjenigen in den ländlichen Gebieten unterscheiden. [...] Wenn auch zwischen den städtischen und ländlichen Räumen hinsichtlich

¹⁹ zitiert nach Ketsch, 1983, Tabelle auf S. 21

des Geschlechterverhältnisses kein signifikanter Unterschied festgestellt werden konnte, so läßt dies noch nicht auf vergleichbare Lebenschancen für Frauen in beiden Räumen schließen. (Ketsch, 1983, S. 17)

Die vor allem in den Texten der frühen Fastnachtspiele sehr prägnante Gestaltung der Sprache von Frauen ist also in keinem Fall mit der abschätzigen Darstellung einer Minderheit zu begründen. Wie aber lebten Frauen auf dem Land und in der Stadt, welchen Beschäftigungen gingen sie nach? War es nur wenig geschätzte Tätigkeiten, die sie ausübten? In der Folge sollen die Tätigkeiten von Frauen lediglich kurz umrissen werden, auf für die Untersuchung aufschlußreiche Details und Parallelen wird im jeweiligen Zusammenhang gesondert hingewiesen werden.

Was die Arbeit der Frauen auf dem Land anging, so entsprach

die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung [...] nicht [...] einer Zuordnung von reproduktiver Arbeit als Frauenarbeit und produktiver Tätigkeit als Männerarbeit. Sowohl Frauen als auch Männer waren überwiegend produktiv tätig, wobei die Arbeitsbereiche von Männern und Frauen im Rahmen der bäuerlichen Hauswirtschaft untrennbar miteinander verwoben waren und letztendlich auch die Übergänge zwischen Männer- und Frauenarbeit fließend waren. (Ketsch, 1983, S. 81)

An anderer Stelle werden die Tätigkeitsfelder näher umrissen;

Grundsätzlich fiel in den Zuständigkeitsbereich der Frau die Binnenwirtschaft mit den dazugehörigen Arbeitsfeldern in Haus, Hof und Garten, während den Männern eher Tätigkeiten zugeordnet wurden, die weiter vom Hof entfernt anfielen und in der Regel, wenn auch nicht grundsätzlich, eine größere Körperkraft erforderten. Ihnen oblag der Feldbau, die Wald- und Holzwirtschaft, die Herstellung und Ausbesserung von Arbeitsgeräten sowie die Vornahme von Bau- und Reparaturarbeiten an Gebäuden, Wegen und Zäunen. (Ketsch, 1983, S. 80)

Ebenfalls von Bedeutung ist, wie die Frauen in Nürnberg lebten, wie sich ihr Alltag gestaltete. Allgemein auf die Situation der Frauen im späten Mittelalter einzugehen, führt im Rahmen dieser Untersuchung zu weit. Doch lassen sich, speziell im Fall einer Stadt wie Nürnberg, durchaus Angaben beispielsweise zur Berufstätigkeit von Frauen und zu der Art ihrer Betätigung machen. Unterschieden werden können durchaus verschiedene Bereiche der Betätigung von Frauen. Was das städtische Leben anging, so zeichnen sich

die städtischen Haushaltungen [...] im Vergleich zu den bäuerlichen durch eine stärkere Trennung von Betrieb und Haushalt aus. [...] Eine Polarisierung von produktiver Männerarbeit und unproduktiver Frauenarbeit oder männlicher entlohnter Erwerbstätigkeit und weiblicher unbezahlter Hausarbeit war damit nicht verbunden, denn obwohl die städtischen Haushaltungen im Vergleich zu den ländlichen eine größere Marktverflechtung aufwiesen und infolge der zunehmenden Arbeitsteilung zahlreiche ursprünglich weibliche Tätigkeitsfelder zu männlichen wurden, verblieben mannigfaltige produktive Tätigkeiten in der Zuständigkeit der Frauen. Sie erzeugten jedoch in erster Linie Gebrauchsgüter, die den Bedarf im eigenen Haushalt decken sollten, während die Produktion in den Werkstätten als Warenproduktion für den Güteraustausch auf dem Markt erfolgte. (Ketsch, 1983, S. 112)

Nicht vernachlässigt werden darf auch die Haltung der Frauen zur Reformation. In ihrer Magisterarbeit untersuchte Angelika Nowicki-Pastuschka das «Verhalten von Frauen in den Reichsstädten Augsburg und Nürnberg zur reformatorischen Bewegung zwischen 1517 und 1537». Sie kommt zu dem Ergebnis, daß die Frauen durchaus keine einhellige Meinung von den Ideen Luthers hatten:

Auf der einen Seite nahmen Frauen die reformatorische Lehre an und unterstützten sie. Frauen waren an der Durchsetzung der Reformation beteiligt, indem sie reformatorische Predigten, Lesungen und Gottesdienste besuchten, Ehen mit Priestern eingingen oder ih-

re Konvente verließen. Auf der anderen Seite leisteten Nonnen starken Widerstand gegen die Auflösung der Frauenklöster.

Es ist davon auszugehen, daß die Anhängerinnen der reformatorischen Lehre von der neutestamentlichen Erkenntnis der Gleichstellung von Frau und Mann vor Gott angezogen waren und Erwartungen auf eine Realisierung dieser Gleichstellung hegten. Gestützt wurde diese Hoffnung durch die Formulierung des Priestertums aller Gläubigen, das auch die Frauen einschloß.

Im Gegensatz dazu wehrten sich Frauen vehement gegen die Bestrebungen der reformatorischen Bewegung, die Klöster aufzulösen. Hatten doch gerade sie für Töchter aus wohlhabenden Familien bessere Bildungsmöglichkeiten und eine Lebensgestaltung ohne männliche Dominanz eröffnet. Dieser Raum weiblicher Eigenständigkeit war durch die reformatorische Bewegung in seiner Existenz gefährdet.

(Nowicki-Pastuschka, 1990, S. 97)

Gerade an diesem Beispiel also kann gezeigt werden, daß Frauen nicht «bloß» als Frauen in Nürnberg lebten, sondern eben auch arbeiteten und sich nicht weniger in geistigen Belangen engagierten, als dies die Männer taten.

Wie immer im Fall einer soziolinguistischen Betrachtung von Sprache, so ist auch hier neben der Person des Sprechers bzw. der Sprecherin sowohl der situative Kontext des Gespräches als auch die Person des Gegenübers von Bedeutung. Darzustellen ist also, welche soziale Position die gezeigten Frauenfiguren innehaben, aber auch, in welchem (sozialen) Umfeld sie sich bewegen und mit welchen Gesprächspartnern sie gezeigt werden. Wichtig in diesem Zusammenhang ist also auch, ob die Frauen im Kontakt mit Männern oder Frauen stehen bzw. gezeigt werden. Bei einem Gespräch zwischen zwei Frauen beispielsweise im Fastnachtspiel kann sich etwa ein signifikanter Unterschied der gewählten Sprache bereits aus einer unterschiedlichen sozialen Position der Frauenfiguren ergeben. Beachtung ist daher sicher auch der inhaltlichen Seite der Dialoge zu schenken. Vor allem was eine Analyse der Anredeformen angeht, scheint es sinnvoll, im Zuge der Sprachbetrachtung auch einen Hinweis zu geben auf die Situation und die Beziehung, in der die Frauen gezeigt werden. So wird nicht nur eine Klärung des jeweiligen Begriffes bzw. der Sprachvariante erreicht, sondern es kann auch die Motivation für den speziellen Gebrauch aufgezeigt werden. Eine eventuelle Diskrepanz zum bestehenden Frauenbild oder dem Idealbild, das man(n) von (s)einer Frau hatte, wird in einer abschließenden Betrachtung dieses Kapitels zu klären sein.

3.4.2 Die Sprache der Frauen im Kontakt mit anderen Sprecherinnen und Sprechern

Die Sprache von Frauen ist - vor allem im Untersuchungszeitraum - unter zwei Aspekten zu betrachten: Zum einen sind, darauf wurde bereits hingewiesen, die Frauen durchaus als eigenständiger Faktor innerhalb einer von Männern dominierten Welt zu sehen. Zum anderen aber ist gerade darum die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schicht ein entscheidender Faktor für die Ausbildung und Tätigkeit und damit auch für den Umgang mit Sprache. Nicht zuletzt auch deshalb ist es von Interesse, den Sprachgebrauch von Frauen gegenüber Frauen bzw. gegenüber Männern getrennt zu betrachten.

Was das Sprachverhalten Frauen gegenüber angeht, so ist als einziges Beispiel in den untersuchten Texten die Unterhaltung zwischen Ursula und Margarethe zu nennen und genauer zu betrachten. Denn die beiden sind zwar Bürgerinnen, aber nehmen trotzdem eine unterschiedliche Position ein.

Was den Kontakt zu Männern angeht, so geht es an dieser Stelle nicht um die Herausarbeitung einer sprachlichen Schicht oder die Darstellung von Unterschieden in der gewählten Sprache, sondern um den Umgang der zwei Geschlechter miteinander, die ja immer auch Angehörige einer bestimmten Schicht sind. Die Frage ist daher, wie hier ein

gleiches oder unterschiedliches Sprachverhalten überhaupt festgemacht werden kann, an welchen Punkten eine Sprachbetrachtung einsetzen kann.

Zunächst ist sicher aufschlußreich, mit welchen Männern, mit welchen Frauen die gezeigten Frauen zu tun haben - stehen sie auf derselben gesellschaftlichen Stufe oder auf einer anderen? Welche gegenseitige Wertschätzung läßt man sich zukommen? Diese wird naturgemäß vor allem in der Anrede deutlich. Das ist sicher ein Ausgangspunkt. Das bedeutet aber auch eine Betrachtung und Zuordnung der unterschiedlichen Lebensbereiche bzw. Themen: Wo sind Gemeinsamkeiten, wo ergeben sich Unterschiede unter geschlechtsspezifischem Aspekt? Diese zwei Punkte, die gegenseitige Anrede wie auch die behandelten Themen, sollen denn auch Hauptbestandteil der folgenden Darstellung sein.

3.4.2.1 Die Sprache Frauen gegenüber

Zu bemerken ist, daß in den untersuchten Textsorten insgesamt sehr wenige Frauen im direkten Kontakt geschildert werden. In der untersuchten Briefliteratur ist kein Brief, der von einer Frau an eine Frau gerichtet wäre, und auch im Fastnachtspiel werden sehr wenige Gespräche «von Frau zu Frau» geschildert. Zu erinnern ist an das «Eggenziehen», das ja aber in der Form eines Reihenspieles gestaltet ist und daher kein direktes Gespräch zwischen den Frauen zeigt. Als eines der wenigen Beispiele hierfür soll die Gesprächsführung zwischen Margarete und ihrer Dienerin Ursula in dem Fastnachtspiel «Der Eifersüchtige» von Hans Sachs genauer betrachtet werden.

Beide Frauen sprechen über dasselbe Thema - und sind sich in ihrer Ansicht auch einig: Die krankhafte Eifersucht des Hausherrn muß möglichst rasch und effektiv geheilt werden. Unterschiedliche Meinungen bestehen lediglich über die «Heilmethode»: Während die Dienerin Ursula dazu rät, wirklich ein Verhältnis mit dem Diener des Nachbarn zu beginnen, beschließt Margarethe, das Rollenspiel ihres Mannes als Chance zu nutzen, um ihn mit seinen eigenen Waffen zu schlagen. Manifestiert sich diese unterschiedliche Haltung auch in einer unterschiedlichen Sprache?

Ein erster Unterschied im sprachlichen Verhalten der beiden Frauen findet sich in der Anrede. Das ist nicht bemerkenswert, da sie ja trotz der Zugehörigkeit zu derselben sozialen Schicht - beide sind Bürgerinnen - doch eine unterschiedliche Position einnehmen. Mit diesem Unterschied ist wohl auch die Art und Weise zu begründen, wie die beiden Frauen über den Hausherrn sprechen - über dessen Verhalten seiner Frau gegenüber sie ja einer Meinung sind: Während Ursula bedauert, «daß der grobe mann/ ein frommes biederweib soll han», möchte Margarethe ihrem Ehemann, den sie als «grogen eyfernden lappen» bezeichnet, einen Streich spielen und ihn so von seiner Eifersucht heilen.

Darin mag auch der Grund liegen, daß die Sprache der beiden Frauen sich nicht in der lautlichen Qualität unterscheidet - wobei jedoch, auf diesen Aspekt wurde im Zusammenhang mit der phonologischen Untersuchung der Texte hingewiesen, speziell auch auf dieser sprachlichen Ebene die Vorgaben der Textsorte Fastnachtspiel nivellierend wirken und so etwaige vorhandene Unterschiede verwischen können.

3.4.2.2 Die Sprache Männern gegenüber

3.4.2.2.1 Die Anrede und Bezeichnung von Frauen durch Männer

Auf die Bedeutung der Anrede als Ausdruck der Beziehung zwischen zwei Gesprächspartnern wurde bereits eingegangen. Dieses Kriterium gilt auch für die Untersuchung eines frauenspezifischen Sprachverhaltens. Sicher ist auch an dieser Stelle eine Betrachtung die Selbstbezeichnung wichtig, die die Frauen(figuren) im Dialog mit anderen Figuren oder Personen wählen. Festzustellen ist an dieser Stelle jedoch nochmals, daß die Darstellung eines bewußten oder unbewußten Einsatzes von Anredeformen zwar insgesamt betrachtet sehr wohl von Interesse für eine soziologisch orientierte Sprachanalyse ist, jedoch kaum als für den Sprachgebrauch eines bestimmten Ortes charakteristisch zu erklären sein wird.

Betrachtet werden soll zunächst, welche Form der Anrede für Frauen in den Fastnachtspielen von welchen Figuren gewählt wird. Ob die Wahl dieser Anredeformen der historisch gesehen üblichen Norm entspricht oder ob, was nach dem Inhalt der Fastnachtspiele zu erwarten wäre, auch die für die Anrede oder Bezeichnung gewählten Formen karikierend wirken, soll ein Vergleich mit den ausgewählten anderen Texten erweisen.

Auffällig ist die Variation der Bezeichnungen für die Frau in den Texten Hans Rosenplüts:

<i>Frau:</i>	Und hu ^e tt euch vor pier, es sey frau oder man...	(Arzt, Z. 101)
	Hie werdet ir horen ein vaßnacht spil Von einem bauern und einer frauen, Die wollen sich hie laßen schauen...	(Bock, Z. 2ff.)
	Ich bin ein ein eynfeltige frau...	(Bock, Z. 52)
	Aristoteles der hoch doctor, Der hat nye gelauffen vor. Einer frauen list in uberkam, Das alle seine weißheit in im wurdt lam.	(Bock, Z. 81ff.)
<i>Weib:</i>	Er sey junk, alt, man oder weib, Der laß seinn prunnen hie besehen!	(Arzt, Z. 8ff.)
	Ir herren, nu wil ich horen! Das weib begert, den bauern zutoren...	(Bock, Z. 73ff.)
	Secht, weibes list ist so tieff, Das in kein man nie vorgelieff.	(Bock, Z. 79ff.)
	So weißlich richt er auß all sein geschefft. Noch hette ein weib in also geefft...	(Bock, Z. 99ff.)
<i>Jungfrau:</i>	Der prunn ist einer jungen frauen, Die hat in vor mer lassen schauen.	(Arzt, Z. 43)
	Sagt mir auch, junckfrau Adelhait, Wie habt ir all so lang gespart?	(Egge, Z. 43)

Maid: Der prunn, der ist einer hausmeyt,
Die hat sich zu dem knechtt geleyt (Arzt, Z. 71ff.)

Der mair fragt die ersten
Meyt Gerhaus, saget an mit fug,
Warumb zyhet ir in disem pflug? (Egge, Z. 33ff.)

Die Bezeichnungen *Weib* und *Frau* stehen also nahezu gleichberechtigt nebeneinander als Ausdruck für eine weibliche erwachsene Person. Trotzdem ist ein Bedeutungsunterschied aufzuzeigen, der besonders in den Stücken der ersten Fastnachtspielgruppe zum Tragen kommt. Während die Bezeichnung *Weib* die Frau in ihrer Rolle als erwachsene Frau und Ehefrau meint, beinhaltet der Begriff *Frau* den Aspekt der Herrschaft, wiewohl er sich von der strengen Bedeutung 'Herrin' offenbar gelöst hat.

Der Einsatz der Bezeichnung *Jungfrau* in den Stücken von Hans Rosenplüt zeigt, daß dieses Wort bereits in seiner verallgemeinerten Bedeutung gebraucht wird, denn gemeint sind hier, z.B. in dem Stück «Das Eggenziehen», sicher nicht Edelräulein. Gerade deshalb bildet die Anrede einen Komik erzeugenden Kontrast zu der Rolle, die die befragten Frauen in diesem Stück spielen.

Meyd zeigt die Frau in ihrer Funktion als Dienstmagd, eine Bedeutung dieses Wortes, die neben den Bedeutungen 'Mädchen' und 'Jungfrau' steht. Die beiden letzteren Bedeutungen werden von den Begriffen *Jungfrau* bzw. (bei Hans Sachs) *Dirne* abgedeckt. Eine weitere Differenzierung stellt die Bezeichnung *hausmeyt* dar.

Frauen werden mit Namen angesprochen, auch wenn sie Mägde sind und, wie z.B. in dem Stück «Das Eggenziehen», niedrige Arbeit verrichten müssen. Besonders in diesem Stück ergibt sich die Komik aus der Kontrastierung zwischen der Funktion der dargestellten Personen - die Dienstmägde werden als Pferde eingesetzt, die schwere Feldarbeit verrichten müssen und dabei nicht geschont werden sollen - und der Anrede, die gewählt wird: Zum einen werden sie in ihrer Position als Frauen mit der respektvollen pronominalen Anrede *ihr* bedacht, zum anderen werden die Namen für sie in ihrer Funktion als Pferde speziell ausgewählt. Es sind Namen, die nach der Farbe des Felles der Tiere gegeben sind oder ein Pferd mit einer speziellen Fellfärbung bezeichnen: *Gromann* (Grauschimmel, fnhd. Glossar, S.) und *Pleßlein* (gemeint ist wohl: mit einer Bleße, d.h. einem weißen Fleck auf der Stirne versehen, D.M.), *Felblein* (d.h. gelbliche Färbung), *Preunlein* (d.h., braune Färbung), *Replein* (d.h. Rappe, also ein schwarzes Pferd) und *Fuchßlein* (also ein Fuchs, d.h. ein rotbraunes Pferd). Die Diminutivform *-lein* drückt eine fast fürsorgliche, liebevolle Haltung aus, wie man sie eventuell Nutztieren gegenüber einnimmt, von denen man abhängig ist. Ein Einsatz von Traktoren ist ja nicht möglich, man ist also auf die Arbeit der Pferde angewiesen, die mit der Erfindung des Kummets an Stelle von Ochsen ebenso als Zugtiere eingesetzt werden und wegen ihrer größeren Leistung eine fast noch höhere Wertschätzung erfahren.²⁰ In mindestens ebenso großem Maße sind sie jedoch ein Statussymbol, dessen Besitz Ansehen verleiht. An dieser Stelle kann lediglich ein Hinweis auf den Brief des Markgrafen Friedrich von Brandenburg erfolgen. Er bezeichnet die Pferde nach anderen Kriterien. Die Motivation für eine eventuell unterschiedliche Bezeichnung desselben Gegenstandes bzw. derselben Tatsache ist an anderer Stelle im Zusammenhang mit der Untersuchung des gebrauchten Wortschatzes behandelt worden (Kap. 2.4).

In den Stücken von Hans Sachs werden Frauen im Gespräch sowohl mit Frauen als auch mit Männern gezeigt. Die Beziehung zwischen Herrin und Dienerin beispielsweise im «Eifersüchtigen» gewinnt eine persönlichere Dimension, die nicht zuletzt in der Anrede

²⁰ hierzu siehe Friedrich Klemm, Geschichte der Technik. Reinbeck bei Hamburg, 1983

der betreffenden Person ihren Ausdruck findet. Folgende Bezeichnungen wählt Hans Sachs:

<i>Frau:</i>	Eh wenn mein Frau kumb auß der Stadt...	(Kalb, Z. 99)
	Forcht, sorg und angst mich lehren thet, Welche ich het zu meiner Frauen.	(Kalb, Z. 248 f.)
	Du schendest aller Frauen namen.	(Kalb, Z. 302)
	Frau, so macht im sein Eyfern war!	(Eifer, Z. 20)
	O Frau, entschlagt euch solcher lieb..	(Eifer, Z. 131)
	Mein Frau, ich bitt umb gnad und gunst!	(Eifer, Z. 333)
<i>Weib:</i>	Das mir doch hat mein Weyb verboten...	(Kalb, Z. 90)
	Mein Weyb thut ahn das auff euch zieln..	(Kalb, Z. 287)
	Ach weh mir armutseling Weib!	(Eifer, Z. 1)
	Herr Got, wie weh ist einem Mann, Der ein schon, junges Weib ist han...	(Eifer, Z. 53)
	Und hilfft doch nit; dann Weibes list Unerforscht und ungrundlich ist...	(Eifer, Z. 59)
	Die sache geh nicht gleich zu Mit meim Weib...	(Eifer, Z. 158)
	Ho ^r , Weib, ich wil wissen von dir, Daß du allhie thust sagen mir, Wer doch der lausig Pfaffe sey...	(Eifer, Z. 296)
<i>Diern:</i>	Du aber geh hin, liebe Diern...	(Eifer, Z. 231)

Die Anredeform bzw. Bezeichnung *Meyd* erscheint nur in der Regieanweisung, sonst wird die Dienerin mit ihrem Namen angesprochen.

Die Bezeichnung *Frau* scheint hier die Überlegenheit der Frau zu beinhalten, auch dem Ehemann gegenüber; sie drückt aber auch eine Erwartungshaltung aus, wie sich ein weibliches Wesen zu verhalten hat. Die Bezeichnung *Weib* dagegen meint sehr eindeutig die Frau in ihrer Rolle und in ihrem Stand als Ehefrau. Die Beziehung zu Untergebenen, also etwa zu einer Dienstmagd, basiert jetzt, wo es gezeigt wird, eher auf einem Vertrauensverhältnis denn auf einem Verhältnis zwischen Herrn oder Herrin und Magd oder Knecht. Die Herrin wählt eine Bezeichnung, die nicht ihre Funktion, sondern ihren Zustand - Ursel ist eine junge Frau - zum Ausdruck bringt. (Nicht nur zwischen diesen beiden Frauen besteht ein solches auch auf Vertrauen basierendes Verhältnis; in dem Stück «Der abhanden gekommene Jann» von Jakob Ayrer, auf das noch einzugehen sein wird, wird eine ähnliche Herr-Diener-Beziehung zwischen zwei Männern geschildert). So ist es Ursula - als Dienerin - ungestraft und ungerügt möglich, Kritik an ihrem Herren zu äußern. Margarethe, ihre Herrin, macht ihr lediglich klar, daß sie das bestehende Problem,

die krankhafte Eifersucht ihres Ehemannes, anders lösen möchte, als Ursula dies tun würde:

Ursula, die Meyd, spricht

Frau, so macht im sein Eyfern war!
Schad ist es, daß der grobe Mann
Ein frommes Biderweib sol han.
Schaut euch umb nach einer Bulschafft,
Darmit sein Eyfer wird gestrafft
Und ir euch eurs unmuts ergetzt.

die Frau spricht

Du sichst wol, wie er mir zu setzt
Und allzeit hat auff mich sein spu^{er}:
Ich darff kein tritt thun fu^r die Thu^{er};
Ach, wie ko^{ndt} ich denn Bulschafft treiben? (Eifer, Z. 26ff.)

Und etwas später zu Ursula, als diese einen, wie sie glaubt, passenden Vorschlag gemacht hat:

Urschel, du warhafft ru^{ffen} solt.
Ich hab mich fromb ghalten bißher
An ihm. dieweyl und aber er
Seins eyfern je nit ab wil lassen,
So beweiß ich ims solcher massen,
Daß im erst eyfern not muß thon.
Doch wil ich mein Ehr bhalten schon
Und aller Bulrey mu^{ssig} gehn,
Als ein fromb, ehrlich Weib bestehn
Und in meim Ehling stand beharren,
Doch den Eyfrer machn zu eim Narren. (Eifer, Z. 42ff.)

In den Fastnachtspielen von Jakob Ayrer erfährt die Variation der Begriffe, die ein weibliches Wesen bezeichnen können, eine weitere Einschränkung auf die zwei Worte *Frau* und *Weib*:

<i>Frau:</i>	Laßt gar keine Leut zu der Frauen...	(Jann, Z. 36)
	Ir heist auff die Frau sehen mich...	(Jann, Z. 40)
	Wenn zu ir wolten frembte Leut, Es seind gleich Manner oder Frauen Da solst du inen nicht vertrauen..	(Jann, Z. 81)
	Aber ich furcht mich eurer Frauen...	(Jann, Z. 61)
	Ein alter Mann hat viel zu schauen, Wenn er nimmt ein jung Frauen...	(Jann, Z. 107 f.)
	Und ich solt von kostlichen sachn Eur Frauen etwas heimlichs machn.	(Jann, Z. 151 f.)
	Frau, wirst du mir nicht bald auffthan..	(Jann, Z. 424)
	Mein Frau hat mich gar übel geschlagen...	(Jude, S. 2438, Z. 16)
	Mein Frau ist heut glegen die Nacht, Hat mir ein jungen Sohn gebracht...	(Gef. Todt, S. 2467, Z. 8)

Den Pflieger ich gern gewinnen thet.
So geht sein Frau so stoltz daher,
Als wenn's noch drey mal so schön wer. (Gef. Todt, S. 2467, Z. 25)

Het können schencken der Frauen dein
Mit allen obgesetzten dingn. (Gef. Todt, S.2478, Z. 8ff.)

Wer weiß, ob du der Vatter bist,
Weil so gar frü gelegen ist
Dein Frau, mit der du prangst so sehr! (Gef. Todt, S. 2478, Z. 15)

Itzt so ich kaum auffsteh wider,
Legt sich die Frau tödlich nider. (Gef. Todt, S. 2481, Z. 25 f.)

Mein Juncker, der Pflieger, haben wolt,
Das du balt zu jhm kommen solt
Vnd jm gsund machn sein Frauen. (Gef. Todt, S. 2483, Z. 25ff.)

O lieber Nachbar Claus, so schau,
Wie ligt hie so kranck meine Frau! (Gef. Todt, S. 2486, Z. 9 f.)

Weib: Doch hab ich warlich unrecht than,
Daß ich mir fur mein alten Leib
Hab gnommen so ein junges Weib. (Jann, Z. 2ff.)

Und werd ich dergleich mehr erfahrn,
Meim Weib recht kommen hinder die Garn (Jann, Z. 491ff.)

Adonaij, jetzt fürcht ich mich.
Wie wird mein Weib erzürnen sich ... (Jude, S.2435, Z. 23ff.)

Drumb ich ein Gfattern gwinnen will,
Der meim Weib außhelt das Kindbet. (Gef. Todt, S. 2467, Z. 23f.)

Essen und Trincken vnd ein schöns Weib
erhalten bey dem lebn den Leib. (Gef. Todt, S.2472, Z. 28f.)

So hat mein Weib heur im Meyen
Schmaltz gossn, daß ein soll erfreyen. (Gef. Todt, S. 2478, Z. 3f.)

Es zeigt sich, daß diese zwei Begriffe in der Bedeutung 'Ehefrau' nahezu austauschbar sind. Daneben halten sich die Bedeutungen *Weib* = 'allg. weibliches Wesen' und *Frau* = 'Herrin'.

Die Frau als Dienstmagd tritt bei Jakob Ayrer nicht mehr in Erscheinung. Wo jedoch über weibliche Angestellte gesprochen wird, werden sie als *Magd* bezeichnet. So z.B. in dem Stück «Ein Fasnachtspil: Die besessene Bäurin, mit ihrem Pfarrherrn bulent». Der Bauer schimpft über die Unzuverlässigkeit seiner Frau:

Clauß Themagen, der Baur, geht ein vnd ist zornig vnd sagt:
Mein Frau ist heut frü gangen auß
Vnds will nit wider heim zu hauß.
So ist die Magd gangen nach graß.
Im hauß noch kein feur geschirt was.
(Die besessene Bäuerin, S. 2653, Z. 27)

Die bis dahin gebrauchte Bezeichnung *Maid* impliziert im Gegensatz zu der Bezeichnung *Magd* das jugendliche Alter der bezeichneten Person, ebenso wie die oben erläuterte Bezeichnung *Dirne*. Im Gegensatz hierzu ist mit dem Begriff *Magd* eine weibliche Person bezeichnet, die auf einem Bauernhof angestellt ist, jedoch nicht durch ein bestimmtes Alter charakterisiert ist.

Vor allem die Briefliteratur des Mittelalters zeigt auch in den für die Anrede und die Verabschiedung gewählten Formen relativ eindeutig einen von dem Sprachverhalten der Männer unterschiedlichen Sprachduktus der Frauen.

3.4.2.2.2 Die Anrede und Bezeichnung von Männern durch Frauen

Im Fastnachtspiel wird die Frau zunächst abhängig von einem Mann - sei es als Dienerin oder als sozial unter ihm stehend - oder aber als Gespielin, nicht aber als Lebensgefährtin eines Mannes dargestellt. In den Texten von Hans Rosenplüt weist die Anrede auch sozial niedriger stehender Frauen wie z.B. der Dienstmägde im «Eggenziehen» mit Eigennamen, mehr noch aber die pronominale Anredeform *ihr* auf eine prinzipiell respektvolle Haltung gegenüber weiblichen Personen hin - die allerdings durch den Inhalt der geführten Gespräche konterkariert wird. Ein veränderliches Sprachverhalten zeigen dagegen die dargestellten Frauenfiguren: Sie variieren sehr wohl zwischen den pronominalen Formen *ihr* gegenüber sozial höhergestellten und *du* gegenüber sozial gleichgestellten Gesprächspartnern. So z.B.

Die Frau	Jungkherr Dietrich von Turnau, Ich bin ein eynfeltige frau, Ir meynt, euer bauer mug nit liegen?	(Bock, Z. 51ff.)
Der Herr	[...] Ich wett mit euch umb wenig oder vil.	(Bock, Z. 63)
	<i>Er fragt die ander</i>	
	Sagt mir auch, junckfrau Adelhait, Wie habt ir all so lang gespart?	(Egge, Z. 43f.)
gegen		
Die Frau	Zwar, du beschißenner bauer, Ich wolt dir es noch wol machen zusauer! [...] Hett ich es gewist, du beschißenner man, Du hettst mir kein rechnung an meiner kerben getan.	(Bock, Z. 151ff.)
	<i>die frau</i>	
	Jungkher, das sey euch dargeslagen! So wil ich gene, zurichten meinen schragen, Und wil mich zu dem bauern schicken Und wil in vahn in meinen stricken Mit sachen, die ich hab furgenommen, Und wil gar schir zu euch kumen.	(Bock, Z. 67)
	<i>Er fragt die dritten</i>	
	Nu sagt mir, junckfrau Demut, Wie das ir euch nit habt gehut?	
	<i>Die Demut dicit</i>	
	Es hett mirß einer schon versprochen. Des ist ytzo wol vierzehen wochen, Das er mir nye kein antwort gab; Ein andre spenet mir in ab.	

Die ließ sich uber al benaschen
Und spilen in ir untern taschen,
so spilt sie im im seckel oben.
Nymt es ein gut end, so sol mans loben. (Egge, Z. 53ff.)

Das Gegenbild hierzu ist die Herrin, die - angesichts der eigenen Position - im Prinzip un-
erreichbar ist:

Der frauen knecht
Herr, ir habt gar gleych zu gesgt,
Wann die hat mir oft haymlich geclagt,
Das sie sich gern wolt lassen streychen,
Davon die kranckheyt wurd von ir weichen,
Und hat mich selber nye verschmecht.
Nu pin ich ir gedingter knecht
Und dorst es nye mit ir wagen
Und ich hort doch wol an yrm fragen,
Wann sie mich oft in dye kuchen weist,
Darynn man die frauen mit wursten speist. (Arzt, Z. 53ff.)

In den Stücken des Hans Sachs wird die Ehe vielfach von der Frau als Schicksalsgemeinschaft
betrachtet; sie ist von ihrem Mann gewählt worden, es gibt wenig Möglichkeiten, diesem
Zustand zu entkommen.²¹

Die Peurin tritt ein, redt wider sich selb unnd spricht
Ach, was sol ich Arme nur than!
Ich hab ein liderlichen Man
Vertrossn, hinlessig in als dingen
Ich kan in auß dem beth nit bringen,
So treg ist er und gantz mistfaul
Unnd schnarcht die gantz nacht wie ein gaul. (Kalb, Z. 1ff.)

die Peurin spricht zum Pauren
[...] Was hilfft, das ich mich thu erbossen,
Dieweil gar nichtssen hilfft an die;
Den grosten schaden thu ich mir,
Muß doch mit dir behangen sein. (Kalb, Z. 322ff.)

Margaretha, die Frau, gehet ein mit Ursula, ihrer Mayd, und spricht
Ach, weh mir armutseling Weib!
Geangstet wird mein seel und Leib
Von meinem Mann arg und verflucht,
Wellicher hat die Eyfersucht... (Eifer, Z. 1ff.)

So kommt es, daß die Ehefrau sich, wo sie nicht mit viel Humor eine Veränderung her-beizu-
führen sucht, dem Ehemann gegenüber teilweise recht rabiat verhält, Schimpfwor-
te, auch Kraftausdrücke gebraucht - sich also sehr unweiblich benimmt:

Beurin spricht
Du bist, ach, der aller grost Narr,
So er ist in der gantzen Pfarr.
Khey nauß, hack Holtz, du fauler dropff!
Odr ich gieb dir ein druschl an kopff! (Kalb, Z. 275ff.)

²¹ Zu der Darstellung des bürgerlichen (Ehe)Alltags in den Fastnachtspielen
des Hans Sachs wird verwiesen auf die Untersuchung von Erika Kartschoke
und Christiane Reim aus dem Jahr 1978, a.a.O.

Etwas später, nachdem der Pfarrer Grete zu beschwichtigen versucht hat und diese sich gegen die Verteidigung ihres Mannes wehrt:

Beurin spricht

Ge hin, hack holtz! und halt dein maul!

Pfaff spricht:

Gredt, du bist ein grober acker gaul,
weil dein Man so ubel mit ferst.

Baur spricht:

Mein lieber Herr, und wist irs erst,
Ir scheldtwort ich gern vertrug,
Wenn sie mich nur nit raufft un schlug. (Kalb, Z. 289ff.)

Natürlich wird auch den weniger impulsiven - oder besser erzogenen? - Frauen eine kritische Meinung über den Ehemann zugestanden:

Die frau spricht

Ich wil auch mit, dir helffen dosen,
Was nur der Halbnarr an werd fangen;
Er ist je auß dem Hauß nit gangen. (Eifer, Z. 209ff.)

Diese Kritik wird, wenn auch in diesem Fall in liebevoller Form, durchaus auch dem Betroffenen gegenüber geäußert. Trotzdem wird eine deutlich andere Sprache verwendet:

Die frau spricht

Ja, mein mann, das wil ich dir sagen:
Ich hab dir beichttet, lieber Aff,
Da du sasst wie ein ander Pfaff
Im tunckel hinder dem Altar... (Eifer, Z. 309ff.)

In diesem direkten Gespräch mit dem Hausherrn wird deutlich, daß nur die geringe Distanz es Margarethe überhaupt erlaubt, ihren Mann mit einem Schimpfwort zu belegen.

Umgekehrt resultiert aus dem Selbstbewußtsein der Frauen die Furcht der jeweiligen Ehemänner vor den Zornesausbrüchen, die so gerne zur Schau getragen wird:

Der Paur spricht:

Forcht, sorg und angst mich lehren thet,
Welche ich het zu meiner Frauen. (Kalb, Z. 248f.)

Herman Dol hebt beidt hendt auff unnd spricht

Mein frau die wu^rt es glauben eben,
Wenn ir von Striegel Christen sagt,
Darmit sie ubertag mich blagt;
West sie erst, das sin Bachn het,
Die Hellisch marter sie mir ahn thet.
Ich bit, macht mir kein bo^ese Eh! (Schinken, Z. 290ff.)

In den Texten von Hans Sachs werden weibliche Personen nicht nur von nahestehenden, sondern auch von sozial über ihnen stehenden Personen geduzt und vertraulich mit Namen, meist mit dem Vornamen, angesprochen. Die sozial höher stehende Person wird mit *ihr* angesprochen. So z.B. die Herrin:

Ursula, die Meyd, spricht

Frau, so macht im sein Eyfern war!
Schad ist es, daß der grobe Mann
Ein frommes Biderweib sol han...

Die Frau spricht

Du sichst wohl, wie er zu mir setzt,
Und allzeit hat auff mich sein spur... (Eifer, Z. 20ff.)

Die Darstellung der Figuren durch Jakob Ayer geht auch in diesem Punkt über eine bloße Karikatur hinaus. So hat z.B. die Wut der Sarah auf ihren so wenig geschäftstüchtigen Mann einen ganz konkreten Hintergrund:

Du hast kein Gülten gwunnen, sider
Ich mit dir Hochzeit ghalten han.
Thust stets mit solchen sachn vmbgahn.
Vnd solt ich dirs lang sehen zu,
So machst mich noch zum Bettler du. (Jude, S. 2438, Z. 3ff.)

Die Beschimpfung Aarons fällt jedoch eher milde aus, wenn Sarah ihn als «entwichten und heillosen mann» () bezeichnet. Der berechtigte Zorn über sein Verhalten ist wohl auch der Grund, daß Aaron die Prügel, die ihm seine Frau verabreicht, als gerechte Strafe empfindet:

Mein Frau hat mich gar übel geschlagen
Iedoch muß ich die Wahrheit sagn,
Sie hat mir nit fast vnrecht thon. (Jude, S. 2438, Z. 16)

Man baut sich also ein gemeinsames Leben auf, jeder muß seinen Beitrag dazu leisten. Noch stärker kommt diese Gemeinsamkeit im Fall des Bauern Utz Überlast und seiner Frau Ottilie zum Ausdruck: Gemeinsam schmieden beide einen Plan, um die Heilkunst des Bauern Gerngast auf die Probe zu stellen.

Ottilia sagt:

Du hast schier errahten, mein Gsell!
Ich glaub auch, das er zaubern thu,
Dann mit jhm geht es nicht recht zu.
Wie menst, wens nicht ein meinung wer,
Das ich mich thet legen daher
Vnd stelt mich gleich, sam wolt ich sterbn.
Vund du thest vmb sein hilff mir werben,
Ob er mir würd gleich sagen zu?

Vtz Vberlast sagt:

Ja werla! dich herlegen thu!
So will ich gehn vnd holen jhn. (Gef. Todt, S. 2485, Z. 21ff.)

Die Bezeichnung *Geselle*, hier in der bereits verallgemeinerten Bedeutung «Gefährte», die Ottilie hier für ihren Mann wählt, betont durchaus dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit des Ehepaares.

Doch auch die Abneigung der Duplicia gegen ihren Mann wirkt, wohl besonders durch den Kontrast zu dem Gespräch mit ihrem Liebhaber Amator, nicht mehr als Karikatur, sondern eher wie eine Boshaftigkeit; die betont höfliche Anrede bei der Wiederkehr ihres Ehemannes, die bereits oben dargestellt wurde, wirkt im Gegensatz zu der liebevollen Anrede des Amator denn auch eher höhnisch als höflich oder respektvoll.

Duplicia sagt:

Ach, mein Hertzlieb, ich euch sehr bit,
Ihr wolt michs nicht entgelten lahn.
Der alte Eyferer, mein Mann,
Der wird den Lecker und Boßwicht
Wider mich haben abgericht... (Jann, Z. 236)

Es zeigt sich insgesamt für die Darstellung der Frau im Fastnachtspiel, daß sie zum einen eine veränderte - gleichberechtigtere, partnerschaftlichere - Position gegenüber den Männern - ihren Ehemännern - einnimmt. Zum anderen zeigt sich aber auch deutlich, daß,

selbst im Fall einer problematischen Grundkonstellation, die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht ein entscheidender Faktor für die in der Konfliktsituation gewählte Sprache ist.

Was die Briefliteratur angeht, so ist zunächst zu konstatieren, daß die untersuchten Briefe durchgehend an männliche Verwandte gerichtet sind, sich die Anredeform daher naturgemäß auf die Verwandtschaftsbezeichnung und den Namen beschränkt. Deutlich wird jedoch, daß man in höherer Position und in den früheren Briefen eher die Verwandtschaftsbezeichnung, in den späteren Briefen dagegen und mit zunehmender Vertrautheit den Namen des Adressaten für die Anrede wählt.

3.4.2.2.3 Die Anrede - Resümee

Was die Anrede und Bezeichnung von Frauen durch Männer angeht, so läßt sich insgesamt feststellen, daß weniger die Entwicklung der Bezeichnungen, die für Frauen gewählt werden, im Zusammenhang mit der soziolinguistischen Untersuchung von Interesse ist. Eine Differenzierung der Bezeichnungen für weibliche Personen findet in den Fastnachtspielen dort statt, wo sie notwendig ist. D.h., daß unterschiedliche Bezeichnungen nicht ein Indiz für einen unterschiedlichen Gebrauch, sondern vor allem für eine Notwendigkeit der Benennung sind. Vielmehr war zu zeigen, wer in welchem situativen Kontext welche Bezeichnung wählt.

Zwei Kriterien vor allem führen, wie sich zeigt, zu einem Unterschied bei der Bezeichnung weiblicher Personen, wo eine neutrale Benennung und nicht ein Eigenname gewählt wird: das Alter der Frau und ihr Eingebundensein in eine wie auch immer gear- tete soziale Beziehung.

Zur Anrede durch Frauen lassen sich zusammenfassend folgende Feststellungen machen: Zunächst fällt auf, daß zum einen kaum Dialoge zwischen Frauen gezeigt werden. Wie also sprechen Frauen mit (ihren) Männern? Wichtig scheint auch hier, daß sozial niedriger stehende Frauen da andere Umgangsformen pflegen als Männer: Bäuerinnen etwa neigen leichter zur Unhöflichkeit auch gegenüber dem Ehemann als Bürgerfrauen, auch wenn sie etwa die Stellung einer Dienerin haben.

3.4.2.2.4 Die Themen

Was die in den untersuchten Texten angesprochenen Themen betrifft, so wurde in dieser Untersuchung von einer «Dreiteilung» der Lebenserfahrung eines jeden Menschen ausgegangen, die natürlich eine jeweils individuelle Ausprägung besitzt - ein Aspekt, der am Beispiel schriftlich überlieferter Texte alleine kaum festzumachen ist. Trotzdem soll der Versuch unternommen werden, die untersuchten Texte, soweit Dokumente vorhanden sind, die das Leben von Frauen und Männern gleichermaßen zeigen, auf eine geschlechterspezifische Verteilung der Bereiche öffentliches/ berufliches und privates Leben wie auch Religion hin zu beleuchten. Vorauszusetzen ist zwar, daß alle drei Themenbereiche für beide Geschlechter von Bedeutung sind. Gezeigt werden soll jedoch, wieweit die Dokumente in diesem Punkt den Erwartungen - Frauen = überwiegend privates Leben, Männer = überwiegend öffentliches/ berufliches Leben + Religion - entsprechen. In diesem Zusammenhang ist auch hinzuweisen auf eine eventuell unterschiedliche Ausrichtung des jeweiligen Bereiches. Die Darstellung soll in der Form erfolgen, daß zunächst die soziale Position der SprecherInnen in den untersuchten Textsorten kurz charakterisiert wird, da sie ja bei der Wahl der Sprache durchaus eine Rolle spielen kann. In welcher Lage stehen sich Frauen und Männer gegenüber? Anschließend soll sich danach eine Darstellung der sprachlichen Form der Behandlung dieser Themen zwischen den Gesprächspartnern bzw. durch beide Geschlechter. Eine zu

diesem Themenkreis verfaßte Untersuchung von Senta Trömmel-Plötz²² kann für diesen Aspekt wertvolle Hinweise liefern; es müssen jedoch im Fall einer historischen Untersuchung naturgemäß andere Details berücksichtigt werden, als dies für die Untersuchung von aktuellem Sprachverhalten der Fall ist. Da ja die eventuell unterschiedliche Wiedergabe von Sprache an anderer Stelle dargestellt wurde, wird für den folgenden Teil der Untersuchung wichtig sein, ob und gegebenenfalls in welcher Weise Männer und Frauen vor demselben historischen Hintergrund sprachlich mit denselben Lebensbereichen bzw. Themen umgehen. Dies wird am deutlichsten, wenn man den im jeweiligen Zusammenhang gewählten Wortschatz, eventuell die Wortbildung charakterisiert. Wichtig werden an dieser Stelle vor allem die Texte der Briefe und Fastnachtspiele sein, da ja, wie gezeigt wurde, Einblattdrucke nicht von Frauen verfaßt wurden. Wie stark textsortengebunden die Themen und ihre Behandlung durch Männer bzw. Frauen sind, wird jedoch erst abschließend festzustellen sein.

Was die Fastnachtspiele angeht, so sprechen die Frauen zunächst mit den Männern aus einer unterlegenen Position heraus. In den Texten von Hans Sachs dann stehen sich die Geschlechter als ebenbürtige (Ehe)Partner gegenüber. Dies setzt sich in den Texten Jakob Ayrsers fort.

Was die Briefliteratur angeht, so zeigt sich - aufgrund der Tatsache, daß die in den Fastnachtspielen gezeigten unteren Schichten nicht schreiben konnten - ein etwas anderes Bild. Die Äbtissin, die ihren Brief an einen männlichen Verwandten verfaßt, steht qua ihres Standes außerhalb jeder sozialen Wertung. Die Briefe an Paulus Behaim werden von weiblichen Verwandten, also «von gleich zu gleich» verfaßt. Die Verbindung zwischen Magdalena Paumgartner und ihrem Ehemann besteht zwar auch als Partnerschaft von Angehörigen derselben sozialen Schicht. Doch zeigt sie einen anderen Aspekt der Verwandtschaft: Man ist nicht «zufällig» in dieselbe Familie hineingeboren, sondern hat sich bewußt zu einer Verbindung, zu einer gemeinsamen Lebens- und Haushaltsführung entschlossen. An dieser Stelle zeigen sich Parallelen zu den Fastnachtspielen, in denen letztlich eine - gute! - Ehe die Idealform einer Verbindung zwischen Mann und Frau ist. Einen realistischen Blick jedoch zeigt in diesem Punkt weniger Hans Sachs als vielmehr Jakob Ayrer, der auch um die Schattenseiten - bei beiden Partnern - weiß.

An dieser Stelle schien der Verweis auf einen Unterschied oder die Ausgewogenheit der sozialen Position wichtig. Über was, dies soll die nächste Frage an die untersuchten Texte sein, spricht man als Mann, als Frau? Zunächst ist die Häufigkeit, mit der ein Thema Gegenstand eines Textes oder einer Rede ist, von Bedeutung. Welche Themen - oder welche Aspekte dieser Themen - vermeidet man eventuell? Welche Sprache findet man dafür auf den beiden Seiten? Mit welchen Konnotationen wird das Thema verbunden? Das kann zum Beispiel über die Wahl einer vulgären, neutralen oder euphemistischen Bezeichnung ausgedrückt werden. Zum anderen können beispielsweise charakterisierende Adjektive verwendet werden oder eben nicht.

Was den Bereich des öffentlichen Lebens betrifft, so wurde bereits ausgeführt, daß sich eine unterschiedliche Verteilung für Männer erkennen läßt, was Tätigkeitsfelder angeht: Frauen ist eher der häusliche Bereich zugeordnet, Männern der aushäusige Bereich. In diesem Punkt stimmen Fastnachtspiel und Briefliteratur überein. Weiter läßt sich vor allem für die männliche Sichtweise ein starker Bezug zum eigenen Stand und dessen Repräsentation nach außen registrieren, der für Frauen eher sekundär zu sein scheint -

²² Senta Trömmel-Plötz: Linguistik und Frauensprache, a.a.O.
Siehe hier besonders Abschnitt 3
der Untersuchung über «Frauen und ihr sprachliches Verhalten»
(S. 21 f.)

auch dies ja ein Zeichen für die Ausrichtung eher nach außen als auf den kleinen, familiären Kreis.

Auf der sprachlichen Ebene läßt sich übereinstimmend für beide Geschlechter die Entwicklung einer sehr praktischen Herangehensweise registrieren. Das läßt etwa für die männliche Seite die zunehmende Benennung von Gegenständen, die zu der jeweiligen Tätigkeit nötig sind, oder, für die Frauen, die zunehmende Erwähnung und Beschreibung von Produkten erkennen. Weniger wichtig ist jetzt, mit welcher Wirkung auf die Umgebung die Gegenstände verbunden sind, wichtig dagegen wird das Lob für eine glückliche Arbeit, das Ansehen verschafft und über das etwa Albrecht Dürer seinem Freund und Gönner Willibald Pirckheimer berichtet - oder, im Gegenteil, der Tadel für nicht korrekt ausgeführte Arbeit, etwa im Fall der Bäuerin Grete im «Kälberbrüten».

Der Bereich des privaten Lebens wird im Fastnachtspiel zunächst von Männern vor allem in Zusammenhang mit dem Bereich der Sexualität gebracht, das bedeutet eine sehr am Körperlichen orientierte Zweierbeziehung. Später jedoch verändert sich diese Haltung in Richtung auf eine - mehr oder weniger komplizierte und stabile - an Gefühlen festzumachende eheliche Gemeinschaft oder gar die Gründung einer Familie. Hierfür ist im Fastnachtspiel der Bauer Claus Gerngast allerdings das einzige Beispiel, während in der Briefliteratur sehr bald der Austausch mit der Familie einen Hauptgrund für das Schreiben von Briefen darstellt. (Zunächst jedoch ist auch hier die Wirkung, die ein schönes Pferd auf die Damenwelt ausübt, von großer Bedeutung.) Betrachtet man dagegen die von Frauen handelnden oder von Frauen verfaßten Texte unter thematischem Aspekt, so steht vor allem der private Bereich im Vordergrund. Auch wenn sich, wie im Fall der Männer, eine unterschiedliche Ausrichtung dieses Themenkreises ausmachen läßt: Die Frauen werden zunächst als mindestens ebenso an Sexualität interessiert dargestellt wie die Männer. Dann jedoch sind sie diejenigen, die mit der Wohnung bzw. dem heimischen Bauernhof in Verbindung gebracht werden, was nicht nur durch die spezifischen Aufgaben, sondern auch durch die Versorgung der Familie bedingt ist. Die Männer dagegen bewegen sich, wenn auch aus unterschiedlichen Motiven, vom «heimischen Herd» weg. Im Fall des Fastnachtspieles wird diese Situation natürlich für die Darstellung entweder der Ehrlichkeit der Frau, die sie gegenüber anderen verteidigt (Margarethe im Eifersüchtigen) oder aber ihrer Untreue genutzt (Duplicia im «abhandengekommenen Jann»). Einziges Gegenbeispiel, also eine Frau, die, wenn auch mit bösen Vorahnungen, ihr Heim verläßt, um in der Stadt Handel zu treiben, ist die Bäuerin Grete im Fastnachtspiel vom «Kälberbrüten» des Hans Sachs. Diese beschriebene Zuordnung findet sich sowohl im Fastnachtspiel wie auch in der Briefliteratur.

Auf der sprachlichen Ebene zeigt sich, wo der private Bereich zunächst in den Fastnachtspielen angesprochen wird, kein großer Unterschied in der Behandlung durch Männer und Frauen. Auch Frauen verwenden Vulgärwortschatz. Ein Wandel ergibt sich später mit der Hinwendung zur Lebensform der Familie. Es wird Wortschatz aus diesem Bereich verwendet, man erkundigt sich nach dem Befinden der eigenen Familie und der Verwandtschaft. Die Briefe der Schwester und der Tante des Paulus Behaim zeigen deutlich nicht zuletzt die Erwartungen bezüglich der Ausbildung, die in den Auslandsaufenthalt des Bruders bzw. Neffen gesetzt werden. Selber allerdings sind die zwei Frauen offensichtlich nicht an den Geschäften in irgendeiner Form beteiligt, wiewohl Paulus doch von Zeit zu Zeit um die Besorgung und Übermittlung verschiedener Gegenstände - etwa Stoffe, Faden oder Tapiserie - gebeten wird. Vermittelt werden in den Briefen darüber hinaus jedoch auch viele persönliche Erlebnisse und Gefühle, auch werden Neuigkeiten aus dem Verwandten- und Bekanntenkreis berichtet. Auch die Briefe seines Onkels Michael weisen eine Zweiteilung zwischen familiären und beruflichen Themen auf. Eine andere Gewichtung erfahren diese Aspekte in den Briefen des Ehepaar-

res Paumgartner, und besonders am Beispiel dieses Briefwechsels läßt sich zeigen, in welchem Ausmaß sich die Intensivierung der Beziehung zwischen den Brautleuten und späteren Ehepartnern auf die Wahl der Sprache auswirkt. Selbstverständlich erfährt auch Balthasar aus den Briefen seiner Frau den neuesten Klatsch aus der Heimat. Viel wichtiger jedoch scheint für Magdalena der Austausch mit ihrem Ehemann zu sein. Sie möchte ihm vermitteln, wie es der eigenen Familie geht, möchte erfahren, wie er sich fühlt. Nicht zuletzt möchte sie ihm ihre Verbundenheit und ihre Gedanken an ihn mitteilen. So ist es für sie auch selbstverständlich, an seinen Geschäften Anteil zu nehmen und ihn um Besorgungen für den heimatlichen Haushalt zu bitten. Mindestens ebenso viel ist in den Briefen von Balthasar Paumgartner an seine Frau von der eigenen Gesundheit die Rede wie von gesellschaftlichen Ereignissen oder dem Erfolg der Geschäfte oder den Umständen seines Aufenthaltes auswärts.

Der Bereich der Religion wird zunächst in Verbindung mit Religionsausübung gebracht, gegen Ende des Untersuchungszeitraumes jedoch steht immer mehr die Bedeutung der Religion für das Leben des Individuums im Vordergrund. Für Frauen wie auch für die Männer sind Religion und Religionsausübung ein nicht wegzudenkender Bestandteil des alltäglichen Lebens. Doch ist nicht zu übersehen, daß der Anteil der direkten Äußerungen von weiblichen Vertretern der Geistlichkeit - die es natürlich sehr wohl gab -, verschwindend gering ist gegenüber dem Anteil an Äußerungen von Männern diesbezüglich. Wobei, wie bereits angedeutet wurde, an dieser Stelle das Textmaterial eingeschränkt ist und keinen direkten Vergleich zuläßt: Briefe von männlichen Geistlichen sind im Untersuchungsmaterial nicht vorhanden, und Frauen waren an der Erstellung der Einblattdrucke mit letztlich religiösem Inhalt sie offenbar nicht beteiligt. Der Bereich der Religion ist auch im Zusammenhang mit einer geschlechtsspezifischen Untersuchung der gewählten Sprache mit der gebotenen Zurückhaltung zu betrachten. Letzlich soll das Ergebnis eine Darstellung der von den beiden Geschlechtern wahrgenommenen angesprochenen Bereiche der Religion sein. Wo geht es eher um die «praktische» Seite, also um Religionsausübung oder die Vermittlung von Religion, wo geht es eher um die «Theorie», also um die Bedeutung der Religion an sich? Bereits angedeutet wurde, daß an dieser Stelle als Grundlage die christliche Religion gilt, eine Auseinandersetzung über den Wert einzelner Religionen nicht (mehr) stattfindet. In der Ausübung von Religion, d.h. etwa bei einem Kirchengang, werden lediglich Frauen gezeigt, bei der Vermittlung von Religion werden Männer in der Funktion des Pfarrers gezeigt. Die Äbtissin des Katharinenklosters wiederum schreibt vorrangig in Ausübung ihres Amtes, und so steht auch der «berufliche», praktische Aspekt zumindest bei dieser Gelegenheit im Vordergrund, trotzdem sie ihrem Onkel auch eine ganz persönliche Meinung zugesteht und diese respektiert. Wenig erstaunlich ist daher, daß sie die Worte ihres Briefes besonders sorgfältig wählt, wiewohl sie doch ganz offensichtlich ein sehr vertrautes Verhältnis zu ihrem Onkel hat. Die Bedeutung der Religion für das Leben und Wohlergehen des einzelnen wird zum einen durch die allegorische Figur Jesu in einem Fastnachtspiel Jakob Ayrers, zum anderen in den Texten der - von Männern verfaßten - Einblattdrucke vermittelt. Es zeigt sich also hier eine praktische Verbindung der Frauen zur Religion, die Verbindung «nach oben» wird, wo dies nicht aufgrund beruflicher Betätigung auch durch Frauen geschieht, in erster Linie durch Männer hergestellt. Auch der Einsatz der Frauen gegen die reformatorische Bewegung resp. deren Ansinnen, Klöster aufzuheben, geschah ja ebenfalls, wie Nowicki-Pastuschka ausführt, aus sehr praktischen Gründen.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich auf der sprachlichen Eben eine relativ eindeutige Zweiteilung nach den Geschlechtern: Für die Frauen stehen «praktische» Begriffe wie Gebet, Messe, Beichte, Sünde und Absolution im Vordergrund, für die Männer ist zum einen die formelhafte Sprache etwa des Segens oder der Beschwörung, zum anderen aber

auch die Begrifflichkeit der Heiligen Schrift für die Behandlung dieses Themenbereiches wichtig.

Für Männer ist also, so läßt sich zusammenfassen, der Bereich des öffentlichen Lebens durchgängig präsent. Dabei verändert sich dieser Bereich von der Repräsentation des Standes hin zur Ausübung eines Berufes. Was diesen Lebensbereich angeht, so werden Frauen in den untersuchten Texten nur sehr bedingt als berufstätige Frauen geschildert. Ein Beispiel ist die Äbtissin des Klosters. Frauen sind jedoch, als Bäuerinnen wie auch als Bürgerinnen, im Lauf des Untersuchungszeitraumes immer stärker in diesen Lebensbereich eingebunden, so daß ohne Mühe ein Aufrechterhalten des heimischen Betriebes auch ohne den Ehemann möglich ist, ja dieser unter Umständen, weil nicht effizient genug, eher ein Hemmnis darstellt als daß er einen wirklichen Beitrag zum Gelderwerb leisten würde. Deutlich wird also, daß, bei durchaus gegebener beruflicher Betätigung der Frauen, durchaus eine relativ eindeutige Verteilung - Frauen versorgen den heimischen Haushalt, Männer streben mehr oder weniger weit in Ferne, etwa auf das Feld bzw. in andere Städte zum Handel - bestand. Wobei speziell am Beispiel der Bäuerin Grete im «Kälberbrüten» deutlich wird, daß man das Führen eines Haushaltes - wozu letztlich auch die Versorgung der Tiere zählte - offensichtlich als nicht gering zu schätzende Aufgabe ansah, deren mangelhafte Erledigung sehr wohl Anlaß zur Kritik bot. Gerade Hans Sachs jedoch vertrat, wie gezeigt wurde, ein sehr eindeutiges Bild von Männern und Frauen, vor dessen Hintergrund letztlich auch seine Darstellung der Verhältnisse zu betrachten und zu interpretieren ist.

3.4.3 Zusammenfassung

Im folgenden soll aufgezeigt werden, was sich insgesamt über die Verwendung von Sprache in Verbindung mit der Darstellung von Frauen oder durch Frauen aussagen läßt. Auch ist zu klären, welche Rückschlüsse auf die Rolle der Frau in der realen Gesellschaft die Ergebnisse zulassen. Wie zeigt sich, den Texten zufolge, die Frau in der Gesellschaft? Was für ein Bild resp. Selbstbild wird hier vermittelt? Wann kam sie zu Wort, in welchem Maße entsprach die gewählte Sprache dem allgemeinen Frauenbild, soweit es aus den Texten zu erschließen ist? In welchen Punkten deckt sich das Bild der in den Fastnachtspielen den Frauen in den Mund gelegten Sprache mit der «realen» Sprache der Briefe, wo differiert es?

Zunächst fällt bei der Analyse der Frauenfiguren in den Fastnachtspielen und der von ihnen gebrauchten Sprache besonders auf, daß, bis auf eine Ausnahme, in den untersuchten Texten zunächst nie Frauen im Gespräch gezeigt werden. Es sprechen also immer Männer miteinander über Frauen oder aber Frauen haben sich in einer von Männern dominierten Welt zumindest ihrem Ehemann gegenüber durchzusetzen - was häufig die Gelegenheit zu einer sehr drastischen Ausdrucksweise bietet.

In bezug auf die Sprache von Frauen Männern gegenüber ist nicht zuletzt auch die Beziehung und die Haltung von Bedeutung, die Männer und Frauen zueinander einnehmen. Selten geschieht dies auf der öffentlichen Ebene, wie etwa im Fall der Äbtissin. Doch auch auf der privaten Ebene nehmen Frauen eine deutlich unterschiedliche Position ein. Entscheidend ist dabei nicht zuletzt der Status als ledige oder verheiratete Frau. Im ersten Fall - so im frühen Fastnachtspiel - erreicht die Frau, als Spiegelbild männlicher Phantasie im Positiven wie im Negativen - einen ähnlichen Unterhaltungswert wie die bäuerliche Schicht. Kommt die Frau in einer sozial hohen Position, als Herrin also, jedoch nicht zu Wort, so sprechen die Frauen der niedrigen Schicht eine ähnlich unverblünte Sprache wie die Männer. Dies läßt sich vor allem am Wortschatz festmachen. Im Fall der Verheirateten wird, ebenfalls auf der Ebene des Wortschatzes, die Sprache stark durch die Beziehung und die emotionale Nähe zum Ehemann bestimmt. Auch die

Verbundenheit auf einer beruflichen Ebene, sei es im Fall der Bäuerin oder der Kaufmannsgattin, findet hier ihren Niederschlag in dem Umfang, in dem private oder berufliche Inhalte behandelt werden. Wobei in diesem Punkt zwischen Fastnachtspiel und Briefliteratur ein Unterschied besteht: Während im Fastnachtspiel zunächst die bäuerlichen Berufe im Vordergrund stehen, die Bürgersfrauen etwa bei Hans Sachs jedoch keinen Beruf ausüben, zeigt sich in den Briefen naturgemäß ein gänzlich konträres Bild. Die Unterschiede auf den anderen sprachlichen Ebenen sind der jeweiligen Schichtenzugehörigkeit zuzurechnen.

In bezug auf die Anredeformen und die gebrauchten Bezeichnungen kommt, wie zu erkennen ist, ein sich veränderndes Frauenbild zum Ausdruck. Es wird deutlich, daß auch in diesem Punkt weniger die Bezeichnung bzw. Anredeform an sich einen Aufschluß über den soziolinguistisch zu analysierenden Einsatz der Sprache gibt als vielmehr der Gebrauch durch die unterschiedlichen Sprecher.

Hingewiesen wurde in diesem Zusammenhang auch auf die zwischen Ehepartnern gebräuchliche Anredeform: Sie lautet in jedem Fall *du*. Die von Duplizia ihrem Mann gegenüber gewählte Anredeform *ihr* ist an dieser Stelle nur aus der Situation zu erklären. Auffällig dagegen ist die Art der Anrede, die sie und ihr Liebhaber Amator wählen: Das Paar ihrzt sich im Gespräch, wählt auch keine Eigennamen, sondern Kosenamen («Hertzlieb»).

Die Anrede mit dem Eigennamen richtet sich im Fall von Frauen, wie bereits ausgeführt wurde, im Laufe der Entwicklung auch nach ihrer sozialen Position: Wird eine weibliche Person bei direkter Anrede als Dienstmagd mit Namen angedredet, so erhält sich einer höherstehenden Frau, also z.B. der Herrin gegenüber, die Anrede *Frau*.

Eine Differenzierung der Bezeichnungen für weibliche Personen findet dort statt, wo sie notwendig ist. Dies bedeutet, daß unterschiedliche Bezeichnungen offenbar nicht ein Indiz für einen unterschiedlichen Gebrauch, sondern vor allem für eine Notwendigkeit der Benennung sind. Auf die Bezeichnungen für Frauen wirken sich neben dem Alter auch zwei durch ihre Rolle im sozialen Gefüge bestimmte Positionen der Frau aus: zum einen die Entwicklung der Frau in ihrer Rolle als Dienerin bzw. Herrin und zum anderen die Entwicklung der Frau in ihrer Rolle als Ehefrau. Von der «Sache» her also sind die Kriterien der Bezeichnung sehr eindeutig: das Alter der weiblichen Person und ihre soziale Position geben den Ausschlag für die Bezeichnung.

Die Bezeichnung *Maid* impliziert neben dem Angestelltenverhältnis im Gegensatz zu der Bezeichnung *Magd* das jugendliche Alter der bezeichneten Person, ebenso wie die Bezeichnungen *Dirne* oder *Jungfrau*. Mit dem Begriff *Magd* wird später eindeutig eine weibliche Person bezeichnet, die auf einem Bauernhof angestellt ist und arbeitet, jedoch nicht durch ein bestimmtes Alter charakterisiert ist.

Im Fall von Bezeichnungen, die durchgehend gewählt werden, läßt sich aus dem Gebrauch auch auf eine soziale Einstufung des Begriffes schließen. Ein Beispiel hierfür sind die Bezeichnungen *Weib* und *Frau*. Sie stehen, wie aus den Beispielen kenntlich wird, - nahezu gleichberechtigt nebeneinander, doch ist ein Unterschied in der Verwendung erkennbar: Die strikte Trennung *Frau* = 'Herrin' gegen *Weib* = 'allgemein weibliches erwachsenes Wesen' erfährt eine Auflösung. Der Begriff *Frau* wird - auch für sozial nicht hoch stehende Personen eine mögliche Bezeichnung für die Ehefrau, erfährt also in gewisser Weise eine «Abwertung». Der Begriff *Weib* dagegen, zunächst von sehr neutraler Bedeutung, erhält durch die Verwendung für die eigenen Ehefrau eine individuellere Konnotation. Daneben ist jedoch sehr eindeutig zu erkennen, daß im Gespräch über die Ehefrau einer sozial höher stehenden Person immer der Begriff *Frau* gewählt wird. So z.B., wenn der Diener Jann mit Simplicius über dessen Frau Duplicia spricht

(«Der abhandengekommene Jann»), oder wenn der Schreiber Karches den Bauern und «Arzt» Clauß Gerngast um den Besuch bei der Frau des Pflegers bittet («Der Baur mit seim Gefatter Todt»). Auch die Bezeichnung *Gemahl* deutet darauf hin, daß der Sprecher die so bezeichnete Frau als Respektperson betrachtet. Spricht ein Mann über seine eigene Ehefrau oder die Ehefrau eines sozial Gleichgestellten, so bezeichnet er sie, unabhängig von der eigenen sozialen Position, als *Frau* oder *Weib*, sofern er nicht mit einem Untergebenen spricht, wobei die Überlegenheit der Hausherrin betont werden soll. Hier wählt er nur die Bezeichnung *Frau*. Im Gespräch zwischen den Ehepartnern werden meistens die Eigennamen verwendet, ebenfalls unabhängig von der sozialen Position des Sprechers. Was die Anrede/ Bezeichnung in Briefen angeht, so werden Ehefrauen von ihrem Mann nur selten als solche direkt angesprochen. Als Bezeichnung wählt etwa Albrecht Dürer für seine Ehefrau den Begriff *Weib*, wenn er in einem Brief an Willibald Pirckheimer über sie spricht.

Was die von den Frauen gewählte Sprache angeht, so ist sie einem Wandel unterworfen, der nicht nur, aber wohl auch von dem veränderten Impetus der Fastnachtspiele geprägt ist. Wie gezeigt wurde, ist im Laufe der Entwicklung nicht nur die Rolle der Frau innerhalb des eigentlichen sozialen Gefüges von Bedeutung (Herrin - Dienerin), sondern auch die Entwicklung des Frauenbildes in der Beziehung zum Mann einer Veränderung unterworfen: Erst die Darstellung der Lebensform Ehe ermöglicht ein Hinausgehen über die Karikatur der Frau als bloßes Lustobjekt oder aber, im Gegenteil, als entweder unerreichbare oder aber absolut unattraktive und daher zu verspottende Figur.

Frauen zeigen also insgesamt je nach Schicht eine uneinheitliche Sprache auch im Kontakt mit Männern. Von der Orientierung am Gegenüber auch in der Wahl der Sprache sind alle Sprachebenen betroffen. Frauen aus sozial höheren Schichten sind gegenüber Männern kontrollierter im direkten Gespräch, auch wenn sie emotional angespannt, ärgerlich o.ä. sind. Das zeigt sich vor allem in der Anrede oder wie über den anderen gesprochen wird.

Ersehen läßt sich aus den behandelten Beispielen, daß neben der karikierenden Überzeichnung, die ein wichtiges Konstituens der Gattung Fastnachtspiel ist, doch eine Auseinandersetzung mit der Rolle - hier: der Frau - stattfindet. Wobei anzumerken ist, daß immer auch die Intention der Stücke, ausgedrückt durch das Schaffen des Autors, in die Betrachtung einzubeziehen ist, um so hinter dem Zerrbild einer Figur - in diesem Fall der Frauenrollen - das Wunschbild sehen und/oder einen Schluß auf die reale Situation ziehen zu können.

3.5 Die «Exoten»

An dieser Stelle muß zumindest ein Hinweis auf die Figuren der Fastnachtspiele erfolgen, die zwar Bestandteil dieser Stücke sind, aber doch mehr oder weniger am Rande der dargestellten Gesellschaft stehen, obwohl sie, wie z.B. die Juden, ein fester Bestandteil der Gemeinschaft sind. Zwar ist eine direkte Kontrastierung mit der Sprache der «Gegenseite» in dem dieser Untersuchung gesteckten Rahmen nicht möglich - also z.B. ein Vergleich der den Figuren in der Mund gelegten Sprache mit dem «Originalton» -, doch lassen sich durchaus Entwicklungen erkennen, was die sprachliche Charakterisierung angeht, und daraus Rückschlüsse auf die ihr zugrundeliegende Motivation ziehen. Es zeigt sich hier denn auch vor allem eher eine Wertung der Außenseiter als eine realistische Darstellung des Sprachgebrauchs, die nichtsdestotrotz von Interesse ist.

«Exoten»: Mit dieser Personengruppe kommt ja nicht nur eine fremde Sprache ins Spiel - ein Umstand, der den Nürnbergern auf Grund ihrer umfangreichen Handelstätigkeit vertraut gewesen sein muß -, sondern auch eine für damalige Verhältnisse gänzlich fremde Lebens- und Ideenwelt, der meist mit Antipathie begegnet wurde. Obwohl man im

alltäglichen Leben durchaus Kontakte auch zu diesen Mitbürgern hatte, waren sie doch nicht gern gesehen und erfuhren - auch sprachlich - in den Fastnachtspielen zum Teil eine entsprechende Darstellung. Welche Elemente es sind, die hier zur Unverständlichkeit oder, im Extremfall, zu einem undurchsichtigen Gemenge in der Sprache der Judenfiguren führen, wird an einigen Beispielen aufzuzeigen sein.

Daß dieser Exkurs zwangsläufig Mängel aufweisen muß, darf nicht verschwiegen werden. Doch ist die Darstellung der Juden auch in sprachlicher Hinsicht ein zu augenfälliger Teil der Fastnachtspiel-Gestaltung, als daß er vernachlässigt werden dürfte. So kann das im folgenden Dargelegte zumindest ein Hinweis und ein Anlaß für weitere Forschung sein. So z.B. auf dem Gebiet des Purim-Spiels, das sich in der Nachfolge des Fastnachtspiels im 17. Jahrhundert entwickelt hat und die Freudenfeier anlässlich der Errettung der Juden vor dem Hinterhalt des Haman durch die Fürsprache der Königin Esther zum Anlaß nimmt, dieses alttestamentarische Geschehen, beschrieben im Buch Esther, dramatisch zu gestalten.

Das Augenmerk wird im Zuge dieser Untersuchung auch auf die zwei Sprachen gerichtet, die mit dem Leben und Wirken der jüdischen Bevölkerung verbunden sind: das Hebräische und das Jiddische. Als ein Ergebnis ist festzuhalten, auf welcher Ebene die Auseinandersetzung mit den jüdischen Mitbürgern - und damit auch mit ihrer Sprache - erfolgt.

Auf einen sicher ebenfalls nicht zu vernachlässigenden Aspekt der im Zusammenhang mit der Darstellung von Judenfiguren gebrauchten Sprache hat Johannes Müller hingewiesen. In seiner Analyse des sexuellen und skatologischen Wortschatzes im frühen Fastnachtspiel²³ zeigt er, gesehen mit den Augen der «Gegenpartei», auf, in welcher Weise die Juden auch durch die Herstellung einer Verbindung zwischen Mitgliedern ihrer Religionsgemeinschaft und Unreinheit, symbolisiert z.B. durch Exkreme, verunglimpft wurden. Auf ein Stück von Hans Folz, das «spil von dem herzogen von Burgund», und die von Müller in diesem Zusammenhang zitierte Textpassage wird weiter unten noch einzugehen sein, weshalb an dieser Stelle ein Hinweis genügen soll. Wichtig jedenfalls ist die Verbindung zwischen Exkrementen und Menschen, die, an dieser Stelle nicht als Selbstzweck, fast schon zelebriert wird. Sie scheint jedoch unvollständig ohne einen Blick auch auf die Sprache der Juden selbst.

Kurz einzugehen ist an dieser Stelle auf die Motivation für die Charakterisierung der Juden in Fastnachtspielen generell, wie sie in zwei Untersuchungen zu den Fastnachtspielen von Hans Sachs und Hans Folz dargelegt wird. Ein besonderes Augenmerk muß jedoch der sprachlichen Charakterisierung gelten und der Art, wie sich diese Darstellung entwickelt. Wieder stellt sich also die Frage nach der Spiegelung der Realität in Theaterstücken und ihrer Sprache. Anhand dreier prägnanter Beispiele soll im folgenden der Versuch unternommen werden, die inhaltliche und sprachliche Entwicklung der Darstellung von Judenfiguren zu veranschaulichen, die, wie sich zeigen wird, in erstaunlichem Maße Parallelen zu den äußeren Gegebenheiten aufweist. Diese sollen kurz anhand der Entwicklung der jüdischen Gemeinde in Nürnberg aufgezeigt werden.

3.5.1 Die jüdische Gemeinde in Nürnberg

Erstmals berichtet Otto von Freising über die Existenz von Juden in Nürnberg im Jahr 1149; sie seien auf der Flucht aus dem Rheinland in Nürnberg aufgenommen worden. Erst das Laterankonzil von 1215 jedoch bedeutete eine Einschränkung des alltäglichen Lebens der Juden: verordnet wurde ein getrenntes Wohngebiet für Christen und ihre jüdischen Mitbürger ebenso wie das Verbot des Zinsnehmens für die Christen und ein Ver-

²³ Müller, Johannes: Schwert und Scheide. Der sexuelle und skatologische Wortschatz im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts. Bern 1988

bot der Ausübung nahezu aller Handwerke auf der Seite der Juden. Das bedeutete, daß das für die wirtschaftliche Entwicklung unabdingbare Geschäft des Geldleihens allein den Juden überlassen war - jetzt ohnehin die einzige Möglichkeit des Gelderwerbs. Doch auch diese wurde, wie die gesamten öffentlichen Bereiche, vom Nürnberger Rat genauestens geregelt.

Im Jahr 1298 brach der bereits länger schwelende Konflikt, geschürt durch den Vorwurf der Hostienschändung, im sogenannten Rindfleisch-Pogrom offen aus und führte in Nürnberg zur Ermordung von 628 jüdischen Männern, Frauen und Kindern. Zu belegen sind diese Zahlen durch die Einträge in das sogenannte Memorbuch der Nürnberger Synagoge, in dem ursprünglich die Namen der verstorbenen jüdischen Gemeindemitglieder festgehalten werden sollten. König Albrecht, als Kammerherr der Juden, verfolgte diese Morde gerichtlich - eine Tatsache, die zeigt, daß sie zu dieser Zeit noch als Verbrechen geahndet wurden.

Nicht mehr so im Jahr 1349, als der Handwerkeraufstand von 1348 mittelbar zum nächsten Pogrom führte. Hinzu kamen städtebauliche Veränderungen, die nur mittels einer Vertreibung der Juden aus ihrem ursprünglichen Wohngebiet erreicht werden konnte.

Wie berichtet, hatte sich die Nürnberger Judensiedlung seit ihrer Errichtung vor 200 Jahren zu einem Fremdkörper innerhalb des Stadtgebiets entwickelt. Ursprünglich im sumpfigen Überschwemmungsgebiet der Pegnitz zwischen den beiden selbständig befestigten Stadtteilen gelegen, befand es sich nun im besten Verkehrsgebiet der inzwischen zusammengewachsenen Stadt. Besonders störend war, daß es die Ausweitung dieses für den stets wachsenden Handel dringend benötigten Marktplatzes behinderte. Der Rat wollte deshalb die Genehmigung, das ganze Ghetto abreißen zu dürfen. Zu diesem Zweck schickte er dem mittlerweile wieder abgereisten König einen Gesandten nach Prag hinterher. (Juden in Nürnberg, 1993, S. 11)

Die Verleihung des Marktrechtes im November 1349, die der Gesandte Ulrich Stromer von Karl IV. dort erwirkte, vervollständigte die Vorbereitung des Rates auf diesen Schlag gegen die Juden. Im Dezember 1349 erfolgte daraufhin die Ermordung von wiederum mindestens 562 Juden, ebenfalls im Memorbuch festgehalten. Die jüdische Gemeinde, die vorher aus rund 1.500 Gläubigen - ungefähr zehn Prozent der für die damalige Zeit anzusetzenden Gesamtbevölkerung - bestanden hatte, war nun um rund ein Drittel reduziert, die Frauenkirche wurde an der Stelle der zerstörten Synagoge errichtet. Ein Teil der Überlebenden kehrte jedoch bald wieder zurück, und bereits 1352 schloß man vor dem Landgericht einen förmlichen Vertrag mit ihnen ab, in dem der Rat - im Namen des Königs - wieder den Schutz der Juden übernahm.

Östlich des ehemaligen Ghettos wurde den Juden jetzt ein neues Siedlungsgebiet zugewiesen. Die Anzahl der Einwohner des neuen Ghettos war geringer als je zuvor: Eine Zählung von 1489 weist gegenüber einer damaligen Gesamtbevölkerung von 28.000 Einwohnern 200 jüdische Gläubige aus - jetzt also nur mehr ca. ein Prozent. Auf Grund ihrer Finanzkraft wurden sie jedoch noch geduldet, bis nach mehreren Anschlägen auf das Vermögen, z.B. in Form der Beschlagnahmung von Schuldscheinen 1385 und 1390, im Juli 1498 Maximilian das Privileg zur Errichtung von Wechselbanken erteilte. Bereits vorher hatten das Steigen der Warenpreise und das Sinken des Geldwertes das Leihgeschäft immer entbehrlicher gemacht, doch nun wurde das Vermögen der Juden, der letzte Grund für ihre Duldung, endgültig überflüssig. Am 26. Oktober 1498 teilte der Rat den 16 Vorstehern der Nürnberger jüdischen Gemeinde den Termin für die endgültige Vertreibung der Juden mit. Sie sollte am 2. Februar 1499 stattfinden, wurde aber bis zum 10. März hinausgeschoben.

1528 wurde in Fürth gegen den Protest der Reichsstadt Nürnberg dem ersten Juden wieder die Ansiedlung gestattet, und im Jahr 1580 hatte die dortige Gemeinde wieder ca. 200 Mitglieder. In Nürnberg selbst erhielt erst 1850 wieder ein Jude das Bürgerrecht.

3.5.2 Die Darstellung der Juden in den Fastnachtspielen unter sprachlichem Aspekt

Was die sprachliche Darstellung der Juden in den Fastnachtspielen von Hans Folz, Hans Sachs und Jakob Ayrer angeht, so lassen sich ganz gravierende Unterschiede feststellen, die an einigen wenigen Beispielen erläutert werden sollen, da sie symptomatisch zu sein scheinen für den Umgang mit Randgruppen auch in sprachlicher Hinsicht.

Aufschlußreich ist zunächst, daß in den Fastnachtspieltexten von Hans Folz erstmals die Figur des Juden eingeführt wird. Für Hans Rosenplüt können Juden - als Vertreter einer Religion - offenbar nicht Bestandteil einer weltlichen Form des Theaters sein, wiewohl er sich insgesamt durchaus mit ihrer Rolle innerhalb der Gesellschaft seiner Zeit auseinandersetzt. Gerade in den Spruchdichtungen Rosenplüts kommt, so Edith Wenzel, ein für die damalige Zeit nicht alltäglicher Wille zum Ausdruck, sich durchaus auch selbstkritisch mit der Behandlung der Juden durch ihre christlichen Mitbürger zu befassen. So heißt es etwa in den «fünfzehn Klagen»:

... Die Juden clagen allgemein
Ir not, die ist warlich nit klain
Wenn sy gern wölten Christen sein
So straff man sy bey hoher pein
Ir güter müssens meyden gar
Sonst leyd sy nit der Christen schar
So müssen sy denn Juden pleiben
Auch laß man sy kain hantwerck treiben
Darmit sy sich wol möchten neren
Vnd sich auch von dem woucher keren
sy müssen sich gar vil erleiden
ir narung thuo man jn abschneiden
Mit ainem gwerb haiß woucherey
Der sey yetz ainem yeden frey ...²⁴

Anzumerken ist, daß dieser Ausschnitt, wie der Titel sagt, lediglich eine unter 15 Klagen ist, die sich mit den Alltagssorgen auseinandersetzen. Zu Wort kommen beispielsweise auch eine Ehefrau oder Witwen und Waisen. Auch stellt dieser Abschnitt lediglich eine Veränderung gegenüber der in Form von Handschriften überlieferten Fassung dar, die erst in einem Augsburgener Druck von 1520 erscheint:

Dieser anonyme Augsburgener Druck von 1520 zeigt einen Grad der Abweichung, von der Textfassung A, der einen Paralleldruck notwendig macht. [...] Die wichtigsten Veränderungen sind der Austausch der Heroldsklage gegen die Judenklage, die durchaus auf den Autor zurückgehen könnte, und die Anonymisierung des Spruchs durch Veränderung des Gedichtschlusses und Eliminierung der Schlußzeilen. (Reichel, 1990, S. 297f.)

Diese nicht ausdrücklich als vom Autor vorgenommen gekennzeichnete Veränderung des Textes kann sicher als Argument dagegen verwandt werden, daß sie wirklich von Hans Rosenplüt stammt. Doch war es wohl auf keinen Fall alltäglich, sich in dieser Form mit den Sorgen der jüdischen Bevölkerung zu befassen. Offensichtlich war also primär die Zugehörigkeit zu einer anderen, nicht vertrauten Religionsgemeinschaft der Grund für die wirtschaftliche - und damit auch soziale - Ausgrenzung einer Gruppe von Mitbürgern. Eine Verschärfung dieses Konfliktes zwischen Christen und Juden wird in den Fastnachtspielen des Hans Folz deutlich.

²⁴ Hans Rosenplüt, Reimpaarsprüche und Lieder. Herausgegeben von Jörn Reichel. Tübingen 1990

Die antijüdischen Tendenzen in den Fastnachtspielen des Hans Folz sind Thema einer Untersuchung von Edith Wenzel. Wie sie nachweist, ist zu dieser Zeit noch nicht von einem «rassisch» begründeten Antisemitismus zu sprechen, sondern von einem vor allem religiös begründeten Antijudaismus. Dies ist von Bedeutung, wenn man die religiöse Entwicklung im deutschen Reich zu dieser Zeit mitdenkt. Hans Folz ist kein Philosemit, er bemüht sich nicht einmal um Objektivität ihnen gegenüber. So haben die von ihm vorgeführten Judenfiguren weder im Verlauf der Handlung eine Chance - sie sind immer die Unterlegenen ohne die Möglichkeit einer Reaktion oder gar Revanche für das Unrecht, das ihnen angetan wird - noch können sie sich sprachlich angemessen artikulieren, um so ihre Gegner zur Raison bringen zu können. Das Stück «Ein Vastnachtspil, die alt und neu Ee, die Sinagog, von Überwindung der Juden in ir Talmut etc.» schildert eine Grundsatzdiskussion zwischen Kirche und Synagoge, zwischen Rabbiner und Doktor - womit hier offenbar ein Gelehrter, kein Mediziner gemeint ist -, in deren Verlauf die Synagoge darum bittet, den Messias um Hilfe anzurufen. Das geschieht.

Adan holana ascher molach pethorem
Koll jhetzir niffra bohot nathasa be
Hefizo kol asahi meloch schemonicra
Vehate tichlas lebade hunilach naia
Vehu hara vehu hanha vehu jheihe
Vers yffera vehu ehaddne an schonyfer
Ham schil lo vlabirca beli reschits uffly
Tachlits velo haos vehamizca vehu
Eli vehami geal ve tzut hofly beht zara
Vehe ni zi aimamizi viunats kosi
Bayam ekra beiado aflud ruhi bohet
Yschan veabrach vehim ruhy gomyati
Adonay li yeloirae.

Der Doctor:

Hor Jud, eins meld uns offenbar,
Was deut doch das gesang? Sag dar!

Hie tolmescht der Rabi das Gesang und laut in Deutsch also:

Der Herr, der ewiglich regirt,
Ee, wann er alle dink formiert,
Was er und schuf fort himel und erden.
Von konigen er genent ist worden
Got, und herscht hell, himel und erden.
Er ist gewest, ist und wirt werden
Ein einiger, nit zwifeltig, vernimm,
Allein die sterk und herschaft im.
Vor im kein erster wirt gedicht
Noch auch nach im kein laster nicht.
Er mein erlosser und mein got,
Mein sterk und hoffnung in der not,
In anrufung in zu erweichen,
mein trost, mein leben und mein zeichen,
Mein schlaf und ru von im all frist,
Des gleich mein müe und ubung ist,
Er leben und auch sterben heist,
Des send ich in sein hant mein geist,
Und er setzt meiner zeit ein zil.
Fort ich niemand mer furchten wil. (Die alt und neu ee..., S. 7, Z. 9ff.)

Im Vergleich mit den anderen pseudohebräischen Texten, die sich z.B. in Form des "Judengesangs" in vielen mittelalterlichen Osterspielen finden, bietet Folz eine sprachlich immer noch erkennbare Version, während die erwähnten "Judengesänge" meist überhaupt nichts mit irgendeiner Art von real existierendem Hebräisch zu tun haben und vor allem nicht auf einen tatsächlichen hebräischen Text zurückgehen. Zudem folgt dem karierten Gebet in der 'Alt und neu ee' ein nahezu fehlerlose frühneuhochdeutsche Übersetzung. Diese beiden Charakteristika - komplette Übernahme eines realen hebräischen Textes und anschließende Übersetzung - unterscheiden das 'Adon Olam' von der sonst von Folz bevorzugten Karikierung hebräischer Sprache, die im wesentlichen aus dem Einstreuen von "judaistischen Fachtermini" besteht.

(Przybilski, 1996, S. 324)

Martin Przybilski ordnet in seiner Untersuchung «Zu den Hebräischkenntnissen des Nürnberger Fastnachtspieldichters» die Herkunft der Hebräischkenntnisse von Hans Folz anhand der konkreten Betrachtung von Verszahl und phonologischen Elementen, wie sie sich in der Wiedergabe des zitierten Gebetes zeigen, ein:

In seiner lautlichen Realisierung ist der hebräische Text zwar mehr oder minder stark deformiert, aber nichtsdestoweniger als solcher erkennbar, wobei vor allem Spuren der sefardischen Aussprache des Hebräischen überwiegen, wie z.B. die häufigen *a*-Endungen, die im aschkenasischen Idiom als "o" erscheinen, oder die Umsetzung von *cholem* als *o* anstelle von westaschkenasisch "au". [...]

Zunächst ist erstaunlich, daß in Folzens 'Adon Olam' die Spuren der sefardischen Aussprache des Hebräischen so stark überwiegen, daß man sich, sollte die Apostatenthese zutreffen, fragen müßte, welcher jüdische Konvertit im Umkreis Nürnbergs im 15. Jahrhundert Hebräisch mit sefardischer Lautung gesprochen haben könnte? [...] Auf der anderen Seite muß die textliche Vorlage für die Folzsche Version aus dem aschkenasischen Ritus stammen, da das 'Adon Olam' im sefardischen Ritual vier Verse mehr besitzt als im aschkenasischen, diese in Folz-schen Karikierung aber fehlen. Wenn man also nicht unterstellen will, daß Folz eigens ein aschkenasisches 'Adon Olam' nach Spanien geschickt hat, um sich eine Vorlage für seinen Text anfertigen zu lassen, oder daß er sich diese Vorlage schon während seiner Gesellenswanderschaft beschafft hatte, die ihn um 1450 - 1455 auch nach Nordspanien führte, so bleiben als mögliche Vermittler nur noch Nichtjuden, die Hebräisch von sefardischen Juden gelernt haben.

(Przybilski, 1996, S. 324)

Dieses ist wohl das prägnanteste Beispiel aus den drei Stücken von Hans Folz, die die erbitterte Auseinandersetzung der beiden Religionen, des Judentums und des Christentums, schildern. Es stellt nicht nur innerhalb des Werkes von Hans Folz eine Ausnahme der Behandlung der hebräischen Sprache dar - wiewohl gerade dadurch die Absichtlichkeit der Verunglimpfung der Sprache unliebsamer Mitbürger deutlich wird. Die Übernahme an sich scheint ein sehr komplexer Vorgang gewesen zu sein. Auch deshalb stellt sich die Frage nach dem Ursprung der Hebräischkenntnisse des Hans Folz, die auch Edith Wenzel in der Beratung durch einen jüdischen Konvertiten sieht.

Sowohl die Behandlung der Talmud-Ordnungen als auch die Zitation des jüdischen Morgenbetes samt Übersetzung können nicht auf Zufälligkeiten beruhen, sie zeugen eher von einer genaueren "philologischen" Arbeit. Manches dabei deutet darauf hin, daß Folz sich hat beraten lassen, und es wird vermutet, daß er sich dabei der Hilfe eines jüdischen Konvertiten bedient haben könnte.

Der Prozeß der Wissensvermittlung läßt sich beim augenblicklichen Stand der Forschung zum Autor Folz und seinem Werk nicht weiter präzisieren; wir können gleichwohl feststellen, daß es Folz zumindest in diesem Spiel daran gelegen war, seine erstaunlichen Kenntnisse auch möglichst korrekt weiterzuvermitteln. [...] Noch komplizierter erscheint angesichts einer solchen Sachlage eine Aussage über die Vorbildung und die Erwartungshaltung des Publikums, weil die von Folz hier praktizierte Wissensvermittlung alles das zu sprengen droht, was bislang in der Forschung als gängige Aufführungssituation beschrieben worden ist. Stutzig machen könnte allerdings die Übereinstimmung dieser

Forschungsmeinung mit der literarischen Schilderung, wie sie von Folz selbst in den einleitenden Reden seiner beiden Einschreier (Bauern) heraufbeschworen wird.

(Wenzel, 1996, S. 207 f.)

In dem Stück vom «Kaiser Constantinus» sind es wiederum die Juden, die ein an dieser Stelle völlig unverständliches Kauderwelsch sprechen. Kaiser Constantin soll von seiner Mutter Ellena zum mosaischen Glauben bekehrt werden. Vor dem Beginn der Auseinandersetzung zwischen den Vertretern der beiden Religion, deren Beginn von der Kaiserin dem Rabbi anvertraut wird, bittet der *stangenhalter* um eine Anrufung Gottes, der die Juden bisher noch nie im Stich gelassen habe:

Ir herren, so rüfet got vor an,
Der uns auf erd nie hat verlan.
Dem söll wir izunt auch getrauen
Und stark auf unsern glauben pauen.

Das singen zwen Juden:
Cados cadas adanei ririos sim sim sechim jerimrios.

Danach ander zwen:
Sistas stolla mahoi runchi camahoi olalenze ollalanze sobris
labam liriba liribadam utt tam miridam muridam nigra pagra
pogra pinn dulzi lumiarien esto mich papa fluriba troll
troll aries genuitt amyn adoney sis snec lßrahöll sabios
nahin nahin nahin.

Aber zwen juden:
Esto pater pessimus truffanz gallileam arios Arapybus
buferta judea ariorios istiros in templos abraham Moyses
Isack Jakob pepirem distarchem prolentz dollentz an güll
an güll soll sol fammiroll sol fammiroll oc poarill ob starysse.

Das singen aber zwen Juden:
Athim cachim almepaptysachim jin kadoch jinkadosch kados
melos roy rey telos roy rey est mein eye oder zwey
gubernahu.

Das singen die letzten zwen Juden:
Benedicamus stirpe jordam flordam flordam amarilla
dicentes troll rea dammyne rea domine amyn in in.
(Constantin, S. 797, Z. 33ff.)

Eine Übersetzung dieses Gesanges erfolgt nicht. Unternimmt man den Versuch, zumindest einen Teil des Textes genauer zu analysieren, so stößt man sehr rasch an Grenzen. Zunächst fällt auf, daß, im Gegensatz zur sonstigen formalen Gestaltung der Fastnachtspiele, die von den Juden gesprochenen Sätze nicht in Paarreimen geformt sind. Es wird auch keine syntaktische Struktur der Sätze deutlich. Insgesamt ist es unmöglich, einen Zusammenhang der Sätze oder gar einen Sinn des Textes herauszuarbeiten. Auf der lexikalischen Ebene legt an dieser Stelle Hans Folz eine z.T. völlig undurchsichtige Sprache den Juden in den Mund, eine Mischung aus Latein, Hebräisch und Deutsch. Im folgenden soll versucht werden, diese Wörter nach Sprachen gegliedert aufzuführen. In den Fällen, die eine Verdrehung der jeweiligen Sprache darstellen, soll der (vermutliche) Ursprung des Wortes angezeigt und auf diese Weise eine Klärung versucht werden.

Lateinisch:

sobris:	nüchtern
utt:	---> ut? daß
tam:	so (sehr)
nigra:	schwarz
dulzi:	---> dulcis? süß
esto mich:	---> esto mihi? «Sei mir (ein starker Fels)... ---> Sonntag vor dem Aschermittwoch
papa:	Oberhaupt, Papst
aries:	der Widder. Opfertier im Alten Testament, aber auch Symbol für Fruchtbarkeit.
genuit:	er erschafft
esto:	sei! (Imperativ)
patter:	---> pater? Vater
pessimus:	---> Komparativ bonus, der schlechteste
truffanz:	truffans? ---> truffator, der Gauner ---> betrügend?
galileam:	Akkusativ Galilea
arios:	---> aries?
Arapybus:	---> Arabibus
judea:	---> Judäa?
ariorios:	---> aries?
istirios:	?
in templos:	in (den) Tempeln <Neutrum ---> falsche
dollentz:	---> dolens? schmerzlich
sol:	die Sonne
ob starysse:	---> obstantia, der Widerstand. > obstarisse ---> Konjunktiv II Widerstand leisten?
est:	er ist
gubernahu:	---> gubernator? der Herrscher
benedicamus:	---> benedicere, Imperativ 1. Pers. Pl. Laßt uns preisen!
stirps:	---> Abl. zu stirps, die Wurzel, Pflanze, Staude
dicentes:	dicere, sprechen ---> Partizip Präsens
domine:	---> dominus, der Herr - Vokativ

Griechisch:

melos:	Lied, Wehklage, Gesang
telos:	das Ziel
sis:	--->sys-? ---> mit

Hebräisch

Ißrahöll:	Israel.
adanei,	

adoney: ---> verschiedene Schreibungen ---> adonay, oh Herr
Namen: Abraham, Moyses, Isack, Jakob
cados ebenfalls verschiedene Schreibungen ---> kadosch: heilig
cadas
kadoch
jinkadosch
kados
Französisch:
roy: ? ---> roi, der König

Italienisch:

buferta: ? ---> povertá, die Armut?
fammiroll: ? ---> fiamma, die Flamme

Eine Betrachtung dieser Liste läßt erkennen, daß die lateinische Sprache überdurchschnittlich vertreten ist. Es folgen, in etwa gleicher Verteilung, das Griechische und das Hebräische. Es überwiegen also eindeutig Elemente aus den sogenannten alten, mit wissenschaftlicher und religiöser Betätigung verbundenen und damit prestigeträchtigeren Sprachen. Die Elemente, die, unter Vorbehalt, den «neuen» Fremdsprachen zuzuordnen sind, sind demgegenüber außerordentlich wenige.

Inhaltlich läßt sich feststellen, daß die einzelnen Worte an sich weder eine abwertende oder negative Bedeutung haben. Im Gegenteil: Sie sind, gerade wenn sie aus den alten Sprachen stammen, sehr eng mit der Ausübung von Religion verbunden. Dies sowohl im Fall des Lateinischen wie auch des Hebräischen. Die spezielle Komposition von Worten oder Sprachfetzen aus Gebeten also ist es, die zu einer Unverständlichkeit und damit zu einer Abwertung der Sprecher führt.

In dem «Spil vom Herzogen von Burgund» sind es die Heiden, deren Urteil über die Juden erst übersetzt werden muß.

Hofmeister redt heimlich mit den Heiden und spricht zu einem:
Sahart von fasse mabla
Gadar rodel lachan dabla.

Der erst Haid fellt Urteil, Haidnisch dicit:
Sabat dare meloch nesble
Fadis melech rabe detze.

Der erst heid fellt Urteil heidnisch dicit und so teutzschtz im der

Hofmeister itzo nachvolgent:
Er heißt in die zung zum nack auß reißen.

Der Narr dicit:
So wolt ich in allen in die meuler schießen.

Der ander heid urtailt:
Neschim vellaham barach dosso
Sitzun kopis lahen sosso.

Hofmeister:

Er heißt sie mit eim flachß umbwinden
Und darnach mit einem licht anzunden
Und lassen laufen her und dar,
Piß es an in verprint als gar.

Hofmeister mit dem dritten Haiden urteilt:
Corpan samech riffa kune
Fehe moi dale schune.

Hofmeister
Er heißt in stein an die hels pinden und henken,
Darnach all in ein wasser senken.

Nerrin dicit:
Idem ein dreck zum koder in munt.

Der Narr:
Das ist der allerpeste funt,
So faren sie doch nach vischen ein weil.

Herolt:
Secht, daß man in der sach pas eil!

Der vierd Haiden:
Hamar bacara saramanto
Nefftz mayba bukeff fugento.

Hofmeister:
Er heißt sie allesant verprennen,
Kein pessern weck kund er erkennen.
(Herzog von Burgund, S. 181, Z. 14ff.)

Diese grausamen Urteilssprüche nicht den Herzog oder seinen Hofstaat selbst fällen zu lassen, sondern sie Heiden, also zumindest Ungläubige, wo nicht religiöse Gegner, wie es die Juden sind, in zunächst unverständlicher Form aussprechen zu lassen, schützt zum einen vor dem Vorwurf der Grausamkeit. Zum anderen verrückt diese Vorgehensweise die nachfolgenden Urteile, die die Ritter des Herzogs fällen, auf eine Ebene des Grotesken, so daß sie nicht ernst zu nehmen sind.

Es werden also von Hans Folz die «Gegner» im Glauben oder Ungläubige wie die Heiden als unverständlich charakterisiert, wobei offensichtlich eine ähnliche Mischung aus deutschen, lateinischen und hebräischen oder jiddischen Bestandteilen der Sprache vorliegt, die weiter oben bereits vorgestellt wurde.

Interessant, aber auch im Hinblick auf die weiter oben geschilderte Entwicklung der jüdischen Gemeinde in Nürnberg nicht erstaunlich ist, daß sich lediglich in einem Fastnachtspiel von Hans Sachs, in dem Stück «Der teuffel nam ein alt weib zu der ehe», eine Darstellung jüdischer Mitbürger findet. Eher setzt sich Hans Sachs sehr kritisch mit der katholischen Geistlichkeit auseinander, schildert ihre Schwächen, die jüdische Religion aber und ihre Vertreter haben keinen Raum in dieser Auseinandersetzung, genauso wenig, wie sie zu der Zeit, als Hans Sachs die meisten seiner Fastnachtspiele schrieb, einen Raum in Nürnberg hatten.

Der Prolog des Juden Moses in diesem 1557 verfaßten Fastnachtspiel rückt das Geschehen in die Vergangenheit, verleiht ihm den Anschein des Irrealen:

Seit all gegrüsset in gemein,

So all hierinn verammlet sein,
Ein spiel zu hören und zu sehen,
Das ist vor langer zeit geschehen,
Ist nun wol etlich tausent jar,
So lang, daß schier ist nit mehr war,
Wie daß der teuffel kam auf erden,
Wolt heyraten und auch ehlich werden... (Teuffel, S. 17, Z. 4ff.)

Der Teufel also kommt auf die Erde und trifft auf eine alte, des Zauberns kundige Frau. Ihr verbindet er sich, da er sie als seinesgleichen betrachtet, nachdem sie ihm das Versprechen abgenommen hat, für ihn zu sorgen.

Nun hab ich mir ein weib genommen,
Die ist bucklet, so bin ich hincket;
Sie busereint, so bin ich stincket;
Sie sicht heßlich, so bin ich scheußlich;
Sie sicht dückisch, so sich ich greußlich;
Sie kan kuppeln, zaubern und liegen,
So kan ich bescheissen und betriegen.
Es wird ein gschlachte heyrat wern;
Man sprich: Gleich und gleich gsell sich gern.
(Teuffel, S. 20, Z. 21ff.)

Bald stellt sich heraus, daß die Gier seiner Frau nach Reichtümern, mit denen sie auch ihre Freunde versorgen möchte, schier unersättlich ist, und daß sie durchaus auch grob werden kann, um ihre Wünsche durchzusetzen. Der Teufel flüchtet vor dieser rohen Behandlung und trifft im Wald auf einen Arzt, dem er sich anschließt. Man vereinbart, daß der Teufel in reiche Leute fahren wird. Der Arzt wird ihn austreiben und ihm dafür die Hälfte des Lohnes, den er erhält, abgeben. Die ersten Opfer sollen zwei Juden sein, die sich durch Wucher und Betrügereien bereichert haben:

Der teuffel spricht:
Drinn in der statt ist ein steinhaus,
Da wohnen zwen Jüden darinnen
Die sehr groß gut mit wucher gwinnen,
Dergleichen mit finantzen und liegen
Sehr viel leut bscheissen und betriege.
Da wil ich in den einen faren.
Als dennso thu die nit lang sparen,
Thu zu der Jüden haus einkehrn
Und thu mich von dem bsessen bschwern;
Den wil ich von im fahren auß.
Denn kom wir zsamm im wald heraus,
Da teilst du denn den lon mit mir. (Teuffel, S. 27, Z. 7ff.)

Die beiden Juden sind indessen dabei, ihre weiteren Geschäfte zu planen, als sich Esau plötzlich sehr merkwürdig verhält:

Mose, der Jüd, spricht:
Esaw, nem her das wucherbuch
Und darinn einen burger such,
Der ist Herman Wuestling genand.
Dem sind verstanden seine pfand;
Dieselben wöllen wir verkauffen
Und darmit mehren unsern hauffen.

Esaw schüt den kopf, sicht schiechlich.

Und Mose spricht zu im:
Hörst du nit, Esaw? geh für dich!

Esaw, der bessen, fehr auff und spricht:
Schelm! unflat! laß zu-frieden mich!
Fleuch, eh ich dich würg und erbeiß,
Mit den zänen zu flecken reiß!

Er knirschet mit den zänen, faust die hent, samb wöll er auff in fallen.

Mose, der Jüd, spricht:
Traun, mein Esaw, sag du mir an,
Hat iemand dir ein leid gethan? (Teuffel, S. 27, Z. 24ff.)

Nachdem der Arzt aufgetreten ist und bereitwillig seine Hilfe angeboten hat, ist Esau offenbar bald wieder geheilt:

Mir ist, samb sey ich aufferwacht,
mein Mose, was hab ich gemacht?
Mich dünckt, ich sey ungeschickt gewesen. (Teuffel, S. 29, Z. 21ff.)

Moses tröstet ihn und entläßt den Arzt, nicht ohne ihn reich belohnt zu haben: Er gibt ihm zehn Taler mehr, als ursprünglich vereinbart. Der Arzt jedoch zahlt dem Teufel lediglich seinen Anteil der vereinbarten Summe. Die beiden Juden sind reich, daher verabreden Arzt und Teufel, daß dieser nun in den anderen Juden, also in Moses, fahren soll. Und so geschieht es auch:

Esaw, der Jud, führt den Mose an einer grossen ketten ein, der schlecht mit fäusten umb sich.

Esaw spricht:
O, daß ietzund der artzet köm,
Sich meins vetter Mose annöm
Und hülff im, wie er mir hat than!
Wolt im auch geben guten lon. (Teuffel, S. 31, Z. 10ff.)

Anders als beim ersten Mal, widersetzt sich der Teufel dieses Mal der Austreibung durch den Arzt, dessen List er inzwischen durchschaut hat. Das sagt er ihm durch Moses:

Heb dich, du schendtlich loser mann,
laß mich mit rhu in disem hauß!
ich laß mich kein dieb treiben auß.
Du bist ein dieb, hast mir verholn
Von dreißg thalern zehen abgestoln.
Darumb darffst du mit mir nit balgen.
Heb dich, du ghörst an liechten galgen! (Teuffel, S. 31, Z. 35ff.)

Der Arzt geht mit der Drohung ab, eine stärkere Beschwörungsformel ausfindig zu machen, die den Teufel auf jeden Fall austreiben wird. Doch erst die Mitteilung, er müsse unter allen Umständen wieder zu seiner Frau zurückkehren, weil sie gegen ihn geklagt und Recht bekommen habe, bringt den Teufel dazu, aus dem Juden auszufahren und wieder zur Hölle zurückzukehren:

Der teuffel redt auß dem beseßnen und spricht:
Wie? wie? ist mein alt weib gekommen,
Hat ein brief am chorgericht genommen,
Daß ich muß wider zu der alten
Und mit ir wie vorhin haußhalten?
Ja wol, ja wol, da bleib ich nicht.
Mein artzt, sey ledig deiner pflicht!
Ich fahr dahin, mein lieber gsell,

Wolt eh wieder hinab gen hell;
Da het ich villedicht besser rhu.
Alde! mit wissn ich scheiden thu! (Teuffel, S. 32, Z. 28ff.)

Esau, der zweite Jude, spricht den Epilog. Nachdem er die Hoffnung geäußert hat, daß niemand sich durch diesen Schwank, der ja der Fastnachtszeit angemessen gestaltet sei, verletzt fühle, äußert er die Feststellung, daß es weder Juden noch Frauen von der gezeigten Sorte gebe, die sich durch dieses Spiel angegriffen fühlen könnten. Gegen die ehrlichen, frommen Frauen, die in Liebe und Vertrauen ihren Ehemännern untertan seien, sei dieses Stück nicht gerichtet. Nur die anderen, bösen Frauen würden ihren Männern das Leben schwer machen:

Von den Salomon sagt in quel,
Diß weib sey bitterer denn die hell,
Und besser sey wohnen und wachen
Bey löwen, schlangen und bey drachen,
Denn bey eim solchen weib in zorn;
Wenn sie recht ist entrüstet worn,
Achtet weder trew, lieb noch ehr.
Der weib findt man hie keines mehr;
Wann sie sind all jenseit des bachs,
Da stiftens noch vil ungemachs.
Weit mit in hin! wünschet Hans Sachs. (Teuffel, S33, Z. 23)

Neben der Tatsache, daß durch eine exponierte Stellung den Judenfiguren eine besondere Bedeutung beigemessen wird - sie sprechen den Prolog und den Epilog -, werden sie hier zum ersten Mal auch als Opfer ihrer Tätigkeit gezeigt. Allerdings scheint, obwohl es nicht ausgesprochen wird, das Wuchern und Anhäufen von Reichtümern in ihrem Charakter zu liegen. Nur die Namen der beiden Juden, Moses und Esau, nicht aber eindeutig zuzuordnende sprachliche Elemente weisen auf ihre Religionszugehörigkeit hin. Auch die Handlung ist in keiner Weise von einer religiösen Auseinandersetzung geprägt, wie dies in den Fastnachtspielen des Hans Folz der Fall ist:

Den Stoff, daß der Teufel auf der Erde erscheint, ein altes Weib heiratet, das sich noch durchtriebener und teuflischer als der Teufel selbst erweist, hat Sachs, bevor er ihn in dem hier vorliegenden Fastnachtspiel gestaltete, schon zweimal als Meistersang und einmal als Schwank thematisiert. [...] Interessant bei einem Vergleich dieser Stücke ist, daß es sich erst im zeitlich spätesten, dem Fastnachtspiel, bei den beiden Figuren, die vom Arzt und dem Teufel betrogen werden, um Juden handelt. [...] Die Gründe, die zu dieser Figurenveränderung geführt haben, sind, wie sich im folgenden zeigen wird, offenbar im dem Gestaltungswillen von Sachs zu suchen, neben dem Hauptthema, dem Zank in der Ehe, vor allem verschiedene Formen des Betrugs aufzuzeigen, und dabei dieses Motiv durchgängig für alle erscheinenden Figuren geltend zu machen. (Jünger, 1977, S. 40ff.)

Der Arzt wie auch die alte Frau sind also Figuren, die mindestens ebenso unangenehm und negativ dargestellt wird wie die beiden Juden. Allein der Teufel, der ansonsten, wie auch z.B. in dem Stück «Der Baur mit seim Gefatter Tod» von Jakob Ayrer, als Inkarnation des Bösen und Verwerflichen gilt, muß am Ende einsehen, daß er sich besser zurückzieht, wenn er nicht wieder die Behandlung seiner Frau oder den Betrug des Arztes ertragen möchte. Er stellt also, man erinnert sich, in seiner defensiven Haltung ein Gegenbild zu Satan in dem Fastnachtspiel von Jakob Ayrer dar, der ja auch in sprachlicher Hinsicht auf sehr aggressive Weise in Kontakt mit dem Gegenüber tritt. Der Teufel in dem Stück des Hans Sachs dagegen erweckt ob seiner Hilflosigkeit fast das Mitleid des Zuschauers.

Ganz gegensätzlich hierzu ist die Darstellung der Juden in den Fastnachtspielen von Jakob Ayrer. Es wäre zwar falsch, zu behaupten, er würde sie positiv schildern. Man ge-

winnt jedoch bei genauerer Betrachtung des Textes den Eindruck, daß er sich um die größtmögliche Objektivität zumindest bemüht. Aufschlußreich ist wohl auf jeden Fall, daß das bereits oben analysierte, in Nürnberg entstandene Fastnachtspiel von dem Frankfurter Juden eben nicht in Nürnberg, sondern in der Messestadt Frankfurt spielt, die ja den Nürnbergern sehr vertraut gewesen sein muß. Ob damit der in gewisser Weise doch geäußerte Vorwurf - die Behandlung des Juden ist durchaus ungerecht, wiewohl auch er «Dreck am Steken» hat und seine Kunden in Geldgeschäften betrügt, ja eigentlich auch auf der Messe versucht, ungerechtfertigten Gewinn zu machen - abgemildert werden soll? Tatsache ist jedoch, daß Jakob Ayrer sich jeder karikierenden Überzeichnung der Sprache enthält und den Juden und seine Frau zumindest nicht auf diese Art dem Gespött der Zuschauer preisgibt. Dies beginnt bereits bei der Namengebung der beiden Figuren: Aaron und Sarah sind zwei biblische, im Alten Testament verwendete Namen, die eng mit der jüdischen Religion verbunden sind. Auch werden, sehr sporadisch zwar, aber in der richtigen Form, Elemente der hebräischen Sprache eingesetzt. So etwa, wenn der Jude in großer Aufregung mit sich selber redet oder seine Frau Sarah ihr Tun rechtfertigt:

Es ist schon gebüst und gebeicht,
Wenn ich dem Goim vnrecht thu. (Jude, S. 2422, Z. 5 f.)

So gieng der Goim von mir hin
Vnd bekam ein anderer den gewin. (Jude, S. 2422, Z. 16ff.)

Adonai, es ist fürwar schon gschehen,
Wie ich vor thet bey mir verjehen... (Jude, S. 2424, Z. 26 f.)

Adonaij, jetzt fürcht ich mich. (Jude, S. 2435, Z. 23)

Zur Objektivierung der sprachlichen Darstellung von Judenfiguren trägt ganz sicher bei, daß im Zuge von Humanismus und Reformation dem Erlernen auch des Hebräischen große Bedeutung beigemessen wurde.

Eine genauere Betrachtung des Wortes *schamot* scheint an dieser Stelle vonnöten. Dieses von Jakob Ayrer in zwei Varianten verwendete Wort entstammt der Umgangssprache und bezeichnet in der Hauptsache 'Kram, Zeug, wertlose Sachen' (u.a. Duden). Diese Bedeutung kann aber hier nicht gemeint sein. Ein Schwur bei einer Sache, die für den Sprecher keinen Wert besitzt, wäre widersinnig. Einleuchtender ist in diesem Falle der umgangssprachliche Gebrauch dieses Begriffes für Geld (s. Lexikon der Umgangssprache).

Der Jude Aaron gebraucht den Begriff *schamot* bei seiner Versicherung, den Dieb nicht zu verraten:

Bey meiner schamot, ich thus nicht. (Jude, S. 2425, Z. 16)

Aber auch der Dieb Niclaus verwendet diesen Begriff, als er sich freut, den Juden in seiner Gutgläubigkeit getäuscht zu haben:

Bey meiner Schamat, ich hab glacht,
Daß mir die augen vbergangn.
Der Dieb wird gewißlich bald gehangn. (Jude, S. 2428, Z. 3ff.)

Einzugehen ist hier vor allem auf die lautliche Differenz beim Gebrauch dieses Wortes: *schamot* gegen *Schamat*. Der in beiden Fällen gleiche Gebrauch weist darauf hin, daß dieselbe Bedeutung des Begriff gemeint ist. Daß beide Seiten, die jüdische wie die nicht-jüdische, mit der erwähnten lautlichen Differenz, diese Bezeichnung gebrauchen, ist aufschlußreich, wenn man die Aufzeichnungen von Schädäus über die jüdisch-deutsche Sprache aus dem Jahr 1582 heranzieht. Hingewiesen wird unter anderem auf eine lautliche Besonderheit des Jüdisch-Deutschen:

4. Ist zu wissen, daß sie fast allesamt auf nürnbergische oder fränkische Art die Vokale grob aussprechen, sonderlich das a fast wie ein o. (Schadäus, 1592, 1892, S. 64)

Zumindest an dieser Stelle wäre eine akribisch genaue Darstellung der jüdisch-deutschen Sprache zu erkennen, die nicht allein auf die Lexik beschränkt ist, sondern auch lautliche Elemente einbezieht.

Diese wenigen Beispiele können nur eine Andeutung, ein Hinweis auf mögliche weitergehende Forschungen sein. Sie werfen wiederum die bereits oben behandelte Frage auf, in welchem Maße die Persönlichkeit des Autors in einem Text Ausdruck findet - gerade dann, wenn es um ein immer auch emotional belastetes Thema wie Religion geht. Trotzdem ist, wie die in Auszügen dargestellte Geschichte der jüdischen Bevölkerung Nürnbergs zeigt, der Zeitgeist auch in der sprachlichen Charakterisierung dieser Randgruppe durchaus erkennbar.

3.5.3 Parallelen zu anderen Theaterformen

Die Darstellung der Sprache der Juden, wie sie in den Fastnachtspielen von Hans Folz deutlich wird, ist kein Einzelfall. Deshalb soll auf Parallelen in anderen Theaterformen hingewiesen werden, obwohl die dargestellten Beispiele nicht aus Nürnberg stammen und daher nicht detailliert ausgeführt werden.

Eine der von Hans Folz vorgeführten Sprachvermischung ähnliche Form wird außer in Fastnachtspielen auch in geistlichen Spielen, z.B. in Passionsspielen, zur Charakterisierung der Judenfiguren gewählt.

Diese häufig großen Spiele, an denen mehrere hundert Bürger als Akteure teilnehmen, sind nicht vom Alltag abgehobene Kunst-Stücke, die an einem separaten Ort namens <Theater> aufgeführt werden. Sie sind große Ereignisse im Leben der Städte, die auf zentralen Plätzen im Freien aufgeführt werden und manchmal mehrere Tage dauern.. Sie stellen den Versuch einer Stadt als eines sozialen und religiösen Organismus dar, die aufbrechenden ökonomischen, sozialen und religiösen Konflikte zu bewältigen mit dem Ziel der Wiederherstellung der bedroht geglaubten Eintracht und Harmonie.[...] Aufgrund der oben geschilderten antijüdischen Tradition und aus gruppenpsychologischen Gründen werden in diesen Spielen häufig die Juden zu Gegenspielern Christi und damit zu Handlangern des Teufels, wobei entsprechend dem mittelalterlichen Geschichtsdenken kaum ein Unterschied gemacht wird zwischen den angeblich am Tod Christi schuldigen Juden des ersten Jahrhunderts und den zeitgenössischen Juden, den Nachbarn aus Juden-gasse oder Ghetto. (Frey, 1991, S. 364)

Zu Beginn des «Innsbrucker Osterspiels» aus dem Jahr 1391 etwa, das die Begebenheiten nach der Kreuzigung Christi und seine Auferstehung dramatisiert, finden sich folgende Zeilen:

Chodus chados adonay
sebados sissim sossim
chochun yochun or nor
yochun or nor gun
ymbahel et ysmahel
ly ly lancze lare
vczerando vir melior yesse
ceuca ceuca ceu
capiasse, amel! (Das Innsbrucker Osterspiel, 1391, 1937, Z. 57 - 66)

Die (lateinische) Regieanweisung an dieser Stelle lautet: «Tunc Judaei cantant Judaicum». Diese so als original jüdisch ausgewiesenen Worte werden in der Folge noch zweimal wiederholt.

Im Donaueschinger Passionsspiel, das in seiner Urform ungefähr im Jahr 1470 aus Luzern nach Donaueschingen gelangte, finden sich, ebenfalls kurz nach Beginn, die folgenden, allerdings sehr kurzen Hinweise auf eine sprachlich motivierte Unverständlichkeit der Juden:

Vnd nach diessem gesang so facht/ die iuden schu^ell ir
gesang an/ ze singen
Gamahü formatur item (Donaueschinger Passionsspiel, Z. 3)

Etwas weiter heißt es:

Vff disen spruch facht die iudenschu / aber an ze singen
Pater noster bigenbitz item (Donaueschinger Passionsspiel, Z. 82)

Auch im Alsfelder Passionsspiel, das als eines der letzten Passionsspiele des Mittelalters in den Jahren 1501, 1511 und 1517 aufgeführt wurde, findet sich eine speziell für die Juden gewählte Sprache.²⁵ So heißt es etwa nach der Schilderung der Auferweckung des Lazarus:

Tunc Judeus senex et decrepitus nomine Gumbrecht dicit ad
Sinagogam:
Meynster Raby hoch und gut,
ich hon dick gelkeßen den Thalmut,
do stehe yn geschribben alßo:
«Asserere habuch Jericho
enffa Hierichy phe man.»
alßo ich das habe vorstan:
«von Jericho ist hie seligk gebornn,
der zu keyner zyt synen zorn
vor syne ere lat gan.»
horet fort, Raby woil gethaynn!
darzu findet man yn der propheten bescheyt,
(das sprech ich uff myn Juddischeyt!)
uff Abrahams alßo geschribben:
«aleph ziduth pephe ofmonn.»
beruff, Rabi, sprecht die glosen:
«das nymmant uff icht solle koßen,
hie enhore dan, wie die sach eyn ende hait.
wer nicht thut an rayd,
der darff hinden nach keyn ruwe han.» (Alsf.Passionsspiel,Z. 2363ff.)

An anderer Stelle sagt «Kain Judeus»:

Ach, ihr ritter woilgethan,
ich enmuß des manß nicht griffen an:
das thut mer ach und we,
want da steht yn unser ee:
«pocz kuph phie phan.»
das ich alßo vorstan,
das mer keynen vororteilten man
myt unßern henden sollen griffen an! (Alsf. Passionsspiel, Z. 5624ff.)

Diese beiden Textpassagen weisen eine ähnlich geartete Unverständlichkeit wie die oben angeführten Beispiele aus den Texten von Hans Folz auf, werden aber, und das ist bemerkenswert, hier von den Sprechern jedes Mal selber gedeutet. An anderer Stelle wird

²⁵ Zur Judendarstellung im Alsfelder Passionsspiel siehe auch: Guy Borgnet, Die Satire der Juden im Alsfelder Passionsspiel. In: Parodie und Satire in der Literatur des Mittelalters. Greifswald, 1989

lediglich ausgesagt, daß die Juden Hebräisch singen, die konkreten Texte jedoch fehlen (Regieanweisung vor Z. 6352, vor Z. 6839, vor Z. 7333).

Zur unterschiedlichen Entstehungsweise von Passionsspielen und Osterspielen sei verwiesen auf die Einleitung von Anthonius Touber zu seiner Ausgabe des «Donaueschinger Passionsspieles».²⁶ Übereinstimmung scheint jedoch insgesamt, trotz der Gegensätzlichkeit von Passions- und Osterspielen einerseits und Fastnachtspiel andererseits, von geistlichem und weltlichem Theater, und trotz der zeitlichen Differenz zwischen den Stücken darin zu bestehen, daß die Unverständlichkeit dort provoziert und dargestellt wird, wo es um die Auseinandersetzung mit religiösen Themen, mit den Grundfesten des Glaubens geht. In ihrem Aufsatz «Zur Judenproblematik bei Hans Folz» setzt Edith Wenzel sich mit den sozialpsychologischen Ursachen für eine derartige sprachliche Verunglimpfung der Judenfiguren auseinander. Diese liegen, wie sie ausführt,

tiefer, als dies auf den ersten Blick erscheinen mag. Das Hebräische als Kultsprache wirkte auf die Christen befremdlich und bedrohlich, weil sie es nicht verstanden und weil sie es mit dem Teufel und der Magie assoziierten, wie denn auch die hebräische Sprache bereits seit dem frühen Mittelalter in den Zauberbüchern und Anleitungen zu magischen Praktiken als Sprache des Teufels zur Benutzung empfohlen wurde. Zudem manifestierte sich in der Anwendung dieser Sprache, vor allem in im Rahmen des religiösen Rituals, die Fremdartigkeit und Andersartigkeit der jüdischen Minderheit, die bei der christlichen Umwelt Angst und Abwehr hervorrief und sich mit einem vordergründigen Überlegenheitsgefühl zu kaschieren suchte. (Wenzel, 1982, S. 83)

Wichtig wäre es also insgesamt auch an dieser Stelle, Dokumente gesprochener Sprache direkt den Theatertexten gegenüberstellen zu können.

3.5.4 Die jüdisch-deutsche Sprache des späten Mittelalters

Bei dem Versuch, den realen Zustand der jüdisch-deutschen Sprache zu kontrastieren, ist man für den Untersuchungszeitraum verwiesen auf zwei Darstellungen, die sich in sachlicher Weise mit diesem schwierigen - weil immer auch emotional belasteten - Stoff auseinandersetzen. Im Jahr 1514 beschrieb Johannes Boeschenstein die jüdisch-deutsche Sprache. Dieses Werk ist in lateinischer Sprache verfaßt. Erst rund 80 Jahre später, im Jahr 1592, lieferte Elias Schadeus einen «gewissen Bericht von der deutsch-hebr. Schrift usw.» Er geht neben einer Darstellung und Deutung des hebräischen Alphabetes auch auf lautliche, lexikalische und morphologische Eigenheiten ein. So liest man etwa im dritten Kapitel der Darstellung «Von etlichen besonderen Eigenschaften, so die Juden gebrauchen» :

3. Pflegen sie unter ihr Deutsch etliche hebräische Wörtlein, so ihnen gemein, mitunter zu mengen, wie in den deutschen Kanzlein mit den lateinischen oder französischen Worten geschieht, als radiren, abkopiren, injuriren, protestiren, arestiren, welches die Juden zum Teil aus Gewohnheit, zum Teil daß es die Christen nicht verstehen sollen, thun...
4. Ist zu wissen, daß sie fast allesammt auf nürnbergische oder fränkische Art die Vokale grob aussprechen, sonderlich das a fast wie ein o.
5. Haben sie etliche besondere Wörter als benschon für segnen oder benedeien, leien für lesen, das dasige für dieses.
6. Pflegen sie die Diminutiva, die Wörter, so in gemeiner deutschen Sprache sich auf die Syllab (lein) enden, auf ein lich zu schreiben und auszusprechen, als kindlich, meidlich, büchlich, für Kindlein, Meidlein, Büchlein.
(Schadeus, 1592, 1892, S. 64)

²⁶ Hierzu siehe auch die entsprechenden Stichworte in Gero von Wilpert, Sachwörterbuch der Literatur. 7., verbesserte und erweiterte Auflage. Stuttgart 1989

Aufschlußreich ist der in Punkt 4 von Schadäus angesprochene Bereich der Phonologie, wenn man ihn etwa auf das Stück vom «Juden in Frankfurt» des Jakob Ayrer bezieht: Einzugehen ist hier auf die lautliche Differenz beim Gebrauch des Wortes *schamot* gegen *Schamat* durch Aaron bzw. den Dieb Niclaus.

Der Gebrauch weist darauf hin, daß beide Sprecher dieselbe Bedeutung des Begriffes meinen. Geht man von einer genauen Edition des Textes aus, d. h. davon, daß im Original wirklich dieser Unterschied zwischen «a» und «o» bei der Schreibung dieser Wörter besteht, so wäre zumindest an dieser Stelle eine akribisch genaue Darstellung des Jiddischen zu finden, die nicht auf die Lexik beschränkt ist, sondern auch lautliche Elemente einbezieht. Speziell im Bereich der Lexik wird jedoch, so läßt sich dieser um eine umfassende und objektive Darstellung bemühten Schrift entnehmen, durchaus auch auf der jüdischen Seite die Möglichkeit genutzt, sich durch den Gebrauch des Hebräischen von den Christen abzugrenzen. Andere Elemente, die dem Jüdisch-Deutschen entstammen, werden lediglich als «besondere Wörter» bezeichnet, die aber offenbar, wie auch die Unterschiede auf den anderen Sprachebenen, nicht zum Zweck der Distanzierung eingesetzt werden.

Was das Sprachverhalten anderen Sprechern gegenüber angeht, so kann an dieser Stelle nur auf die Ähnlichkeit bzw. Differenz zur Sprache der anderen untersuchten Sprecherschichten hingewiesen werden. Wichtig scheint auf jeden Fall der Aspekt des Exotismus nicht - oder nicht nur - aufgrund einer anderen Sprache, sondern zunächst vor allem aufgrund einer anderen Religionszugehörigkeit. Man sah oder machte eine nicht mögliche Verständigung aber offenbar nicht eigentlich am Gebrauch einer Fremdsprache fest - die Beherrschung von Fremdsprachen war ja, wie gezeigt werden konnte, einer der vorrangigen Punkte bei der Ausbildung junger Leute. Nicht nur Fremdworte, sondern ein völlig undurchsichtiges Konglomerat vor allem unterschiedlichster Morpheme, dem jede Struktur - also auch jede syntaktische Ordnung - fehlt, mußten im Zuhörer eine Antipathie gegen menschliche Wesen, die sich nicht oder nur unvollständig verständlich machen konnten, wecken. Im Zuge einer Auseinandersetzung mit dem fremden Glauben jedoch schwindet auch die dargestellte «Sprachlosigkeit», die Juden können zwar die gegen sie erhobenen Anschuldigungen nicht entkräften, aber sich doch dagegen verteidigen. Daß, etwa im Fall des Juden Aaron, diese Verteidigung erfolglos bleibt, liegt nicht an der mangelnden Möglichkeit der Verständigung.

3.5.5 Zusammenfassung

Zunächst ist festzustellen, daß es sich bei der Sprache, die die Autoren der Fastnachtspiele ihre Judenfiguren sprechen lassen, sicherlich nicht um objektive oder gar eine korrekte Wiedergabe der Sprache handelt, die die Juden im spätmittelalterlichen Nürnberg benutzten. Dies ist zwar einerseits angesichts der Funktion der Fastnachtspiele nicht verwunderlich, doch sehr wohl angesichts der Intensität, mit der gerade im Fall von Hans Folz über Glaubensfragen gehandelt wird.

Wie gezeigt wurde, weist das Auftreten von Judenfiguren in den Fastnachtspieltexten, äußerlich gesehen, Parallelen zur realen Situation der jüdischen Gemeinde in Nürnberg auf. Das heißt auch, daß inhaltlich Auseinandersetzungen an dem Punkt stattfinden, der auch in der Realität Anlaß zu Kontroversen bietet.

Betrachtet man die Figuren der Juden als Theaterrollen, so wird deutlich, daß in der Phase der religiösen Auseinandersetzung, also in den Stücken von Hans Folz, sehr wohl ein Unterschied gemacht wird zwischen Mitgliedern der Gemeinde und dem Rabbiner. Hier ist, was die sprachliche Gestaltung angeht, bemerkenswert, daß es die «gewöhnlichen» Juden sind, die ein Lied in unverständlichem Kauderwelsch singen, das erst übersetzt werden muß, oder aber in der Wiederholung einfachster Floskeln befangen sind. Aufschlußreich ist, daß es auch hier vor allem lateinische Elemente sind, die mit deutschen

und hebräischen vermischt sind, um eine eigentümliche Mixtur zu erzeugen, die dem Zuhörer einerseits vertraut erscheinen mußte, andererseits aber unverständlich ist und daher wohl eher Lachen oder Ablehnung als Neugier und den Wunsch nach Verständigung oder Verständnis hervorrief. Die Rabbiner sprechen ein unverfälschtes Deutsch - wohl, um als Dolmetscher zu dienen oder, für das Publikum verständlich, widerlegt werden zu können. Im Zuge der Auseinandersetzung ermöglicht die Allegorisierung von Kirche und Synagoge eine Thematisierung des Gegensatzes ohne die Festlegung auf eine konkrete Figur. Ebenso zeigt auch die Unverständlichkeit z.B. von Gebeten, die erst übersetzt werden müssen, daß innerhalb dieses Lebensbereiches Unverständnis herrschte, auch hier Zusammengehörigkeit oder eben Ausgrenzung praktiziert wurde. In dem Fastnachtspiel von Hans Sachs ist es weniger die sprachliche als vielmehr die inhaltliche Komponente, die die Außenseiterposition der Juden verdeutlicht. Die Rollen scheinen eindeutig verteilt zu sein. So sind es die beiden Juden, die Wucher betreiben und sich damit auf unrechtmäßige Weise bereichern. Sie scheinen also ihrerseits die idealen Opfer, um selbst betrogen zu werden. Daß dem Arzt dies nur mit Hilfe des Teufels gelingt, daß er offenbar noch gerissener ist als die beiden Juden und mit seiner Gerissenheit sogar den Teufel zur Kapitulation bewegt, stellt eine Parallelhandlung zum Betrug an den beiden Juden dar. Beide betrogenen Parteien, der Teufel wie die Juden, werden unwissentlich zu Opfern ihrer eigenen betrügerischen Charaktere. Die wirtschaftliche Rolle der Juden innerhalb der Einwohnerschaft tritt hier zunehmend in den Vordergrund - der Aspekt, dessen Bereinigung ja eine endgültige Vertreibung der Juden erst möglich machte. Die Ursache für das Ausbleiben einer sprachlichen Charakterisierung der Juden durch Hans Sachs mag zum einen in dem bereits beschriebenen äußeren Umstand zu suchen sein, daß er mit größter Wahrscheinlichkeit keine Juden kannte, zum anderen aber darin, daß er diesem Punkt der Gestaltung seines Fastnachtspiels anscheinend wenig Bedeutung beimaß. Wichtiger war ihm offensichtlich die Vermittlung der Moral des Stückes durch die inhaltliche Gestaltung.

Im Gegensatz zu den vorangehend dargestellten Beispielen wird das jüdische Ehepaar in dem Fastnachtspiel Jakob Ayrers eher zwiespältig gezeigt: Sarah ist zwar durchaus zu einem Betrug an dem nicht-jüdischen Schuldner bereit - sie mischt gefälschte Münzen unter das Geld, das er leihen wird -, doch fehlt bei ihr ebenso wenig wie bei ihrem Mann Aaron die Einsichtsfähigkeit in den durch unrechtmäßig erworbenes Gut entstehenden Schaden. Das heißt, diese beiden Figuren geraten nicht ahnungslos in ihre Schwierigkeiten, wie das in den anderen Texten, trotz unterschiedlicher Ausrichtung des Inhaltes, dargestellt wird. Trotzdem wird durchaus auch ihre Rolle als Opfer des betrügerischen Diebes Niklas gesehen, ihnen also die alleinige Schuld an der Strafe, die sie zu verbüßen haben, abgesprochen. Sie werden in ihren betrügerischen Machenschaften letztendlich doch mit ihren eigenen Mitteln geschlagen und haben kaum eine Chance, aus ihrer Außenseiterposition herauszukommen. Auch was die sprachliche Seite angeht, so werden die beiden Juden durchaus «objektiv» geschildert. Sie sprechen kein unverständliches Kauderwelsch, das erst übersetzt werden muß, sind aber andererseits auch nicht durch eine einheitlich deutsche Sprache den anderen Figuren des Stückes gleichgestellt, wie dies bei Hans Sachs der Fall ist. Man erkennt also einerseits die Eigenheiten dieser Figuren an, sieht durchaus auch ihre Fehler oder Schwächen, ist aber andererseits aber auch bereit, sie nicht grundsätzlich herabzuwürdigen oder eine Kommunikation mit ihnen unmöglich erscheinen zu lassen.

Die geschilderte sprachliche Gestaltung zeigt eine Entwicklung, die auch insgesamt Aufschluß über den Umgang mit Außenseitern gibt. Sie werden zunächst, so fällt auf, als Gesamtheit von «andersartigen» Menschen gesehen und dementsprechend in ihrer Gesamtheit verachtet. Wenn sie ihre unverständliche Sprache sprechen, dann immer zu meh-

ren, zumindest aber zu zweien. Übersetzen oder erklären können nur die Vertreter dieser Gruppe, die selber innerhalb der Gemeinschaft eine höhere Position einnehmen. Vor allem im Bereich der Lexikologie und der Morphologie ist die Sprache der Juden hier gekennzeichnet. So kommt es, daß dem Leser bzw. Zuschauer dieses Idiom einer-seits vertraut erscheint - einzelne Worte aus dem Deutschen, Griechischen oder Lateinischen sind durchaus wiederzuerkennen -, er aber andererseits mit dieser Sprache nur schwer umgehen kann, da sie z.B. keinerlei syntaktische Ordnung aufweist.

Später ist, wie etwa im Falle des von Hans Sachs verfaßten Fastnachtspiels, eine sprachliche Gestaltung der Judenrollen mit Hilfe eines fremden Idioms kaum möglich, da es unbekannt ist, auf Grund des Nicht-Vorhandenseins der Sprecher in Nürnberg unbekannt sein muß. Die Juden werden dargestellt als Vertreter einer zu mißbilligenden Geisteshaltung, die jedoch dadurch relativiert wird, daß sie bei der Gegenpartei ebenso vorherrscht, ja sogar noch weiter getrieben wird. Eine Instanz wird ausgehebelt, die als Inbegriff des Bösen, Verderblichen gilt: Der Teufel selbst fällt der Betrügerei des Arztes zum Opfer. Auch werden die zwei Judenfiguren durch die Benennung mit einem biblischen Namen und der Darstellung der familiären Beziehung, die zwischen ihnen besteht - sie sind, so sagt es Esau einmal, Vettern -, individueller gezeichnet, als dies zuvor der Fall war.

In dem Fastnachtspiel von Jakob Ayer wird das jüdische Ehepaar nicht nur durch sprachliche Eigenheiten, sondern auch durch die dargestellten Handlungen weiter individualisiert. Was bei Hans Sachs noch Vorsatz war - der Verkauf der hinterlegten Pfänder eines Gläubigers -, wird jetzt ausgeführt: Sarah bereitet das Geld für einen Schuldner vor, Aaron geht auf die Messe, um dort die Möglichkeiten eines Geschäftes auszumachen. Vor allem scheinbar unbedeutende, aber gerade dadurch für den alltäglichen Sprachgebrauch charakteristische fremdsprachige Einwüfe in Sätze charakterisieren die Sprache der beiden Juden. Es wird deutlich, daß schließlich die Handlungen, Fehler, Eigenheiten einer individuellen Figur und nicht mehr einer Gruppe von Menschen zugeschrieben werden. So kann auch die jeweilige Person respektive Figur - als Vertreter einer wenig angesehenen Gruppe von Mitbürgern - konkret kritisiert werden, aber es ist nicht mehr so leicht möglich, eine ganze Gruppe von Menschen pauschal zu verurteilen. Auch der Sprachgebrauch wird, wie gezeigt wurde, durch einen korrekten Einsatz z.B. der fremden Sprache - dementsprechend objektiviert.

3.6 Zusammenfassung: Die sprachlichen Kontakte zwischen den Sprecherschichten

An dieser Stelle war die Verbindung zum ersten Teil der Untersuchung bzw. zu Kapitel IV 1 herzustellen. Die in Kapitel III dargestellten und interpretierten Varianten und ihr Einsatz wurden in bezug auf die gesellschaftlichen Schichten gesehen. Im Zuge einer soziolinguistischen Betrachtung und Interpretation ist es sicher sinnvoll, nicht schematisch die einzelnen Sprachebenen in der Abfolge des ersten Teils zu behandeln, sondern es ist auf eine Konstanz bzw. Differenz bei der Darstellung eines Themas durch die jeweilige Sprecherschicht hinzuweisen. Auf welcher Ebene findet er sich?

3.6.1 Die Anredeformen

Es zeigt sich insgesamt, daß von allen Schichten die jeweils die üblichen Anredeformen gebraucht werden. Wie in dem entsprechenden Kapitel ausgeführt, findet die zunehmende Individualisierung der Sprecher auch in den Anredeformen ihren Ausdruck: Namen treten an die Stelle der Berufsbezeichnung, Titel, die die individuellen Leistungen des einzelnen, etwa das Ergebnis eines Studiums, bezeichnen, werden auch in öffentlich verbreiteten Flugblättern erwähnt. Trotzdem läßt sich durchaus auch eine schichtenspezifische Verwendung im Kontakt mit dem Gegenüber nachweisen. So wird der höherstehende generell geehrt und mit seinem Titel - bestehend auch aus der Höflichkeitsform

und der Berufsbezeichnung - angesprochen, der niedriger stehende wird geduzt und mit der Berufsbezeichnung bzw. mit seinem Namen, meist nur mit dem Vornamen angesprochen. Eine Ausnahme im Positiven wie im Negativen stellen die Bauern dar: Sie sprechen Gleichgestellte oft auch mit dem vollen Namen an, duzen hingegen beispielsweise im Zorn auch höhergestellte Personen wie etwa den Pfarrer.

3.6.2 Die gewählte Sprache

Im folgenden sollen unter Bezug auf die zu Beginn dieses Kapitels angestellten Überlegungen die Erkenntnisse über die Sprachvarietäten zusammengefaßt werden.

Wo ist man thematisch beschränkt, wo ist man in diesem Punkt vielseitiger? Es zeigt sich, daß in den höheren Schichten und in den niedrigeren Schichten - Adel, Geistlichkeit einerseits, Bauern andererseits - das Spektrum der Themen eher schmal ist: Erhalt des standesgemäßen Lebens auf der einen Seite, Sorge für die Landwirtschaft und das materielle Auskommen andererseits. In den Schichten, in denen Austausch mit anderen Menschen und Kommunikation zum Beruf gehören - etwa für Kaufleute, die Handel treiben -, wird auch das Interesse am Anderen - im weiteren Sinne - selbstverständlicher. Das bedeutet auch größeres Interesse an wissenschaftlichen Erklärungen - bzw. Deutungen - für bestimmte Phänomene, Austausch auch über sehr private Themen.

Es wird deutlich, daß der Kontakt in den höheren und niedrigeren Schichten eher beschränkt ist. In den mittleren Schichten oder den oberen Mittelschichten dagegen sind die Kontakte am breitesten gestreut, man bemüht sich auch darum, die Möglichkeit zum Aufbau und zur Pflege des Kontaktes zu schaffen, etwa durch das Lernen von Lesen, Schreiben und Fremdsprachenerwerb.

Unvollständige Sätze kommen generell nicht vor.

Die höheren Schichten neigen eher zur Beschreibung, Erklärung, die unteren Schichten zur Schilderung, Gedankenäußerung. Beim Bürgertum differiert die Art der Darstellung mit der jeweiligen Aufgabe. Dabei werden Beschreibungen eher mit Hypotaxe, die Schilderungen von Erlebnissen mit Hilfe einer parataktischen Satzstruktur ausgeführt.

Am Beispiel der Benennung von Pferden zeigt sich, daß zwar die Kriterien durchaus unterschiedliche sind, aber doch jeweils eine Möglichkeit der genauen Benennung besteht. Am Beispiel von Albrecht Dürer zeigt sich, daß dort, wo dasselbe Thema behandelt wird - sein künstlerisches Schaffen -, er sich den verschiedenen Gesprächspartnern gegenüber auf unterschiedliche Weise äußert, einen anderen Aspekt seiner Arbeit betont.

Die Verwendung von vorgefertigtem Sprachmaterial wurde bereits ausführlich behandelt. Es hat sich dabei gezeigt, daß jede Schicht - allerdings in unterschiedlicher Form - sich auf vorgefertigtes Sprachmaterial stützt. Die gewählte Form ist sehr eindeutig zuzuordnen.

Insgesamt ist offenbar die oberste und unterste Schicht jeweils am konstantesten im Sprachgebrauch, die Bürgerschicht am flexibelsten. Das zeigt sich in der Anrede, in der unterschiedlichen Behandlung desselben Themas. Die Sprache der Frauen läßt sich auch im Kontakt mit anderen eher an ihrer Schicht messen, als daß es eine gemeinsame Frauensprache gäbe. Das mag mit der ja doch sehr unterschiedlichen Lebenswirklichkeit der Frauen zusammenhängen. Die Sprache der Bauern anderen gegenüber ist sehr situationsabhängig. Die Fastnachtspiele zeigen das jedoch bloß relativ ausschnittshaft, wichtig ist also auch hier ein Vergleich mit den anderen Textsorten, um eine akzeptable Aussage machen zu können. Es gibt, das zeigt das Sprachverhalten im Zusammenhang mit Religion und Religionsausübung, offenbar durchaus Positionen innerhalb der Sprecher-gemeinschaft, wo das Private und das Berufliche ziemlich eindeutig getrennt wird.

3.6.3 Der Einfluß von Textsorte und situativem Kontext auf die gewählte Sprache

Als situativer Kontext sind im Fall der untersuchten Textsorten im einzelnen sicher die jeweils unterschiedlichen (äußeren) Umstände zu bezeichnen. Bei den Fastnachtspielen ist sicherlich die Aufführungssituation, in der die dargestellte Situation gezeigt wird, mit einzubeziehen: In diesem Fall zielt die Wahl der Sprache auch - oder besser: vorwiegend - auf die Unterhaltung des Publikums ab - ein Faktor, der zumindest im frühen Fastnachtspiel maßgeblich bei der Darstellung bestimmter Bevölkerungsschichten ist. In den späteren Fastnachtspielen dann wird in einer abschließenden Bemerkung die Verbindung zum Publikum hergestellt, das nicht nur unterhalten werden, sondern dem auch eine Lehre mit auf den Weg gegeben werden soll. Auf den daraus resultierenden Charakter einer Spruchweisheit wurde bereits in dem Kapitel über den Einsatz von vorgefertigtem Sprachmaterial eingegangen.

Die Umstände, unter denen Briefe verfaßt wurden, waren naturgemäß sehr unterschiedlich. Doch vor allem in den Briefen des Bürgertums werden dem Empfänger durchaus auch die Gegebenheiten des Schreibens, eventuell auch äußere Einflüsse oder persönliche Befindlichkeiten geschildert. Besonders ausführlich tut dies Magdalena Paumgartner. Auch aus dieser Tatsache läßt sich folgern, daß ein Brief immer mehr die Rolle eines mehr oder weniger direkt geführten Gespräches einnahm.

Was den Einblattdruck angeht, so ist auch hier eine Zweiteilung des situativen Kontextes zu berücksichtigen: Zum einen wird - möglichst objektiv und unter Benennung eventueller konkreter Augenzeugen - ein tatsächlich stattgehabtes naturwissenschaftliches Phänomen geschildert. Erläutert bzw. gedeutet wird es jedoch im Hinblick auf die Leser bzw. Zuhörer, die aus dem Bericht letztlich die Konsequenz für ihr eigenes Leben und Handeln ziehen sollen.

Welche Sprecherschichten wählen gleichbleibend eine bestimmte Textsorte, welche unterscheidet sich durch den Einsatz verschiedener Textsorten, eventuell mit einer anderen Intention, die ja auch zwangsweise die Wahl der Sprache beeinflusst?

Die Bauernschicht tritt lediglich im Fastnachtspiel auf, in einer Textsorte also, die in erster Linie mit der lebendigen Darstellung von sehr unterschiedlichen Situationen verbunden wird, in keinem Fall jedoch mit der Reflexion über ein bestimmtes Thema oder der Schilderung von Erlebnissen oder Empfindungen. Auch die Suche des Bauern Gerngast, die das Grundmotiv des Fastnachtspiels von Jakob Ayrer bildet, ist ja von einem rein äußerlichen Motiv bestimmt.

Adelige treten in Fastnachtspielen und Briefen als Autoren bzw. Sprecher in Erscheinung. Ein ähnliches Bild zeigt die Autorschaft von Frauen.

Die Bürger nutzen alle drei untersuchten Textsorten, wechseln aber dabei durchaus die Sprache und stellen damit ein weiteres Mal ihre Flexibilität auf dieser Ebene des Kontaktes mit anderen Sprechern unter Beweis.

Insgesamt zeigt sich also für alle Schichten, daß sowohl der situative Kontext wie auch die Zahl und die Unterschiedlichkeit der gewählten Textsorten durch die einzelnen Sprecherschichten die Wahl der Sprache zumindest mit beeinflusst.

4. Zusammenfassung: Die Sprache in ihrem Bezug zur Gesellschaft

Sprache, gerade auch in ihrer mündlichen Form, ist eines der wichtigsten Mittel der Kommunikation zwischen Menschen. Doch ist nicht zu übersehen, daß es in sehr unterschiedlicher Weise genutzt werden kann und genutzt wird. Dies hängt sicher zum einen mit den Medien zusammen, die immer neu entstehen und, so scheint es, einem ständigen formalen Wechsel unterworfen sind. Zum anderen sind hierfür jedoch sicher die unterschiedlichen Bedürfnisse und Ziele der jeweiligen Sprecher verantwortlich. Zur Ab-

rundung der Untersuchung am Beispiel von überlieferten Texten war auch diese Ebene des Sprachgebrauches zu berücksichtigen und die Einstellung der untersuchten Sprechergemeinschaft zur Sprache zu charakterisieren, wie sie sich beispielsweise aus konkreten Äußerungen über Sprache und Sprachgebrauch ablesen läßt.

Wichtig ist im Zusammenhang einer soziologisch orientierten Sprachuntersuchung auch die Thematisierung bestimmter Lebensbereiche oder Tatsachen, und zwar nicht im Hinblick auf die Vertreter bestimmter sozialer Gruppen, sondern im Hinblick auf eine Gesamtentwicklung der betrachteten Sprechergemeinschaft. Auf die Entwicklung der Textsorten in formaler und sprachlicher Hinsicht wurde bereits eingegangen. Im folgenden soll nun der Versuch unternommen werden, zusammenfassend einen Bezug der Texte zur Realität der Autorinnen und Autoren herzustellen, um anschließend die gewählte Sprache ebenfalls der Realität gegenüberzustellen. Geht eine inhaltliche Nähe zur Realität notwendigerweise auch mit einer Nähe der Sprache zur Realität einher? Läßt sich auch in den nicht-literarischen Dokumenten eine Schichtung der gesprochenen, wenn auch schriftlich überlieferten Sprache nachweisen, die in den Theatertexten so eindeutig vorzuliegen scheint?

4.1 Der thematische Bezug der untersuchten Texte zur Realität

Das Fastnachtspiel nimmt aufgrund der speziellen Theaterform eine Sonderposition ein. Doch obwohl diese Stücke in erster Linie zur Unterhaltung des Publikums verfaßt wurden, ist der Bezug zur Realität der Zuschauer ein durchaus unterschiedlicher. Auf die Aufführungssituation, die Entwicklung dieser Theaterform vom Reihen- zum Handlungsspiel und die Verlagerung der Handlung von einer ländlichen Gegend in eine städtische Umgebung wurde bereits eingegangen. Wie aber passen die behandelten Themen zu den Lebensumständen der Zuschauer, in welchem Maß konnte - und sollte nach dem Willen des Autors - der Zuschauer einer solchen Aufführung sich und seine Umgebung wiedererkennen? Am Beispiel der untersuchten Fastnachtspiele läßt sich kein gemeinsames Thema im Sinne eines übereinstimmenden Motivs herausarbeiten.

Die aus dem breiten Spektrum ausgewählten Einblattdrucke, die ungewöhnliche Himmelserscheinungen und ihre Deutung zum Inhalt haben, geben sich prinzipiell den Anschein größter Objektivität, etwa durch die Nennung von Datum und Uhrzeit. Darüber hinaus machen sie zwei Aspekte der historischen Realität deutlich: das zunehmende Interesse und die zunehmenden Möglichkeiten der Beobachtung solcher Vorgänge überhaupt wie auch den maßgeblichen Einfluß, den Glaube und Religion im Untersuchungszeitraum auf das Leben des einzelnen ausübten. Dies zeigt auch die enge Verbindung, die zwischen diesen beiden Lebensbereichen hergestellt wird. Die Sorge für das Wohlergehen des einzelnen, beispielsweise sein Seelenheil oder das Sicherstellen von ausreichender - und nicht zuletzt preiswerter! - Nahrung: Dies waren Themen, die jeden einzelnen betrafen. Außergewöhnliche Himmelserscheinungen wurden als deutliche Hinweise auf Fehlverhalten betrachtet, die direkt von Gott kamen und auf die auch nur durch ein ihm gefälliges Verhalten reagiert werden konnte. Zunächst werden am Himmel Zeichen der Auseinandersetzung beobachtet und beschrieben. Später dann werden Lichtzeichen beobachtet, die das Empfinden des einzelnen Betrachters bzw. das Vorstellungsvermögen des einzelnen Lesers ansprechen. Gewährsleute sind jetzt auch ganz gewöhnliche Leute. Es wird keine definitive Aussage über die Bedeutung der Zeichen gemacht, auch eine naturwissenschaftliche Erklärung wird für möglich gehalten. Die Mahnung zur Buße, die das Resümee der Deutung bildet, richtet sich an den einzelnen.

Briefe wurden zunächst, wie bereits ausgeführt, in erster Linie zielgerichtet verfaßt. Obwohl man sich also durchaus als Privatperson für eine bestimmte Angelegenheit einsetzte, tat man dies doch auch in einer bestimmten Funktion, beispielsweise als Äbtissin eines

Klosters. Man sah sich also zunächst offenbar als Ausführenden einer bestimmten Aufgabe oder als Vertreter eines bestimmten Standes, in zweiter Linie erst als Individuum. Dies scheint auch für die Briefe der Adelligen richtig zu sein. So war beispielsweise ein gutes Pferd im Turnier zu reiten, Erfolg zu haben, in diesem Fall nicht «Privatvergnügen», sondern eine Sache der Standesehre. In immer größerem Umfang werden danach auch rein private Themen behandelt - wobei der Grad der Intimität der Person des Adressaten angepaßt wurde. Wo über berufliche Themen hinaus auch eine freundschaftliche Beziehung bestand und wo man, als bereits bekannter Handwerker und Künstler, mit der Ausführung einer Arbeit betraut war und darüber mit dem Kunden verhandelte, wurde säuberlich getrennt. Dies zeigt das Beispiel Dürers besonders deutlich. Man zeigte also bewußt die zwei Seiten seiner Person: die «öffentliche» und die «private». Gegen Ende des Untersuchungszeitraumes dann sind private Beziehungen offenbar der hauptsächliche Grund, sich mit dem Briefpartner auszutauschen. Man erlebte sich also offenbar in immer größerem Maße als Individuum, äußerte sich zu eigenen Erlebnissen und fragte nach persönlichen Befindlichkeiten und das persönliche Umfeld betreffenden Neuigkeiten. Insgesamt also zeigen diese Dokumente einen immer engeren Bezug zum realen Leben des Verfassers oder der Verfasserin. Man tauscht sich darüber aus, ob die Reise gut und erfolgreich verlaufen ist, über den Gesundheitszustand z.B. der Ehepartner und über die Verwandtschaft und Bekanntschaft betreffende Ereignisse.

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß sich die untersuchten Texte, auf unterschiedlichem Weg, immer mehr der Realität des einzelnen annähern bzw., wie im Fall der Briefe, zum direkten Ausdruck dieser Realität werden. So wird auch immer deutlicher, daß jeder bei der Bewältigung des ganz alltäglichen Lebens mehrere Rollen einnimmt - die er bzw. sie auch sprachlich ausfüllt und ausfüllen muß.

4.2 Die Beziehung der Sprache zur Realität

4.2.1 Die Orientierung der untersuchten Texte an der sprachlichen Realität

Wieweit orientiert sich die Darstellung der im Fastnachtspiel gezeigten Figuren an den «lebendigen» Zeitgenossen? Die Beantwortung dieser Frage ist die Voraussetzung auch für die Beantwortung der Frage nach der Realitätsnähe der gewählten Sprache. Wobei die Grundvoraussetzung - eine durch die Form der Theaterstücke zumindest strukturell festgelegte Sprache - nicht wegzudiskutieren ist. Kann trotzdem ein Weg gefunden werden, dem Zuschauer die gezeigten Figuren als Zeitgenossen nahezubringen, eine Identifikation zu ermöglichen? Hingewiesen wurde bereits darauf, daß den Figuren zunehmend eine eigene Identität zugewiesen wird. Von der Darstellung eines Standes oder einer Schicht geht man zu Darstellung eines bestimmten Charakters über. Doch unterscheidet sich auch in den letzten Fastnachtspielen die Sprache der einzelnen Figuren zu wenig, als daß sie mehr als einen Ausschnitt der Realität wiedergeben würde.

Was den Einblattdruck angeht, so stellt sich die Frage, wieweit und auf welche Weise die Verfasser sich am potenziellen Leser orientieren. Diese Frage ist insofern wichtig, als die Texte nicht direkt an bestimmte Personen gerichtet sind, man eine große Leserschaft mit einem möglichst breiten Spektrum erreichen möchte. Die Texte schildern außergewöhnliche Himmelserscheinungen, die an einem bestimmten Ort zu einem bestimmten Zeitpunkt zu beobachten waren; die genauen Angaben verstärken den Eindruck der Objektivität, der Nähe zur greifbaren Realität. Gedeutet werden die Erscheinungen auf religiöser Ebene. Auch dieser Lebensbereich, wiewohl geistiger Natur, war für die Zeitgenossen von existenzieller Bedeutung, die Auseinandersetzung innerhalb der christlichen Religionsgemeinschaft und mit den Angehörigen anderer Religionen allgegenwärtig. In den untersuchten Einblattdrucken werden dennoch unterschiedliche Gruppen von Lesern angesprochen: Sind es zunächst die Angehörigen der christlichen Religionsgemeinschaft

insgesamt, so rückt später die Beziehung des einzelnen zu Glaubensfragen in den Vordergrund. Erfährt aufgrund dieser Tatsache auch die Sprache eine Veränderung, versucht man quasi die Sprache des Individuums zu wählen, um es zu erreichen? Generell ist festzustellen, daß man sehr wohl die Gedankenwelt des Lesers zu erreichen sucht. Ausdrucksstarke Zitate aus der Bibel werden gewählt, leicht nachvollziehbare Vergleiche angeführt, Fachsprache wird vermieden. Die verstärkte Wendung an den einzelnen Leser evoziert den Eindruck einer zunehmend freieren, informelleren Sprache. Trotzdem kommen die Wiedergabe der Laute und die Struktur der Sätze nicht der allgemein üblichen Sprechsprache nahe.

Im Fall der Briefe ist im Zusammenhang mit der gewählten Sprache durchaus noch einmal nach der Motivation für das Verfassen des Briefes zu fragen, da sie ja die gewählte Sprache durchaus beeinflusst. Zunächst werden Briefe sehr zielgerichtet verfaßt. Das bedeutet auch, daß die schreibende Person die Sprache eher der Funktion anpaßt, in der sie schreibt, als daß ein wirklich persönlicher Ausdruck des Individuums in der Sprache wiederzufinden wäre. Ist der Umgang mit vielen Menschen, auch unterschiedlicher Herkunft, nötig, so wird auch ein sprachlich agileres Verhalten selbstverständlich, obwohl es dabei inhaltlich häufig um berufliche Absprachen oder Dinge geht, die eng mit dem Beruf oder Handwerk verbunden sind. Die Anreden werden deutlich variiert, der Eigenname gewinnt an Bedeutung. Der Umgang mit Fremdsprachen wirkt um einiges spielerischer, wird mehr zum Bestandteil des eigenen Sprachgebrauchs, als das bisher der Fall war. Dies zeigen deutlich beispielsweise die in italienischer Sprache gehaltenen Teile der Briefe Albrecht Dürers aus Venedig an Willibald Pirckheimer. Gelernt und übersetzt werden jetzt weniger Fremdsprachen, die bis dahin als Wissenschaftssprachen unabdingbar auch für die Bildung waren - also Latein, Griechisch oder Hebräisch -, sondern eher solche, die im Reise- und Handelsverkehr für die Kommunikation benötigt werden wie z.B. Italienisch oder auch Polnisch. Wo sich schließlich das persönliche Umfeld vergrößert - vor allem auch räumlich -, hat dies zur Folge, daß man einen engen Kontakt vor allem zu denen aufrecht erhalten möchte, die einem wirklich nahestehen - und das ist meist die Familie. Man pflegt diesen Kontakt offensichtlich auch sprachlich ganz bewußt. Der häusliche Bereich ist jetzt insgesamt von größerer Bedeutung - anders als vorher, wo man auszog, um Neues zu lernen, Kontakte herzustellen, sich auszutauschen und so seinen Horizont zu erweitern und seine Fähigkeiten zu vervollkommen. An diesem Punkt findet sich auch, so wird deutlich, die individuellste Ausprägung von Sprache.

4.2.2 Der Dialektgebrauch in den untersuchten Texten

Wiewohl eine Darstellung des Dialektgebrauchs nicht ein Hauptziel dieser Untersuchung war, muß dieser Aspekt auf jeden Fall einbezogen werden. An dieser Stelle die neuesten Erkenntnisse über die Beziehung von Dialektgebrauch und sozialen Gegebenheiten zu referieren, scheint im Zusammenhang der Annäherung an eine historische Sprachstufe wenig sinnvoll. Vielmehr soll der Versuch unternommen werden, aus der Darstellung der Dialekte und Äußerungen über Dialektsprecher einerseits und den dialektalen Elementen der untersuchten Texte andererseits Rückschlüsse auf den Dialektgebrauch in der untersuchten Bevölkerung zu ziehen.

Der Einsatz von Dialekt in den untersuchten Texten scheint von zwei Faktoren abhängig zu sein: Erkennbar wird, daß die Tendenz zum Dialektgebrauch bzw. zur Wiedergabe von Dialekt dort steigt, wo die Ausbildung nicht sehr umfassend ist. Die Briefe Michel Behaims an seinen Neffen zeigen jedoch, daß dies nicht unbedingt entscheidend ist. Sehr viel wichtiger scheint der situative Kontext zu sein. Will sagen: Je näher man sich dem Leser/ Zuhörer fühlt, desto eher wird Dialekt gesprochen resp. wiedergegeben. Was, hierauf wurde bereits hingewiesen, nicht heißt, daß nicht wiedergegebener Dialekt gleichbedeutend mit nicht beherrschtem oder nicht in der Realität gesprochenem Dialekt ist.

Dies scheint der vordringliche Faktor zu sein, wie sich an den Briefen Albrecht Dürers zeigen läßt, der beide Sprech- bzw. Schreibweisen beherrscht. Die Tatsache, daß in den Einblattgedrucken kein dialektaler Wortschatz und nur sehr bedingt dialektale phonologische Elemente zu finden sind, hängt zum einen mit der möglichst wieten regionalen Verbreitung zusammen, die angestrebt wurde, zum anderen jedoch sicher auch mit der Wissenschaftlichkeit, die dem Leser vermittelt werden sollte.

Einzugehen ist in diesem Zusammenhang gesondert auf den Einsatz des Dialektes in den Fastnachtspielen. Es sind sehr wohl dialektale Elemente vorhanden, und zwar solche, die lautlich wie auch lexikalisch dem Dialektgebiet zugeordnet werden können. Daß jedoch die Sprache der Figuren in diesem Zusammenhang keinen Unterschied erkennen läßt, demgegenüber jedoch ein Unterschied zu den anderen untersuchten Texten, vor allem zu den Briefen, besteht, läßt den Schluß zu, daß es sich hierbei um die Sprache einer relativ begrenzten Schicht - der der Verfasser - handelt.

4.3 Die soziale Schichtung der Sprache in den untersuchten Texten und in der Realität

Nachdem der Inhalt und die gewählte Sprache der Realität der Sprechergemeinschaft gegenübergestellt wurden, in der die untersuchten Texte entstanden sind, soll im folgenden abschließend aufgezeigt werden, in welchem Ausmaß die in den Texten vermittelte soziale Schichtung der Sprache die Realität widerspiegelt, ob also im spätmittelalterlichen Nürnberg Soziolekte existiert haben. Als Soziolekt soll dabei «nur ein solches Sub-system bzw. eine solche Varietät gelten [...], dessen/deren Sprechergruppe gerade mit einer oder mehreren soziologisch ermittelten Sozialschicht(en) identisch ist.» (Kubzak, 1987, S. 269)

Zunächst ist zu betrachten, wie sich die sozialen Schichten in den Texten und in der Realität zeigen, danach soll die sprachliche Handlungsweise in bezug auf die sozialen Schichten betrachtet werden. Auf diese Weise sollen die Ausführungen über die Sprache der einzelnen Schichten zusammengefaßt werden.

Von Bedeutung für den Erfolg einer soziolinguistischen Untersuchung scheint zu sein, in welchem Ausmaß sich in der untersuchten Sprechergemeinschaft eine Schichtung herausgebildet hat und auf welchen Kriterien diese Schichtung beruht. Denn danach werden sich auch Art und Intensität der sprachlichen Schichtung richten. Für das untersuchte spätmittelalterliche Nürnberg kann davon ausgegangen werden, daß eine sehr starke soziale Hierarchie geherrscht hat, die dem einzelnen wenig Möglichkeit zur Veränderung bot. Das brachte mit sich, daß man sich sehr um die Wahrung des eigenen sozialen Standes bemühte bzw. keine Anstrengungen zu einer Veränderung unternahm, da man die eigene Situation als gottgegeben betrachtete. Wurde das bestehende System - zu Recht - in Frage gestellt, so war, wie im Fall der Bauernkriege, nicht mangelndes Engagement, sondern die bessere Organisation und die Schlagkraft der Gegner für das Scheitern verantwortlich. Diese strenge und während des nahezu gesamten Untersuchungszeitraumes unveränderliche Hierarchie äußert sich zunächst auch in einer sehr stark formalisierten Sprache. Jeder wählt die Sprache, die dem Bild von der sozialen Gruppe entspricht. Man nimmt, um sie zu wahren, auch sprachlich eine gewisse Starre in Kauf. Für das Fastnachtspiel bedeutet dies: Ein Bauer verwendet tendenziell eher groben Wortschatz, der Grundherr dagegen erweist sich auch sprachlich ganz als das Gegenteil. Bilder werden gebraucht, man hält sich z.B. an Sprichwörter. Aus diesem Grund wirkt beispielsweise auch die anfänglich vorgeführte Derbheit der Bauernfiguren sehr gewollt. Dieses Verhalten zieht sich durch sämtliche sozialen Schichten. Verfolgt man die Entwicklung der Texte, so zeigt sich, daß zwar das Spektrum der Schichten, die miteinander kommunizieren, breiter wird, die Wahl der Sprache sich jedoch sehr wohl nach dem sozialen Status der Figur richtet. Das heißt, daß soziale Schichten durchaus

auch weiter anerkannt werden. Trotzdem gewinnen die Figuren der Fastnachtspiele - auch sprachlich - zusehends einen eigenen Charakter, es werden - trotz der nicht aufgegebenen Funktion der Unterhaltung - «Einzelschicksale» erzählt. Nicht zuletzt die vermehrte Verwendung von Eigennamen deutet darauf hin, daß dem Individuum in der Gesellschaft jetzt größere Bedeutung zukommt. Dieses Bild wird bestätigt, wenn man - im Rahmen der gesamten untersuchten Textsorten - die Ergebnisse der Analyse der Briefe und Flugblätter zum Vergleich heranzieht. Bei der Darstellung der Frauen und der Rolle der Bauern läßt sich diese Entwicklung ganz explizit verfolgen, ebenso erfahren die «Exoten», für die im Fastnachtspiel stellvertretend die Juden stehen, eine zunehmende Individualisierung. Hierbei wird nicht nur auf die inhaltliche, sondern auch auf die sprachliche Gestaltung Wert gelegt, wie die ausgewählten Beispiele gezeigt haben.

Ein Unterschied in der Sprache der verschiedenen Bevölkerungsschichten ergibt sich im Fastnachtspiel vor allem auf der Ebene des Wortschatzes, einzubeziehen sind dabei auch die Phraseologismen. Auf den anderen sprachlichen Ebenen ergibt sich kein Unterschied, wenn man nicht die zeitliche Entwicklung dieser Textsorte einbezieht.

Auch im Fall der Einblattdrucke hat dies zu geschehen, wenn man sprachliche Unterschiede darstellen möchte - wobei diese auch nur in geringem Umfang auf der lautlichen Ebene zu registrieren sind.

Am deutlichsten zeigen sich Unterschiede in der Wiedergabe von Sprache bei der Briefliteratur, und zwar parallel zur zeitlichen Entwicklung zwischen den sozialen Schichten, die Briefe verfassen. Lassen sich diese Unterschiede auch am Beispiel der anderen Texte festmachen? Ein wichtiger Aspekt scheint tatsächlich die Ausbildung gewesen zu sein. Darauf deutet die Übereinstimmung der Briefe von Albrecht Dürer mit denen der Magdalena Paumgartner hin.

Resümiert werden kann aus dem vorstehend Ausgeführten, daß ganz offensichtlich nicht auf allen sprachlichen Ebenen in den Texten der Fastnachtspiele die sozialen Unterschiede wiedergegeben werden, die offensichtlich in der (sprachlichen) Realität geherrscht haben.

Man ist zwar insgesamt flexibel, man aber diese Flexibilität weniger zum Ausdruck bringt mit steigender sozialer Schicht. Das gilt auch - oder gerade - für das Gespräch mit Gleichgestellten.

Weiter zeigt sich, daß mit Hilfe von Sprache durchaus ge- und bewertet werden kann, das heißt: Sprache ist durchaus ein Mittel auch zur (sozialen) Differenzierung. Dabei sind nicht alle Aspekte gleichwertig: Fremdsprache ist ein Mittel zur Kommunikation, die Beherrschung ist also für den beruflichen Erfolg wichtig. Der Gebrauch von Dialekt scheint keine Bedeutung für die soziale Differenzierung von Sprache gehabt zu haben - zumindest wird in den untersuchten Texten nichts dergleichen erwähnt. Allerdings geben die in die Untersuchung einbezogenen Grammatiken in Einzelfällen durchaus Hinweise auf einen «schöneren» Gebrauch von Sprache.

4.4 Das Sprachverhalten im Kontakt mit anderen Sprechern

Dieser zweite Aspekt im Zusammenhang mit der Verwendung und dem sozialen Wirken von Sprache muß unabhängig von der Darstellung der Sprachvarietät einer bestimmten sozialen Schicht betrachtet werden. An dieser Stelle kommt eine weitere Ebene des Sprachgebrauches hinzu: Der Bezug zum Gegenüber. Auch hier muß bei einer Untersuchung zunächst die Vergleichbarkeit im Vordergrund stehen, das heißt die Darstellung der einzelnen Schichten in bezug auf die untersuchten Textsorten. Das heißt auch, sich über die Fälle klar zu werden, in denen nicht oder nur eingeschränkt ein Vergleich möglich ist. Das kann zur Folge haben, daß der eingeschlagene Weg - zu beschreiben, in welcher sprachlichen Art und Weise ein bestimmtes Thema einem bestimmten

Gesprächspartner gegenüber dargestellt wird und wie eine bestimmte Schicht mit einem bestimmten Spektrum an Themen und Gesprächspartnern auf der sprachlichen Ebene umgeht - zu unterschiedlichen Ergebnissen führen kann. Dazu kann, unter Berücksichtigung der Entwicklung einer Textsorte, auch der zeitliche Aspekt der Entstehung eines Textes kommen. Darüber hinaus sind unter Umständen innerhalb der einzelnen Textsorten unterschiedliche sprachliche Aspekte von Bedeutung. Es muß also zunächst darum gehen, die Sprache einer bestimmten Schicht im Kontakt mit anderen Sprechern innerhalb der untersuchten Textsorten darzustellen, um dann auch hier die Differenzen und Übereinstimmungen zu klären.

Auf die untersuchten Textsorten bezogen, gibt es keine Schicht, die nur mit ihresgleichen verkehrt. Dabei umfassen die Texte das gesamte Spektrum der Gesellschaft - vom Bauern bis zum Herrn, vom Juden bis zu den angesehenen Kaufleuten. Die Themen sind vom alltäglichen Leben bestimmt - das naturgemäß anderes, unterschiedliches bietet. Das heißt: Wichtig sind eventuell die Stationen, wo dieselben Themen behandelt werden. Das spricht letztlich für die Darstellung der sprachlichen Ebene, auf der Unterschiede gemacht werden, wo sich also die jeweilige Schicht um eine Anpassung an das Gegenüber bemüht. Es zeigte sich, daß in diesem Punkt Unterschiede bestehen und daß diese Unterschiede für jede Schicht andere sind. Daß sie sich in bezug auf die obere und die untere Schicht gleichen, ist ein Faktum, das auch für eine Selbstbeschränkung - wiewohl mit unterschiedlichen Vorzeichen: Distanzierung gegenüber Ausgegrenztsein - der jeweiligen Schicht spricht.

V Schluß: Ergebnisse und Resümee

Dieser abschließende Teil der Untersuchung soll darstellen, wieweit es gelungen ist, die als Ausgangspunkt der Untersuchung gestellten Fragen zumindest befriedigend zu lösen. In diesem Zusammenhang soll zunächst der Versuch unternommen werden, die Ergebnisse auch auf eine mögliche Untersuchung anderer sprachhistorischer Epochen und Theaterformen zu übertragen. Anschließend soll aufgezeigt werden, wieweit die Darstellung der gesprochenen Sprache und ihrer sozialen Schichtung gelungen ist.

1. Theatersprache und natürliche gesprochene Sprache - ein Resümee

An dieser Stelle sollen zunächst die Ergebnisse der Untersuchung zusammengefaßt werden, die zwar nicht unmittelbar mit der im spätmittelalterlichen Nürnberg gesprochenen Sprache verbunden sind, sich aber dennoch im Laufe der Untersuchung als insgesamt wichtig herauskristallisiert haben

Es wurden Theatertexte analysiert und mit Vergleichstexten kontrastiert, um die Ergebnisse dieser Analyse überprüfen zu können. Der Teil, der sich mit einer Auswertung und Interpretation der Ergebnisse befaßte, stellte die Konkretheit der Ergebnisse zur Debatte und bezog die Ergebnisse auf das konkrete Beispiel der Sprechergemeinschaft des spätmittelalterlichen Nürnberg. Zunächst ist festzustellen, daß nicht alle Elemente besonders einer historischen Sprachstufe für die Beschreibung von gesprochener Sprache von Bedeutung sein können. Dies kommt besonders bei der Untersuchung von schriftlich fixierten Texten zum Tragen, die gesprochene Sprache wiedergeben und der einzige Weg sind, sich ein ungefähres Bild von einer historischen Form der Sprache zu machen. Daher ist z.B. eine phonologische Analyse - besonders im Fall einer Epoche, die diesbezüglich ein noch sehr uneinheitliches Bild zeigt - eine zwangsläufig nur unzulänglich zu lösende Problemstellung. Eine Untersuchung des gebrauchten Wortschatzes dagegen ist ein sehr

Problemstellung. Eine Untersuchung des gebrauchten Wortschatzes dagegen ist ein sehr ergiebiger Weg, um den alltäglichen Gebrauch von Sprache darzustellen. Vor allem scheinbar unbedeutende, aber in der Kommunikation häufig verwendete Elemente wie z.B. Anredeformen sind hierbei von Bedeutung.

Auch ist eine Sprachanalyse immer auch vor dem sprachhistorischen Hintergrund zu sehen. Gerade z.B. die Analyse des gebrauchten Wortschatzes macht es nötig, sich mit der Bedeutung auseinanderzusetzen, die ein Wort zu einer bestimmten Zeit hatte, um seine Verwendung richtig interpretieren zu können. Aber auch andere sprachliche Erscheinungen kann man erst dann richtig deuten, wenn man sie innerhalb der Sprachgeschichte einordnen kann. Dies bedeutet aber andererseits, daß die im Lauf der Untersuchung gemachten Beobachtungen zum Teil nicht mit einer speziellen Stadtsprache verbunden sind, sondern Ausdruck einer Entwicklungsstufe der Sprache sind.

Auch die äußeren historischen Gegebenheiten sind bei einer Sprachanalyse einzukalkulieren, sofern die Entwicklung der Sprache und des Sprachgebrauchs dadurch maßgeblich beeinflußt wird. Insofern ist es nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar wichtig, sich mit den sozialen Gegebenheiten an einem bestimmten Ort auseinanderzusetzen, wenn die Untersuchungsergebnisse auch unter soziolinguistischem Aspekt dargestellt und interpretiert werden sollen. Aufschlußreich sind hier z.B. der Stand des Bildungswesens und eventuelle einschneidende Neuerungen, z.B. was den Sprachunterricht angeht.

Im gleichen Maß wie die äußeren Gegebenheiten sind auch neue Ideen und geistige Strömungen zu berücksichtigen, da auch sie einen maßgeblichen Einfluß auf die Entwicklung der Sprache haben können. Dies scheint besonders auf die gesprochene Sprache zuzutreffen, da ja hier mehr noch als in der für die schriftliche Form eingerichteten - und dadurch stärker formalisierten - Sprache z.B. von Urkunden aktuelle Themen und das herrschende Menschenbild zum Ausdruck kommen. So übte, wie sich im Laufe der Untersuchung für den speziellen Fall Nürnberg gezeigt hat, die Religion im Spätmittelalter einen maßgeblichen Einfluß auf die Gestaltung und die Rolle der Sprache aus: Einerseits waren die Kirche und ihre Einrichtungen zunächst noch die bedeutendsten Bildungsträger - das heißt, daß sich naturgemäß auch der Lehrplan nach deren Vorstellungen und (Bildungs)Zielen richtete. Andererseits machte dann speziell die Notwendigkeit der Verbreitung der neuen Ideen eine Verständlichkeit der Sprache für möglichst viele Menschen unabdingbar - und das hieß auch: fern von allen Bildungsidealen die deutsche Sprache als Kommunikationsmittel auf einer Ebene anzuerkennen, die bis dahin der Wissenschaftssprache Latein vorbehalten war. Dieser Aspekt kann wohl nicht als «Nürnberg-spezifisch» bezeichnet werden, er zeugt jedoch von der Einflußnahme scheinbar ausschließlich geistiger Angelegenheiten auf die eventuell völlig neue Einstellung einer bis dahin unantastbaren Größe gegenüber. Doch auch das alltägliche Leben, speziell in Nürnberg von Handel und Gewerbe bestimmt, forderte sein Tribut und damit eine praxisnähere - z.B. auf den Unterricht in Deutsch - ausgerichtete Ausbildung. Deutlich wird auch, daß Religionsausübung zunehmend eine Privatangelegenheit wurde - zwar deshalb nicht weniger ernst genommen, aber doch keine Sache des Prestiges mehr, das eine Ausbildung an einer Lateinschule oder die Zugehörigkeit zum geistlichen Stand verlieh, oder eine Sache der öffentlichen Auseinandersetzung. Jetzt legte man das private Glück oder Unglück, Gesundheit oder Krankheit, Wohlergehen in Reichtum oder Armut in die Hände Gottes. Und obwohl auch hierin nichts «Nürnberg-Spezifisches» zu sehen ist, wird dieser Aspekt an den ausgewählten Texten nicht nur inhaltlich, sondern auch sprachlich sehr deutlich, vor allem in der Charakterisierung der Personen, die in irgendeiner Weise mit Religion oder Religionsausübung verbunden sind.

Geht man von der These aus, daß anhand bestimmter Sprachelemente auch über eine Analyse schriftlich fixierter Texte zumindest eine Annäherung an die natürliche gesprochene Sprache einer bestimmten Zeit und eines bestimmten Ortes möglich ist, so liegen in den Texten von Theaterstücken durchaus Parallelen zur natürlichen Sprechsituation - wenn auch zu sehen ist, daß Theaterstücke immer auch von der Persönlichkeit des Autors und von bestimmten formellen Kriterien geprägt sind, die eben die Form des Theaters zu einer bestimmten Zeit ausmachen.

Theater ist, unabhängig davon, daß es eine mehr oder weniger getreu der Realität nachempfundene, mit ihr verwobene literarische Gattung ist - die Strömung des Naturalismus stellt hier wohl die weitreichendsten Forderungen an den Autor -, primär eine Kunstform. Inhaltlich sind Theatertexte daher für eine soziolinguistisch orientierte Untersuchung insoweit von Bedeutung, als durchaus dargestellt werden kann, welche Personen oder sozialen Gruppen vorgeführt werden und welche Themen - oder besser: Kommunikationssituationen - dargestellt werden, zu welchem Zweck also welche sprachlichen Mittel eingesetzt werden. Löst man dagegen den Text eines Theaterstückes aus dem Gesamtkunstwerk Theateraufführung, so ist zu sehen, daß es Elemente in der Sprache gibt, die spezifisch für diese bestimmte Form des Theaters sind, aber eben auch solche, die kaum Veränderungen gegenüber der natürlichen gesprochenen Sprache erfahren. Hierzu gehören zweifelsfrei z.B. die Anredeformen.

Es eignen sich naturgemäß nicht alle Formen von Theater in gleichem Maße, um daraus Schlüsse auf die Gestalt der natürlichen gesprochenen Sprache zu ziehen. Dagegen läßt sich in jedem Fall eine «Theatersozio-logie» entwickeln: Wer spielte, wer schrieb die Theatertexte? Wer waren die Zuschauer, und unter welchen Umständen fanden die Aufführungen statt? Erwähnt wurde in diesem Zusammenhang, daß immer mehr auch nach einer Form der Theaterwissenschaft gesucht wird, die sich von der reinen - oder zumindest vorwiegenden - Aufführungsanalyse löst und versucht, das allgemeine Wesen des Theatermachens und -zusehens zu erfassen. Dies führt unweigerlich zu der Frage, warum Theater zu einer bestimmten Zeit und in einer bestimmten Gesellschaft so und nicht anders ausgesehen hat oder aussieht, wie es der Fall ist. Ganz offensichtlich können nur dort, wo ein möglichst breites Spektrum der Gesellschaft am Theaterleben und -erlebnis beteiligt ist - als Autoren, Schauspieler, Zuschauer und sogar in der Form von Theaterrollen -, auch sprachliche Unterschiede festgemacht und dargestellt werden, die das sprachliche Verhalten innerhalb einer bestimmten Sprechergemeinschaft nachbilden. Dieses ist gewiß verzerrt gespiegelt durch den Impetus der speziellen Form des Theaters, aber doch erkennbar. Die Bedeutung des Theaters für eine bestimmte Gesellschaft ist also offensichtlich ein wichtiger Faktor und zu klären, bevor eine Auswahl und Analyse von Texten erfolgt.

Bei der Auswahl von Vergleichsmaterial ist auf jeden Fall die Kommunikationssituation an dem betreffenden Ort zur betreffenden Zeit einzubeziehen. Welche Form der Kommunikation wurde gewählt, um mit dem oder den anderen in Kontakt zu treten, z.B. Nachrichten zu verbreiten? Sind eventuell bestimmte Personengruppen aufgrund mangelnder Möglichkeiten oder Kenntnisse von dieser Kommunikation ausgeschlossen? Daraus folgt, daß je nach Epoche völlig unterschiedliche Textsorten zum Vergleich ausgewählt werden müssen, um zutreffende Aussagen machen zu können. Auch eine Konzentration der Untersuchung z.B. auf eine bestimmte soziale Schicht - Jugendsprache, die Sprache einer bestimmten Berufsgruppe o.ä. - wird die Auswahl des Vergleichsmaterials entscheidend beeinflussen.

Die Annäherung an die gesprochene Sprache einer bestimmten (historischen) Epoche kann also nur zum einen nur über eine Form von Theater erfolgen, die möglichst nahe an der untersuchten Gesellschaft ist. Zum anderen ist jedoch immer auch Vergleichsmaterial

heranzuziehen, das die Kommunikationsform der untersuchten Gesellschaft am besten wiedergibt. Dies sind die zwei wichtigsten Kriterien, die bei einer Anwendung der hier durchgeführten Untersuchung auf andere Epochen berücksichtigt werden müssen.

2. Annäherung an die gesprochene Sprache im spätmittelalterlichen Nürnberg

Um eine Annäherung an die im spätmittelalterlichen Nürnberg mündliche gesprochene Sprache zu unternehmen, wurden zunächst die einzelnen Ebenen der Sprache untersucht, da ja Sprache immer ein Ganzes ist, das nur im Zusammenspiel der einzelnen Elemente seine volle Wirkung entfaltet. Eine annähernd umfassende Annäherung war, wie sich im Verlauf der Untersuchung immer eindeutiger erwiesen hat, nur über einen Vergleich der ausgewählten Theatertexte mit den Texten der Einblattdrucke und Privatbriefe möglich. Dies weniger, weil die Texte der Fastnachtspiele durchgängig in einer «Kunstsprache» verfaßt worden wären. Dieser Aspekt kommt im Endeffekt zum Tragen vor allem bei der Untersuchung der Syntax. Sie muß sich gegebenenfalls nach Versform und Reim richten, also auch eventuell allgemein gebrauchte Satzmuster umstellen. Vielmehr ist es offensichtlich so, daß die Fastnachtspiele nur einen Ausschnitt der gebräuchlichen Stadtsprache zeigen. Ein Vergleich der ausgewählten Textsorten in bezug auf die als relevant erkannten Bevölkerungsschichten ist lediglich im Fall der Bauern - die ja andererseits, so könnte man sagen, das «Kernpersonal» der Fastnachtspiele stellen -, unmöglich. Hier kann aber zumindest vor dem Hintergrund der Sozialgeschichte das über die Entwicklung der Sprache in der Bevölkerung verbreitete unterschiedliche Bild dieser Schicht in etwa erahnt werden.

Wie sich gezeigt hat, war auch ein Einbeziehen der im Untersuchungszeitraum verfaßten Grammatiken von Laurentius Albertus und Valentin Ickelsamer wichtig. Zum einen wurde dadurch deutlich, daß im Untersuchungszeitraum eine Beschäftigung mit Sprache auf einer theoretischen Ebene sehr wohl stattgefunden hat. Zum anderen konnte der Sprachgebrauch der untersuchten Textsorten nicht nur verglichen, sondern auch vor einem «objektiven Hintergrund» betrachtet werden. Wobei bei einer näheren Betrachtung der Grammatiken und der Biographie ihrer Verfasser deutlich wird, daß durchaus die eigene Haltung zur Sprache beispielsweise in der Wertung eines bestimmten Sprachgebrauches durchscheint. Aber eben gerade vor diesem Hintergrund werden die Uneinheitlichkeit des Sprachgebrauches und die doch noch sehr subjektive Haltung zu Sprache und ihrer schriftlichen Wiedergabe besonders deutlich. Und so zeigt sich auch bei einer näheren Untersuchung der Vergleichstexte, daß die Briefliteratur ebensowenig nur privaten Sprachgebrauch zeigt wie die Einblattdrucke nur die «Standardsprache» des Untersuchungszeitraumes und des Untersuchungsortes wiedergeben. Im ersten Fall ist es die z.T. akribische Orientierung an den Angaben der Grammatiker, im zweiten Fall das Vorhandensein beispielsweise dem Dialekt zuzurechnender phonologischer Elemente.

3. Sprachvarietäten und Sprachverhalten gegenüber anderen Sprechern unter soziolinguistischem Aspekt

Mit der Frage, ob über eine Annäherung an die natürliche gesprochene Sprache auch eine Darstellung der Sprachvarietäten einzelner sozialer Schichten und des Sprachverhaltens zwischen den Schichten möglich ist, setzte sich der zweite Teil der Untersuchung auseinander. Die Ergebnisse des ersten Teils, der die einzelnen sprachlichen Ebenen untersuchte, waren in beiden Fällen auf diese Fragestellung zu beziehen. Zunächst ging es darum, die Charakteristika der Sprachvarietät einer bestimmten sozialen Schicht aufzuzeigen und zu interpretieren.

Um ein Raster zu schaffen für die Untersuchung der ausgewählten Sprechergemeinschaft auch unter soziolinguistischem Aspekt wurden zunächst die historischen Hintergründe

des untersuchten Ortes beleuchtet. Die dabei als maßgeblich erkannte hierarchische Struktur der untersuchten Sprechergemeinschaft wurde zur Grundlage für die Untersuchung dieses zweiten Aspektes der Fragestellung gewählt, die untersuchten Textsorten auf ihre Verbindung zu den relevanten Bevölkerungsschichten hin beleuchtet. Ein «weiser Fleck», so stellte sich bald heraus, würde die Sprache der unteren städtischen Schichten bleiben, die zwar in den untersuchten Texten völlig ausgespart sind, aber doch den größten Anteil der Bewohner Nürnbergs ausmachen. Naturgemäß muß ohne den Vergleich mit einem Tondokument auch die Darstellung einer Sprachvarietät unzulänglich bleiben, doch spiegeln die aus der vergleichenden Betrachtung gewonnenen Bilder einerseits den Status der Sprache wider, ermöglichen andererseits auch den Nachweis verschiedener Sprachvarietäten und die Darstellung ihrer wichtigsten Charakteristika. Ebenso wird deutlich, daß die im ersten Teil der Untersuchung aufgezeigten und innerhalb des zeitlichen wie des regionalen Umfeldes eingeordneten Varianten auch den verschiedenen Lebensbereichen - und damit den sozialen «Rollen», die jeder einzelne im Ablauf seines alltäglichen Lebens einnimmt -, zugeordnet werden können. Auch ein schichtenspezifischer Aspekt kommt an dieser Stelle zum Tragen. So werden die dialektalen Varianten vor allem im Kontakt mit vertrauten Personen und von den mittleren und unteren Schichten eingesetzt, die «standardsprachlichen» eher von der oberen sozialen Schicht.

Was das Sprachverhalten der untersuchten Schichten anderen Sprechern gegenüber angeht, so erweisen sich die Anredeformen naturgemäß als das augenfälligste Mittel für den Ausdruck einer bestimmten individuellen Haltung zum Gegenüber. Doch zeigt sich - letztlich auch an dieser Stelle nur im Vergleich der untersuchten Textsorten -, daß alle sprachlichen Ebenen genutzt werden können, um sich bei der Kommunikation mit unterschiedlichen Gesprächspartnern gegenüber unterschiedlich zu verhalten. Je mehr sprachliche Ebenen im Kontakt mit Sprechern aus eventuell unterschiedlichen sozialen Schichten von der unterschiedlichen Gestaltung der Sprache betroffen sind, umso flexibler ist offensichtlich das sprachliche Verhalten des Sprechers. Im Fall der vorliegenden Untersuchung zeigt sich für den Untersuchungszeitraum - mit unterschiedlichen Vorzeichen - ein ähnlich unflexibles Sprachverhalten der Ober- wie der Unterschicht, die im Fall der untersuchten Texte durch die bäuerliche Schicht repräsentiert wird. Das sprachliche Verhalten der städtischen Unterschicht läßt sich den untersuchten Texten nicht entnehmen. «Sprachliche Flexibilität» beinhaltet sowohl die Wahl bestimmter Themen als auch eine Anpassung an die sprachlichen Möglichkeiten und die sprachliche Varietät des Gesprächspartners. Hierbei zeigt sich, daß es den Adeligen wie auch den Bauern nicht über längere Zeit gelingt, sich hierbei dem Gegenüber vollständig anzunähern. Am ehesten läßt sich eine Fähigkeit hierzu bei der bürgerlichen Schicht feststellen: Wo, etwa im Fall Albrecht Dürers, dasselbe Thema, hier die eigene Arbeit, behandelt wird, wird den unterschiedlichen Gesprächspartnern gegenüber ein anderer Aspekt - das Lob für die eigene Arbeit und der Fortschritt der Ausbildung, der Fortgang und die einzelnen Arbeitsschritte, die Ehrung des anderen durch die Übergabe einer eigenen, wertvollen Arbeit - betont. Oder aber man wählt unterschiedlichen Gesprächspartnern gegenüber unterschiedliche Themen. Auch was die Ausrichtung der eigenen Sprache an der des Gegenüber angeht, sind die Vertreter des Bürgertums am flexibelsten: Je nach der sozialen Position des Gegenüber wählt man eine informellere - etwa die dialektale, in der Gestaltung des Satzbaus freiere - oder eine formellere - «standardsprachliche», in ihrer Organisation durchkonstruiertere - Sprache.

Die Untersuchung der Sprache von Frauen wurde in zwei Teilaspekte untergliedert: Zum einen war innerhalb der schichtenspezifischen Darstellung der Sprachvarietäten zu zeigen, in welcher Weise sich eventuell die Sprache der Frauen von der der Männer unterscheidet. Ein zweites Ziel im Zusammenhang mit der Darstellung der Sprache von Frauen

war, ihren - sprachlichen - Umgang mit ihrem täglichen Umfeld dem der Männer gegenüberzustellen. Zunächst waren die Positionen zu charakterisieren, von denen aus Männer und Frauen kommunizieren. Dabei zeigte sich, daß dies im Fastnachtspiel durchaus unterschiedliche Ausgangspunkte sein können - woraus sicher auch ein Teil der Komik dieser Texte resultiert -, in der Briefliteratur vor allem von gleich zu gleich «gesprochen» wird. Was die jeweils für die andere Seite gewählten Anredeformen angeht, so wird zunächst eine Entwicklung der für Frauen gewählten Bezeichnung deutlich, das mit aus einer Entwicklung des Bildes resultiert, das man sich in der Gesellschaft von der Frau macht. Demgegenüber hängt die Anrede des (Ehe)Mannes durch eine Frau offensichtlich in weitaus größerem Maße von dem Verhältnis zwischen den beiden Gesprächspartnern ab. Auch zeigt sich hier deutlich ein auch durchaus schichtenspezifischer Umgang mit der Gegenüberstellung von Mann und Frau: Obwohl auch Frauen aus höheren Schichten durchaus bereit sind, ihre Position zu vertreten, sind sie doch konzilianter im Umgang mit den Schwächen ihrer Partner und wählen daher oft auch eine angemessenere Anrede. Eine Gegenüberstellung der behandelten Themen zeigt, daß für Frauen wie für Männer alle drei Lebensbereiche - privates Leben, öffentliches Leben/ Beruf und Religion von Bedeutung sind, sich aber - auch beruflich - doch eine Ausrichtung der Frauen eher auf das häusliche Umfeld und der Männer auf eine auswärtige Umgebung abzeichnet. Was eine eventuell unterschiedliche sprachliche Behandlung der angesprochenen Themenbereiche angeht, so ist diese wohl vor allem an den mit dem jeweiligen Thema verbundenen Charakterisierung und dem gewählten Wortschatz festzumachen. Hierbei erweist sich, daß die Frauen insgesamt einen praktischeren Zugang zu ihrer Tätigkeit und zu ihrer Umgebung haben, als dies bei Männern der Fall ist. Dies zeigt sich vor allem an der konkreten Benennung von Produkten oder Tätigkeiten gegenüber der von Konnotationen, die damit verbunden sind.

Insgesamt läßt sich davon ausgehen, daß in Nürnberg zum Untersuchungszeitraum sowohl schichtenspezifisch unterschiedliche Sprachvarietäten existieren - was für Frauen wie für Männer gilt - als auch ein sprachlich unterschiedliches Verhalten von Frauen und Männern nachgewiesen werden kann.

4. Fastnachtspiele als Quelle für die gesprochene Sprache im spätmittelalterlichen Nürnberg?

An dieser Stelle soll auf das Verhältnis zwischen Theater/ Theatersprache und Realität/ natürlicher gesprochener Sprache im speziellen Fall des spätmittelalterlichen Nürnberg eingegangen werden. Ein erklärtes Ziel dieser Untersuchung war es ja, die Möglichkeit der Parallelisierung von Theatersprache und natürlicher gesprochener Sprache zu untersuchen. Die Auswahl der Texte, die zu analysieren waren, wurde bewußt klein gehalten. Es ist nämlich zu bezweifeln, daß eine Vermehrung des untersuchten Textmaterials die Aussagefähigkeit der Ergebnisse weiter konkretisiert.

Ein Widerspruch zur natürlichen gesprochenen Sprache ist ganz sicher die formale Gestaltung dieser Theaterform. So erfordern die Gestaltung der Reime und das Einhalten eines bestimmten Versmaßes eine syntaktische Struktur oder den Einsatz einer lautlichen Variante, die der Sprecher bzw. die Sprecherin unter Umständen in der Realität nicht gewählt hätte.

Aus der bestehenden festgefügtten Gesellschaftsordnung resultiert auch - mit Ausnahme der letzten Entwicklungsphase - die feste Verbindung dieser Theaterform zu einer bestimmten Verfasserschicht. Diese Verfasserschicht hat, so wird deutlich, nicht die Intention einer naturalistischen Darstellung der Sprache der gezeigten Figuren bzw. Bevölkerungsschichten. Vielmehr geht es, nach einer Phase der Unterhaltung des Publikums durch auch sprachlich ziemlich grobe Mittel hauptsächlich auf der Ebene des Wort-

schatzes, durchaus auch um die Vermittlung einer bestimmten «Moral». Dabei werden jedoch Unterschiede deutlich: Weist Hans Sachs am Beispiel seiner Figuren auf negative Charakterzüge hin, die das Zusammenleben erschweren - etwa Geiz oder Eifersucht -, so demonstriert Jakob Ayrer, wie das unüberlegte oder eigensüchtige Verhalten des einzelnen letztlich doch auf ihn selbst zurückfällt und er im wahrsten Sinne des Wortes mit Leib (oder Eigentum) und Seele dafür geradestehen muß. Gewählt wird, wohl auch aus dem Grund der Allgemeingültigkeit des Gesagten, hierfür die eigene Sprache, nicht die der darzustellenden Figuren, vor allem was die Wiedergabe der lautlichen Ebene betrifft. Daraus folgt, daß zwar sehr wohl ein Aspekt der gesprochenen Sprache deutlich wird, aber eben nicht von einer umfassenden Wiedergabe der in Nürnberg gesprochenen Sprache die Rede sein kann. Dies auch deshalb, weil längst nicht ein Querschnitt durch die gesamte vorhandene Bevölkerung sichtbar wird.

Ein Vergleich mit der Sprache der Einblattdrucke alleine führt also nicht zum gewünschten Erfolg: Zwar wird die Gedankenwelt der Zeitgenossen sichtbar. Die Sprache jedoch orientiert sich zu sehr an dem in Nürnberg gültigen Standard. Allerdings lassen einige Elemente, vor allem auf der phonologischen Ebene, doch die Herkunft der Verfasser erkennen.

Am weitesten führt im Fall Nürnbergs der Vergleich mit der Sprache der Privatbriefe. Gerade beim Vergleich dieser Texte mit der Sprache der ausgewählten Fastnachtspiele lassen sich Übereinstimmungen und Kontraste herausarbeiten und in der Zusammenschau mit den anderen Texten wie Mosaiksteine zu einem - annäherungsweise gültigen - Bild von der gesprochenen Sprache zusammensetzen. Dasselbe gilt, wenn man in der Sprache der Fastnachtspiele die Schichtung der Sprache wiederzufinden sucht: Die Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachvarietäten und im Sprachverhalten der einzelnen Schichten, die sich im Fall der Fastnachtspiele auf die Ebene des Wortschatzes beschränken, zeigen sich bei der Wiedergabe der lautlichen Ebene in den Privatbriefen umso deutlicher. Die Einblattdrucke dagegen zeigen in ihrem Inhalt den Umgang und nicht zuletzt die Anteilnahme der «breiten Masse» an aktuellen Themen, richten sich jedoch in ihrer sprachlichen Gestaltung nach der angestrebten weiten Verbreitung, nicht zuletzt aber auch nach der nicht minder erwünschten Wirkung beim Leser- und Zuhörerpublikum durch die Vermittlung des Eindrucks von Objektivität und Wissenschaftlichkeit, die durch Vermeiden von Lokalkolorit und ebenso bildhafte wie auch überlegt organisierte Sprache erreicht wird.

Anhang: Verzeichnis verwendeter und zitierter Literatur

A) Die Quellen

I) Fastnachtspiele

Ridder, Klaus (Hrsg.): Frühe Nürnberger Fastnachtspiele. Paderborn, München u.a. 1998

Wutke, Dieter (Hrsg.): Fastnachtspiele des 15. und 16. Jahrhunderts. 4., bibliographisch ergänzte Aufl. Stuttgart 1989

Keller, Adelbert von (Hrsg.): Ayrers Dramen Band 1 - 5. Stuttgart 1865. (Bibliothek des Literarischen Vereins Stuttgart Band 76 - 81). Stuttgart 1865

ders.: Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrhundert. Unveränderter reprographischer Nachdruck der Ausgabe Stuttgart 1853. Darmstadt 1965

II) Briefe

Dürer, Albrecht: Schriften und Briefe. Hrsg. von Ernst Ullman. 6., veränderte Auflage. Leipzig 1993

Dürer, Albrecht: Schriftlicher Nachlass. Herausgegeben von Hans Rupprich. Erster Band: Autobiographische Schriften / Briefwechsel / Dichtungen - Beischriften, Notizen und Gutachten - Zeugnisse zum persönlichen Leben. Berlin 1956

Steinhausen, Georg (Hrsg.): Deutsche Privatbriefe des Mittelalters. Berlin 1899 / 1907 (Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte; I, 1, 2)

ders.: Briefwechsel Balthasar Paumgartners des Jüngeren mit seiner Gattin Magdalena, geb. Behaim (1582 - 1598). Tübingen 1895

Kreß, Georg Freiherr von (Hrsg.): Briefe eines Nürnberger Studenten aus Leipzig und Bologna (1556 - 1560). Mitgeteilt von Georg Freiherr von Kreß, Nürnberg. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Band 11. Nürnberg 1895

Kamann, J.: Aus Paulus Behaim 1. Briefwechsel. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Band 3. Nürnberg S. 73 - 154

ders.: Aus dem Briefwechsel eines jungen Nürnberger Kaufmanns. In: Mitteilungen aus dem Germanischen Nationalmuseum Jahrgang 1894, S. 9 - 22 und 45 - 56

III) Flugblätter

Ein erschrockliches und wahrhaftiges Wunderzeichen/ welches den XXIII. July dieses LIIII. Jars am Himel gesehen ist worden

Ein erschrocklich wunderzeichen/ von zweyen Erdbidemen/ welche geschehen sind zu Rossana vnd Constantinopel/ Im M.D.Lvj. Jar.

Erschreckliche vnerhorte Warhaftige gesichten/ so gesehen ist zu Rhom an dem Himmel/ den xiiij tag Novembris des Jars M.D.XXXXvjj. Auß Italianischer sprach in das teutsch.

Neue Wundergesicht vnd zeichen/ so den 12.13.14.15. vnd 16. Wintermonat des 1590. Jars zu Toawerdt am Himel gesehen worden durch den Edlen vnd Hochgelehrten Herrn Georgen am Walde/ der rechten Licentiaten/ Philosophie/ vnd beide Artzneyen Doctorem gestellt.

Erschreckliche Wunderwerck/ so abermal den 5. October/ im 1591. Jar/ in der Nacht zu Nu^ernberg ist gesehen worden.

Neue Zeitung/ Von einem erschrocklichen Wunderzeichen/ welches sich in diesem 1605.

Jahr/ den 7. Novembris/ zu abend vmb 6. vhrn/ vnnd folgends die ganze Nacht uber am Himmel hat sehen lassen, da sich der himmel Blut und Feuerroth/ mit schonen weissen hin vnd wider schiessenden Strahlen erzeugt hat.

IV) Sonstige Quellen

Müller-Fraunreuth, (Hrsg.): Albertus, Laurentius: Teutsch Grammatika oder Sprachkunst. Straßburg 1895. (= Ältere deutsche Grammatiken im Neudruck, Band 3)

Ickelsamer, Valentin: Eiñ Teütsche Grammatica// Darauß einer voñ jm selbs mag lesen lernen... 1537² In: Müller, Johannes (Hrsg.): Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachigen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Gotha 1882. Neudruck 1969

Johann M. von Endter (Hrsg.): Schmidt, Franz: Meister Frantzen Nachrichten allhier in Nürnberg all sein Richten am Leben. Nürnberg, 1801. Nachdruck 1980 in der Reihe Bibliophile Taschenbücher

Weise, Christian: Die drey klügsten Leute in der ganzen Welt. Leipzig 1707

Evans, Marshall B.: Das Osterspiel von Luzern. Schweizerisches Theater-Jahrbuch 27. Bern, 1961

B) Sekundärliteratur

I) Zu Sprache und Sprachgeschichte

a) Sprachgeschichte

Ben-Nun, Jechiel: Jiddisch und die deutschen Mundarten. Tübingen 1973

Dressler, Wolfgang U.: Fachsprache und Kommunikation. Wien, 1989

Eberl, Hildegard: Sprachschichten und Sprachbewegungen im Nürnberger Raum vom Hochmittelalter bis zur Gegenwart. Graz, Philos. Fakultät, Diss. 1944. 215 gez. Bl., 27 Tafeln.

Ebert, Robert Peter: Historische Syntax des Deutschen II: 1300 - 1750. Bern, Frankfurt/Main, New York, 1986

Erben, Johannes: Syntax des Frühneuhochdeutschen. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hrsg. von Werner Besch, Oskar Reichmann und Stefan Sonderegger. Berlin, New York 1985. S. (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Band)

Ernst, Peter: Das Graphemsystem in Thomas Peuntners nach der Handschrift W(CPV 2800). In: Studien zum Frühneuhochdeutschen. Emil Skála zum 60. Geburtstag am 20. November 1988. Herausgegeben von Peter Wiesinger unter Mitarbeit von Franz Patocka, Heidemarie Reisinger, Edeltraut Weissenböck und Peter Ernst. Göppingen 1988

Guentherodt, Trier: Assimilation und Dissimilation in den deutschen Dialekten. In: Besch, Werner / Knoop, Ulrich / Putschke / Wiegand, Herbert Ernst: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen all-gemeinen Dialektforschung. Berlin, New York 1983 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Band 1.2)

Hampel, Günther: Die deutsche Sprache als Gegenstand und Aufgabe des Schulwesens vom Spätmittelalter bis ins 17. Jahrhundert. Gießen 1980

Habermann, Mechthild: Verbale Wortbildung des Frühneuhochdeutschen. Berlin, New York 1994

dies.: Möglichkeiten und Grenzen soziolinguistisch orientierter Textkorpusbildung am Beispiel Nürnbergs um 1500. In: Brandt, Gisela (Hrsg.): Historische Soziolinguistik des Deutschen. Forschungsansätze - Korpusbildung - Fallstudien. Internationale Fachtagung Rostock 1.- 3.9.1992. 3 Bde. Bd.

Literaturverzeichnis

1, S. 51 - 61 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik Nr. 238) Stuttgart 1994

Jellinek, Max Hermann: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Band 1 Heidelberg 1913; Band 2 Heidelberg 1914

Knoche, Andrea: Probleme der Identifikation und Beschreibung des phraseologischen Bestandes historischer Texte dargestellt am Beispiel der Analyse frühneuhochdeutscher Schriften. Aachen 1996

Koch, Carl: Die Sprache der Magdalena und des Balthasar Paumgartner in ihrem Briefwechsel. Zur Geschichte der Nürnberger Mundart und zur neuhochdeutschen Schriftsprache im 16. Jahrhundert. In: Mitteilungen des Germanischen Nationalmuseums. Teil 1: Vokalismus. 1909, S. 151 - 194. Teil 2: Konsonantismus. 1917 (nachgeliefert 1920), S. 77 - 93.

Kranzmayer, Eberhard: Die bairischen Kennwörter und ihre Geschichte. Wien 1960

Koller, Gerhard: Der Schreibusus Albrecht Dürers: graphematische Untersuchungen zum Nürnberger Frühneuhochdeutschen. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte, 62. Stuttgart 1989

Mieses, Mathias: Die Entstehungsursache der jüdischen Dialekte. Wien 1915

Moser, Virgil: Frühneuhochdeutsche Grammatik. Heidelberg 1929

Painter, Sigrid: Die Aussprache des Frühneuhochdeutschen nach Lesemeistern des 16. Jahrhunderts. New York, Bern, Frankfurt/Main, Paris 1988

Pasierbsky, Fritz: Deutsche Sprache im Reformationszeitalter. Eine geistes- und sozialgeschichtlich orientierte Bibliographie. Tübingen 1988

Pfanner, Josef: Die deutsche Schreibsprache in Nürnberg von ihrem ersten Auftreten bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, 45. Nürnberg 1954. S. 148 - 207

Penzl, Herbert: Vom Urgermanischen zum Neuhochdeutschen. Eine historische Phonologie. Berlin 1975

ders.: Mittelhochdeutsch: Eine Einführung in die Dialekte. Bern, Frankfurt/Main, New York, Paris 1989

ders.: Frühneuhochdeutsch. Bern, Frankfurt/Main, Nancy, New York 1984

ders.: Methoden der germanistischen Linguistik. Tübingen 1972

Philipp, Gerhard: Einführung ins Frühneuhochdeutsche. Heidelberg 1980

Reichmann, Oskar / Wegera, Peter (Hrsg.): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen 1993

Rein, Kurt: Kontraktion in den deutschen Dialekten. In: Besch, Werner / Knoop, Ulrich / Putschke / Wiegand, Herbert Ernst: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen allgemeinen Dialektforschung. Berlin, New York 1983 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Band 1.2)

Schadeus, Elias: Ein gewisser Bericht von der deutsch-hebr. Schrift usw. Straßburg 1592 (Neuabgedruckt in: Schriften des Institutum Judaicum, Nr. 33, Leipzig, 1892. S.)

Seebold, Elmar: Etymologie. Eine Einführung am Beispiel der deutschen Sprache. München 1981

ders.: Diminutivformen in den deutschen Dialekten. In: Besch, Werner / Knoop, Ulrich / Putschke / Wiegand, Herbert Ernst: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen allgemeinen Dialektforschung. Berlin, New York 1983 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Band 1.2)

Tullos, Carol J.: The language of the Nürnberg City chancery of 1519 and its position in the

development of modern standard German. Ph.D. 1983 The University of Tennessee IX, 281 DAI, 44,A,10, 3053

Wiesinger, Peter: Diphthongierung und Monophthongierung in den deutschen Dialekten. In: Besch, Werner / Knoop, Ulrich / Putschke / Wiegand, Herbert Ernst: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen allgemeinen Dialektforschung. Berlin, New York 1983 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Band 1.2)

ders.: Dehnung und Kürzung in den deutschen Dialekten. In: Besch, Werner / Knoop, Ulrich / Putschke / Wiegand, Herbert Ernst: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen allgemeinen Dialektforschung. Berlin, New York 1983 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Band 1.2)

ders.: Rundung und Entrundung, Palatalisierung und Entpalatalisierung, Velarisierung und Entvelarisierung in den deutschen Dialekten. In: Besch, Werner / Knoop, Ulrich / Putschke / Wiegand, Herbert Ernst: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen allgemeinen Dialektforschung. Berlin, New York 1983 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Band 1.2)

Schreibung und Aussprache im älteren Frühneuhochdeutschen. Zum Verhältnis von Graphem, Phonem Phon am bairisch-österreichischen Beispiel von Andreas Kurzmann um 1400. Berlin u.a. 1996 (= Studia linguistica Germanica; 42)

Wolf, Norbert Richard: Hebung und Senkung in den deutschen Dialekten. In: In: Besch, Werner / Knoop, Ulrich / Putschke / Wiegand, Herbert Ernst: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen allgemeinen Dialektforschung. Berlin, New York 1983 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Band 1.2)

ders.: Phonetik und Phonologie, Graphetik und Graphematik des Frühneuhochdeutschen. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Zweiter Halbband. Hrsg.: Besch, Werner/ Reichmann, Oskar/ Sonderegger, Stefan. Berlin, New York, 1985. (Reihe Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Hrsg.: Ungeheuer, Gerold/ Wiegand, Herbert Ernst. Band 2.2)

Van der Elst, Gaston: Aspekte zur Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Erlangen 1987

ders.: In welchem Maße ist das Nürnberger Frühneuhochdeutsch um 1500 auch nürnbergisch? In: Bayerisch-österreichische Dialektforschung. Würzburger Arbeitstagung 1986. Unter Mitarbeit v. Regina Frisch und Olaf Stotzmann hrsg. v. Erwin Koller, Werner Wegstein und Norbert Richard Wolf. S. 194 - 211 (Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 1). Würzburg 1989

Wolff, Gerhart: Deutsche Sprachgeschichte. Tübingen 1990

b) Geschriebene und gesprochene Sprache - literarische Dialoge

Ammon, Ulrich: Zur sozialen Funktion der pronominalen Anrede im Deutschen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 2 / 1972, Heft 7, S. 73 - 88

Andoutsopoulos, Jannis K.: Deutsche Jugendsprache. Untersuchungen zu ihren Strukturen und Funktionen. Frankfurt am Main 1998

Berner, Elisabeth: Untersuchungen zu den Anredebezeichnungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Linguistische Studien 150/ II. Berlin 1986. S. 132 - 228

Betten, Anne: Analyse literarischer Dialoge. In: Fritz, Gerd und Hundsnurscher, Franz (Hrsg.): Handbuch der Dialoganalyse. Tübingen 1994

dies.: Der dramatische Dialog bei Friedrich Dürrenmatt im Vergleich mit spontan gesprochener Sprache. In: Literatur und Konversation. Sprachsoziologie und Pragmatik in der Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Ernest W. B. Hess-Lüttich. Wiesbaden 1980

dies.: Einige grundsätzliche Überlegungen zur Beschreibung alltagssprachlicher und literarischer Dialoge. In: Dialoganalyse. Referate der 1. Arbeitstagung Münster 1986. Tübingen 1986

- Bichel, Ulf*: Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung. Tübingen 1973
- Bremer, Ernst*: Zum Verhältnis von geschriebener und gesprochener Sprache im Frühneuhochdeutschen. In: Besch, Werner / Rechmann, Oskar / Sondererger, Stefan: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Berlin, New York 1985. S. 1379 - 1387 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Herausgegeben von Gerd Ungeheuer und Ernst Wiegand. Band 2.2.)
- Burger, Harald / von Matt, Peter*: Dramatischer Dialog und restringiertes Sprechen. F.X. Kroetz in linguistischer und literaturwissenschaftlicher Sicht. In: Zeitschrift für Linguistik 2, 1974, S. 269 - 298
- Dittmar, Norbert*: Quantitative - qualitative Methoden. In: Soziolinguistik. Berlin, New York 1988. S. 879 - 893 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Herausgegeben von Hugo Steger und Ernst E. Wiegand. Band 3.2)
- Ernest, W.B.*: Angewandte Sprachsoziologie. Eine Einführung in linguistische, soziologische und pädagogische Ansätze. Stuttgart 1987
- Fleischer, Wolfgang*: Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Tübingen 1997
- Grollmund, Christoph*: Die Briefe der Stadt Basel im 15. Jahrhundert: ein textlinguistischer Beitrag zur historischen Stadtsprache Basels. Tübingen 1995
- Grosse, Siegfried*: Literarischer Dialog und gesprochene Sprache. In: Festschrift für Hans Eggers zum 65. Geburtstag. Reihe Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Band 94 - Sonderheft. Tübingen 1972. S. 649 - 668
- Ingarden, Roman*: Das literarische Kunstwerk. Tübingen 1972
- Kabatek, Johannes*: Einzelsprachen verschriftet werden, ändern sie sich. Gedanken zum Thema Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Soziolinguistik und Sprachgeschichte: Querverbindungen. Herausgegeben von Gabriele Berkenbusch und Christine Bierbach. Tübingen 1994. S. 184 ff.
- Klepsch, Alfred*: Dialektverschriftung und Dialektabbau am Beispiel des Nürnbergischen. In: Beiträge zur bairischen und ostfränkischen Dialektologie. Ergebnisse der zweiten Bayerisch-Österreichischen Dialektologentagung Wien, 27. bis 30. September 1989. Herausgegeben von Peter Wiesinger. Göppingen 1984
- Koch, Peter*: Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch. Tübingen 1990 (Romanistische Arbeitshefte, Band 31)
- Kubczak, Hartmut*: Soziolekt. In: Ammon, Ulrich / Dittmann, Norbert / Mattheier, Klaus-J. (Hrsg.): Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin, New York 1987. S. 268 - 273 (=Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Herausgegeben von Gerd Ungeheuer und Ernst Wiegand. Band 3.1)
- Löffler, Heinrich*: Germanistische Soziolinguistik. Berlin 1985
- Marwedel, Günter*: von Schreibsprache und Mundart im Nürnberg des 15. Jahrhunderts? Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 37 (1970), S. 58 - 75
- Mattheier, Klaus-J.*: Pragmatik und Soziologie der Dialekte: Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Heidelberg 1980
- Reichmann, Oskar / Wegera, Klaus-Peter (Hrsg.)*: Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen 1993
- Steger, Hugo / Deutrich, Karl Helge / Schank, Gerd / Schütz, Eva*: Redekonstellation, Redekonstellationstyp, Textexemplar, Textsorte im Rahmen eines Sprachverhaltensmodells. Begründung einer Forschungshypothese. In: Gesprochene Sprache. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf 1972 = Sprache und Gegenwart 26

Steger, Hugo: Gesprochene Sprache. Zu ihrer Typik und Terminologie. In: Satz und Wort im heutigen Deutsch. Probleme und Ergebnisse neuerer Forschung. Jahrbuch 1965 / 66. Düsseldorf 1967

ders.: Bemerkungen zum Problem der Umgangssprachen. In: Festschrift für Siegfried Grosse zum 60. Geburtstag. Göppingen 1984

Steinig, Wolfgang: Soziolekt und soziale Rolle. Schriften des Instituts für Deutsche Sprache, Band 40. Düsseldorf 1976

Trömel-Plötz, Senta: Linguistik und Frauensprache. In: Heuser, Magdalene: Frauen - Sprache - Literatur. Informationen zur Sprach- und Literaturdidaktik Band 38. Fachwissenschaftliche Forschungsansätze und didaktische Modelle und Erfahrungsberichte für den Deutschunterricht. Paderborn, München, Wien, Zürich 1982

Völpel, Susanne: Die Entwicklung und Funktion pronominaler Anredeformen: eine vergleichende Analyse exemplarischer Texte unterschiedlicher Epochen. Berlin 1988

Weiss, Andreas: Syntax spontaner Gespräche. Einfluß von Situation und Thema auf das Sprachverhalten. Düsseldorf 1975

Die soziolinguistische Problematik der Schichtzuordnung von Dialektprechern. In: Besch, Werner / Knoop, Ulrich / Putschke, Wolfgang / Herbert E. Wiegand (Hrsg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin, New York, 1983, S. 1468-1474 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Band 1.2)

c) Lexika

Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bearbeitet von Elmar Seebold. 23. , erweiterte Auflage. Berlin, New York 1995

Alfred Götz: Frühneuhochdeutsches Glossar. 7. Auflage. Berlin 1967

Grimm, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Nachdruck. München 1984

Küpper, Heinz: Illustriertes Lexikon deutschen Umgangssprache in 8 Bänden. Stuttgart 1984

Pfeiffer, : Das große Schimpfwörterbuch. 2. korrigierte und ergänzte Ausgabe. Frankfurt am Main 1997

Schirmer, Alfred: Wörterbuch der deutschen Kaufmannssprache auf geschichtlichen Grundlagen. Mit einer systematischen Einleitung. Straßburg 1911

Schmeller, Johann Andreas: Bayerisches Wörterbuch. Nachdruck der von Karl Frommann bearbeiteten 2. Ausgabe München 1872-1877. München 1985

Wolf, Siegmund A. : Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache. Mannheim 1956

d) Zur Literaturgeschichte

Dünninger, Eberhard/ Kisselbach, Dorothee: Bayerische Literaturgeschichte in ausgewählten Beispielen. Band 2 - Neuzeit. München 1967

Peilicke, Roswitha: Zur Genese von Textsorten im 14./ 15. Jahrhundert. Textsortengeschichtliche Untersuchungen unter linguistischem Aspekt: In: Brandt, Gisela (Hrsg.): Historische Soziolinguistik des Deutschen. Forschungsansätze - Korpusbildung - Fallstudien. Internationale Fachtagung Rostock 1.-3.9.1992. Stuttgart 1994. 3 Bde. Bd. 1, S. 79 - 85

Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Band 27. Halle/Saale 1944

e) Zu einzelnen Textsorten

- Brief

Beer, Mathias: Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen. Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400 -1550). Schriftenreihe des Stadtarchivs Nürnberg, Band 44. Nürnberg 1990

Diewald, Gabriele Maria: Deixis und Textsorten im Deutschen. Tübingen 1991

Erasmus von Rotterdam: Ausgewählte Schriften. Ausgabe in 8 Bänden. Lateinisch und Deutsch. Herausgegeben von Werner Welzig. Band 8: De conscribendis epistolis. Übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Kurt Smolak. Darmstadt 1980

Nikisch, Reinhard M. G. : Brief. Stuttgart 1991

Metzler, Regine: Privatbriefe aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dissertation, Leipzig 1987

Steinhausen, Georg: Geschichte des deutschen Briefes. Berlin 1889

- Flugblatt

Arnold, Martin: Handwerker als theologische Schriftsteller: Studien zu Flugschriften der frühen Reformation (1523 - 1525). Göttingen 1990

Brückner, Wolfgang: Populäre Druckgraphik Europas. Deutschland vom 15. bis zum 20. Jahrhundert. München 1975

Ecker, Gisela: Der Einblattdruck von den Anfängen bis 1555. Göppingen 1981

Faulstich, Werner (Hrsg.): Grundwissen Medien. München 1994. Zum Thema Flugblatt siehe Kapitel 10: Faulstich, Werner: Blatt / Flugschrift. S. 103 ff.

Hess, Wilhelm: Himmels- und Naturerscheinungen in Einblattgedrucken des 15. - 18. Jahrhunderts. Reprint der Ausgabe Leipzig 1923. Nieuwkoop 1973

Lehmann, Hartmut: Die Kometenflugschriften des 17. Jahrhunderts als historische Quelle. In: Literatur und Volk im 17. Jahrhundert. Probleme populärer Kultur in Deutschland. Teil II. Herausgegeben von Wolfgang Brückner, Peter Blickle und Dieter Breuer. Wiesbaden 1985

Lesting-Buermann, Beate: Reformation und literarisches Leben in Nürnberg: ein Beitrag zur Kommunikationsgeschichte der Neuzeit unter Berücksichtigung der Predigten Andreas Osianders, Veit Dietrichs und der Schriften Lazarus Spenglers. Freiburg im Breisgau 1982

Scribner, Robert W.: Flugblatt und Analphabetentum. Wie kam der gemeine Mann zur reformatorischen Idee? In: Köhler, Hans-Joachim (Hrsg.): Flugschriften als Massenmedium der Reformationszeit. Beiträge zum Tübinger Symposium 1980. Stuttgart 1981

ders.: How many could read? Comments on Bernd Moeller's In: Mommsen, Wolfgang (Hrsg.) Stadtbürgertum und Adel in der Reformation. Studien zur Sozialgeschichte der Reformation in England und Deutschland. in Verbindung mit Peter Alter und Robert W. Scribner. Stuttgart 1979. S. 44 - 45

Schwitalla, Johannes: Deutsche Flugschriften, 1460 - 1525. Tübingen, 1983

Oelke, Harry: Die Konfessionsbildung des 16. Jahrhunderts im Spiegel illustrierter Flugblätter. Berlin, New York 1992

Schilling, Michael: Bildpublizistik der frühen Neuzeit: Aufgaben und Leistungen des illustrierten Flugblatts in Deutschland bis um 1700. Tübingen 1990

Schottenloher, Karl: Flugblatt und Zeitung: ein Wegweiser durch das gedruckte Tagesschrifttum. Band 1: Von den Anfängen bis zum Jahre 1848. Neu herausgegeben, eingeleitet und ergänzt von Johannes Binkowski. München 1985

Weber, Bruno (Hrsg.): Wunderzeichen und Winkeldrucker. Einblattdrucke aus der Sammlung Wikiana in der Zentralbibliothek Zürich. Zürich 1972

II) Zu Theater und Theatergeschichte

a) Theater und Theatralität

Asmuth, Bernhard: Einführung in die Dramenanalyse. 2., unveränderte Auflage. Stuttgart 1984

Baumbach, Gerda: Seiltänzer und Betrüger? Parodie und kein Ende. Ein Beitrag zur Geschichte der Theorie vom Theater. Tübingen 1995

Dürrenmatt, Friedrich: Theaterprobleme. 2. Auflage. Zürich 1963

Esslin, Martin: Die Zeichen des Dramas. Theater, Film, Fernsehen. Aus dem Englischen von Cornelia Schramm. Reinbek bei Hamburg 1989

Fischer-Lichte, Erika: Semiotik des Theaters: eine Einführung. Tübingen 1983

Kindermann, Heinz: Das Theaterpublikum des Mittelalters. Salzburg 1980

Münz, Rudolf: Das Leipziger Theatralitätskonzept als methodisches Prinzip der Historiographie älteren Theaters. In: Fischer-Lichte, Erika (Hrsg.): Arbeitsfelder der Theaterwissenschaft. Tübingen 1994. S. 25 - 42

Pfister, Manfred: Das Drama. 5. durchgesehene und ergänzte Auflage, München 1988

Schmitz, Thomas: Das Volksstück. Stuttgart 1990

Schramm, Helmar: Karneval des Denkens. Theatralität im Spiegel philosophischer Texte des 16. und 17. Jahrhunderts. Berlin 1996

Turner, Victor: Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels. Frankfurt, New York 1989

b) Theatergeschichte und Fastnachtspiel

Asmuth, Reinhold: Einführung in die Dramenanalyse. 4., verbesserte und ergänzte Auflage. Stuttgart, Weimar 1994

Bachtin, Michail M.: Literatur und Karneval. Zur Romantheorie und Lachkultur. Frankfurt / Main 1990

Baesecke, Anna: Das Schauspiel der englischen Komödianten in Deutschland - seine dramatische Form und seine Entwicklung. Diss., Halle / Saale 1935

Catholy, Eckehard: Fastnachtspiel. Stuttgart 1966

ders.: Das deutsche Lustspiel. Stuttgart 1969

Frenzel, Herbert A.: Geschichte des Theaters - Daten und Dokumente 1470 - 1840. München 1979

Hagen, Bastian: Mummenschanz. Sinneslust und Gefühlsbeherrschung im Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts. Frankfurt / Main 1983

Hohenemser, Herbert: Pulcinella, Harlekin, Hanswurst. Ein Versuch über den zeitbeständigen Typus des Narren auf der Bühne. Dissertation. Emsdetten 1940

Kusche, Ludwig / Waidelich, Jürgen-Dieter: Musik und Theater in Bayern. München 1955

Krohn, Rüdiger: Der unanständige Bürger. Untersuchungen zum Obszönen in den Nürnberger Fastnachtspielen des 15. Jahrhunderts. Kronberg/ Ts. 1974

Lenk, Werner: Das Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts. Berlin 1966

Linke, Hansjürgen: Vom Sakrament zum Exkrement. Ein Überblick über Drama und Theater deutschen Mittelalters. In: Holthus, Günther (Hrsg.): Theaterwesen und dramatische Literatur. Beiträge zur Geschichte des Theaters. Tübingen 1987

Mehlretter, Florian: Die unmögliche Tragödie. Karnevalisierung und Gattungsmischung im venezianischen Opernlibretto des siebzehnten Jahrhunderts. Frankfurt / Main 1994

Müller, Johannes: Schwert und Scheide. Der sexuelle und skatologische Wortschatz im Nürnberger Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts. Bern 1988

III) Zu einzelnen Autoren

Bernstein, Eckhard: Hans Sachs. Reinbek bei Hamburg 1993

Kartschoke, Erika / Reins, Christiane: Nächstenliebe - Gattenliebe - Eigenliebe. Bürgerlicher Alltag in den Fastnachtspielen des Hans Sachs. In: Cramer, Thomas / Erika Kartschoke (Hrsg.): Hans Sachs - Studien zur frühbürgerlichen Literatur im 16. Jahrhundert. (Bumke, Joachim/ Cramer, Thomas/ Kaiser, Gert/ Wenzel, Kerstin (Hrsg.): Beiträge zur älteren deutschen Literaturgeschichte). Bern, Frankfurt am Main, Las Vegas 1978

Filip, Helmut: Untersuchungen zu Hans Rosenplüt. Maschinenschriftliche Dissertation. München 1959

Henß, Rudolf: Studien zu Hans Folz. Berlin 1934

Könneker, Barbara: Hans Sachs. Stuttgart 1971

Luther, Martin: An den christlichen Adel deutscher Nation - Von der Freiheit eines Christenmenschen - Sendbrief vom Dolmetschen. Mit einer kurzen Biographie und einem Nachwort herausgegeben von Ernst Köhler. Stuttgart 1962

Mayer, Ludwig: Luthers Stellung zur Sprache. Dissertation. Hamburg 1930

Melanchthon, Philipp: Glaube und Bildung. Texte zum christlichen Humanismus. Ausgewählt, übersetzt und herausgegeben von Günter R. Schmidt. Stuttgart 1989,

Reichel, Jörn: Der Spruchdichter Hans Rosenplüt.

Rupprich, Hans: Dürer und Pirckheimer. Geschichte einer Freundschaft. In: Albrecht Dürers Umwelt. Festschrift zum 500. Geburtstag Albrecht Dürers am 21. Mai 1971. Herausgegeben von der Senatskommission für Humanismusforschung der DFG. Nürnberg 1971

Schnelbögel, Fritz: Das Nürnberg Albrecht Dürers. In: Albrecht Dürers Umwelt. Festschrift zum 500. Geburtstag Albrecht Dürers am 21. Mai 1971. Herausgegeben von der Senatskommission für Humanismusforschung der DFG. Nürnberg 1971

Vennemann, Theo/ Wagener, Hans: Die Anredeformen in den Dramen des Andreas Gryphius. München 1970

IV) Zu Geschichte und Sozialgeschichte

a) Zur Stadtgeschichte Nürnbergs

Beer, Mathias: Das Verhältnis zwischen Eltern und ihren jugendlichen Kindern im spätmittelalterlichen Nürnberg. Kaufmännische Ausbildung im Spiegel privater Korrespondenz. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg 77.1990. Nürnberg 1990

Biedermann, Johann G.: Geschlechtsregister des hochadelichen Patriciats zu Nürnberg. Nachdruck der Ausgaben von 1748 und 1854. Neustadt an der Aisch 1982

- Blickle, Peter*: Die Reformation im Reich. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 1992
- Breitschuh, Gernot / Liedtke, Max (Hrsg.)*: Handbuch der Geschichte des bayerischen Bildungswesens. Band 1: Geschichte der Schulen in Bayern von den Anfängen bis 1800. Bad Heilbrunn 1991
- Dopsch, Heinz*: Epoche - sozialgeschichtlicher Abriß. In: Horst Albert Glaser (Hrsg.) Deutsche Literatur - Eine Sozialgeschichte. Band II. Von der Handschrift zum Buchdruck. Spätmittelalter - Reformation - Humanismus 1320 - 1575. Reinbek bei Hamburg 1991
- Endres, Rudolf*: Sozialstruktur Nürnbergs. In: Nürnberg - Geschichte einer europäischen Stadt. München 1971.
- ders.*: Das Schulwesen in Franken im ausgehenden Mittelalter. In: Studien zum städtischen Bildungswesen des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit. Bericht über Kolloquien der Kommission zur Erforschung der Kultur des Spätmittelalters 1978 bis 1981. Herausgegeben von Bernd Möller, Hans Patze und Karl Stackmann. Göttingen 1983
- Gerlich, A. / Machilek, F.*: Die Reichsstädte - §53. In: Handbuch der bayerischen Geschichte, Band 3, Teilband 1: Die Geschichte Frankens bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. 3., neu bearbeitete Auflage. München 1997. S.653ff.
- Hampel, Günther*: Die deutsche Sprache als Gegenstand und Aufgabe des Schulwesens vom Spätmittelalter bis ins 17. Jahrhundert. Gießen 1980
- Hirschmann, Gerhard*: Zeitalter des Markgrafen Albrecht Achilles. In: Pfeiffer, Gerhard: Nürnberg - Geschichte einer europäischen Stadt. München 1971
- Höhn, Alfred*: Straßen des Nürnberger Handels. Nürnberg 1985
- Ketsch, Peter*: Frauen im Mittelalter. Band 1: Frauenarbeit im Mittelalter. Quellen und Materialien. Herausgegeben von Annette Kuhn. Düsseldorf 1983
- Kusch, Eugen*: Nürnberg - Lebensbild einer Stadt. Nürnberg 1989
- Leder, Klaus*: Nürnbergs Schulwesen an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit. In: Albrecht Dürers Umwelt. Festschrift zum 500. Geburtstag Albrecht Dürers am 21. Mai 1971. Herausgegeben von der Senatskommission für Humanismusforschung der DFG. Nürnberg 1971
- Martini, Fritz*: Das Bauerntum im deutschen Schrifttum von den Anfängen bis zum 16. Jahrhundert. Halle/ Saale, 1944
- Nowicki-Pastuschka, Angelika*: Frauen in der Reformation. Untersuchungen zum Verhalten von Frauen in den Reichsstädten Augsburg und Nürnberg zur reformatorischen Bewegung zwischen 1517 und 1537. Pfaffenweiler 1990
- Pfeiffer, Gerhard*: Nürnberg - Geschichte einer europäischen Stadt. München 1971
- Rösel, Ludwig*: Alt-Nürnberg. Geschichte einer deutschen Stadt. Nürnberg 1895
- Rösener, Werner*: Bauern im Mittelalter. 2., unveränderte Auflage. München 1986
- Schremmer, Eckart*: Die Wirtschaftsmetropole Nürnberg. In: Handbuch der bayerischen Geschichte, Band 3, Teilband 1: Die Geschichte Frankens bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. 3., neu bearbeitete Auflage. München 1997
- Schmidt, Gertrud*: Die berufstätige Frau in der Reichsstadt Nürnberg bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Erlangen 1950
- Schnelbögl, Fritz*: Zwischen Zollern und Wittelsbachern. In: Pfeiffer, Gerhard: Nürnberg - Geschichte einer europäischen Stadt. München 1971
- ders.*: Das Nürnberg Albrecht Dürers. In: Albrecht Dürers Umwelt. Festschrift zum 500. Geburtstag Al-

brecht Dürers am 21. Mai 1971. Herausgegeben von der Senatskommission für Humanismusforschung der DFG. Nürnberg 1971

Seebaß, Gottfried: Stadt und Kirche in Nürnberg im Zeitalter der Reformation. In: Stadt und Kirche im 16. Jahrhundert. Herausgegeben von Bernd Moeller. Gütersloh 1978

Twellenkamp, Markus: Die Burggrafen von Nürnberg und das deutsche Königtum (1273 - 1417).

Weiß, Hildegard: Lebenshaltung und Vermögensbildung des Bürgertums. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Reichsstadt Nürnberg zwischen 1400 - 1600. Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte Beiheft 14 (Reihe B) München 1980

dies.: Rechtliche und soziale Lage der Bauern. In: Handbuch der bayerischen Geschichte, Band 3, Teilband 1: Die Geschichte Frankens bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. 3., neu bearbeitete Auflage. München 1997

b) Zur Geschichte der Juden in Nürnberg und ihrer Darstellung im Fastnachtspiel

Borgnet, Guy: Die Satire der Juden im Alsfelder Passionsspiel. In: Parodie und Satire in der Literatur des Mittelalters. Greifswald 1989

Frey, Winfried: Literatur über Außenseiter: Hexen und Juden. In: In: Horst Albert Glaser (Hrsg.) Deutsche Literatur - Eine Sozialgeschichte. Band II. Von der Handschrift zum Buchdruck. Spätmittelalter – Reformation - Humanismus 1320 - 1575. Reinbek bei Hamburg 1991

dies.: Pater noster Pyrenbitz. Zur sprachlichen Gestaltung jüdischer Figuren im deutschen Theater des Mittelalters. In: Battenberg, J. Friedrich u.a. (Hrsg.): Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden. 2.1992 Wien, Köln 1992

Juden in Nürnberg. Geschichte der jüdischen Mitbürger vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Herausgegeben vom Presse- und Informationsamt der Stadt Nürnberg 1993

Jünger, Brigitte: Die Darstellung der Juden im Werk von Hans Sachs. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, Band 77.1990. Nürnberg 1990. S. 17 - 61

Ulshöfer, Kuno: Zur Situation der Juden im mittelalterlichen Nürnberg. In: Kirmeier, Josef / Treml, Manfred (Hrsg.) unter Mitarbeit von Evamaria Brockhoff: Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Aufsätze. München, New York, London, Paris 1988. S. 147 - 160

Wenninger, Markus: Man bedarf keiner Juden mehr. Wien u.a. 1981

Wenzel, Edith: Zur Judenproblematik bei Hans Folz. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 101, 1982. S. 79 - 104

dies.: Rolle und Funktion der Juden in mittelalterlichen Spielen. München 1992

c) Zur Sozialgeschichte des späten Mittelalters

Grimm, Jacob: Über Geben und Schenken. Abhandlungen der Berliner Akademie, 1848. Berlin 1848

Schrader, Ludwig (Hrsg.): Alternative Welten in Mittelalter und Renaissance. Düsseldorf, 1988

Schwertner, Johann: Bader, Quacksalber, Kräuterweibl. Ein Beitrag zur Volksmedizin. Sonderausstellung Mai - Oktober 1998 im Kärntner Freilichtmuseum. Maria Saal. Maria Saal, 1998

d) Zu den behandelten themenfremden Bereichen

Roth, Günther D.: Wetterkunde für alle. München 1998

Haugen, Günther: Sportpferde aus Hessen: Geschichte, Zucht und Sport. Münche, Wien Zürich 1989

Klemm, Friedrich: Geschichte der Technik. Reinbeck bei Hamburg, 1983

Schröder, Wilfried: Das Phänomen des Polarlichts. Geschichtsschreibung, Forschungsergebnisse und Probleme. Darmstadt 1984

Rutte, Erwin: Zwischen Ries und Regensburg - Erdbeben im Altmühl- und Donaauraum. Abensberg 1999

V. Nachschlagewerke

Allgemeine Deutsche Biographie. Neudruck der 1. Auflage von 1887. Berlin 1970

Brauneck, Manfred / Schneilin, Gérard (Hrsg.): Theaterlexikon. Reinbek bei Hamburg 1986

Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon / III. Berlin 1943

Frenzel, Elisabeth: Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 1988

Lewandowski, Theodor: Linguistisches Wörterbuch. 5. Auflage. Heidelberg, Wiesbaden

Lurker, Manfred: Wörterbuch der Symbolik. 5., durchgesehene und erweiterte Auflage. Stuttgart 1991